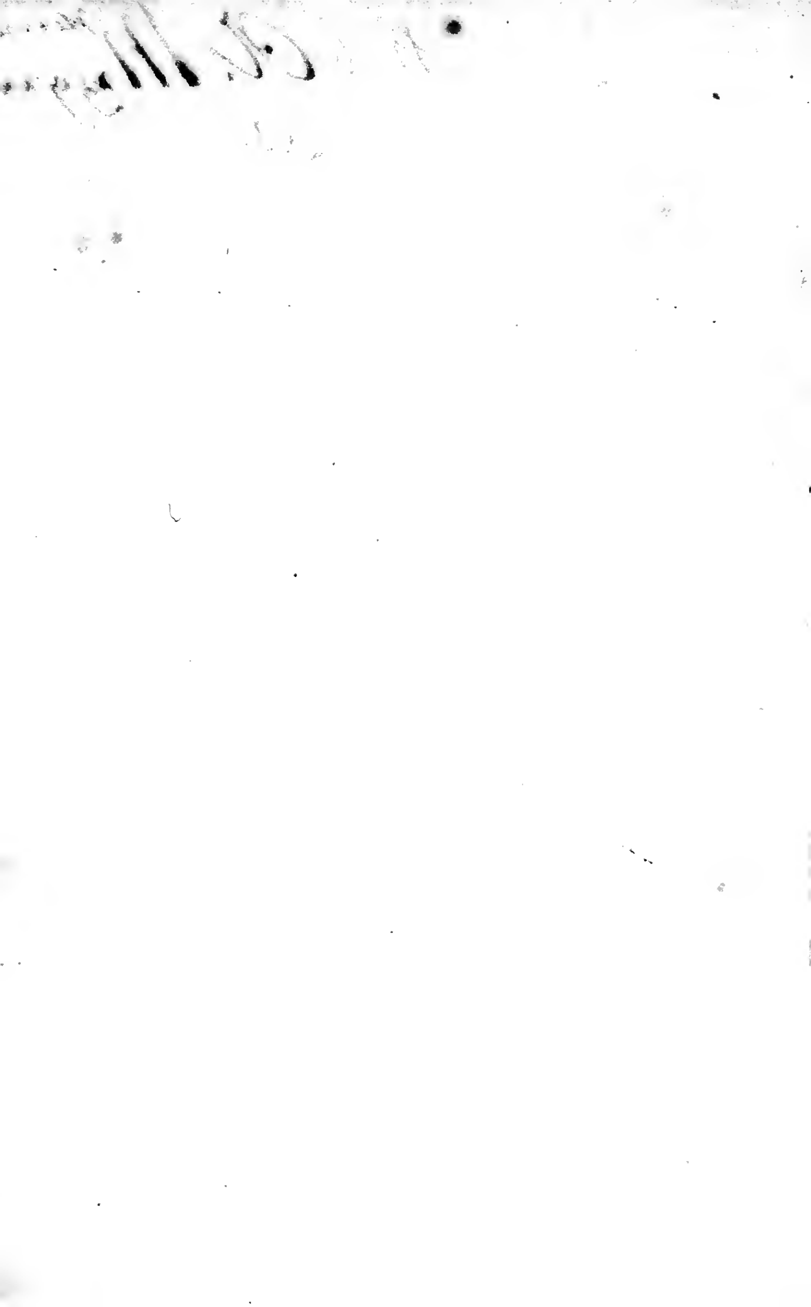


Uhland's Leben.

Ein Gedenkbuch

für das deutsche Volk

von

Dr. Johannes Gihr.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1864.

Druck von Gebr. Mäntler in Stuttgart.

Einleitung.

Jahreszeit, Witterung und Stimmung der Menschen waren gleich trübe und düster, als sie am 16. November vorigen Jahres aus dem stillen Hause an der Neckarbrücke zu Tübingen die Leiche von **Ludwig Uhland** heraustrugen. Trotz dieser Ungunst von Jahreszeit und Witterung hatten sich von Nah und Fern außerordentlich zahlreiche Leidtragende eingefunden. Unter denselben waren besonders die schwäbischen Liederkränze mit ihren florumhüllten Fahnen und Standarten bemerklich. So oft hatten sie dem lebenden Sänger, dessen waldesfrische Lieder sie wie ein heiliges Kleinod in ihrer Brust bewahren, gehuldigt; sie ließen es sich nicht nehmen, auch dem Todten die letzte Ehre zu erweisen.

Aber weit über die Grenzen von Schwaben hinaus verbreitete die Nachricht von dem Tode Uhlands die tiefste Trauer. Die Blätter des Nordens wie des Südens von Deutschland, der Katholiken wie der Protestanten, der „Großdeutschen" wie der „Kleindeutschen" — alle ohne

Ausnahme brachten dem edlen Verstorbenen weihevolle Nachrufe, und überall, wo Deutsche wohnen, versammelten sie sich in der gemeinsamen Erinnerung an ihn, um in den Vigilien einer „Uhlandsfeier“ den Schmerz über den Verlust zu mildern und das geistige Bild des Dahingeschiedenen als unsterbliches Andenken festzuhalten.

In dieser deutschen Einigkeit in der Trauer um den geliebten Todten möchten wir einen erhebenden „Trost in Thränen“, das nicht täuschende Sympton der erwachenden Mündigkeit unseres Volkes finden.

Wohl ist der Dichterruf Uhlands lange schon festgestellt. Seine Dichtungen bilden die Perlen unserer Anthologien; seine Balladen und Romanzen haben wir auf der Schule mit Begeisterung deklamirt; seine Lieder sind ein unsterbliches Nationaleigenthum geworden, die bei allen unsern Gesangfesten ertönen wie rauschender Orgelklang, die der frische Turner, der fröhliche Student, der wandernde Handwerksbursche, der Soldat auf dem Marsche singt, an denen sich Alles erfreut, Alt und Jung, in Dorf und Stadt.

Aber trotzdem Uhland so herrlich gesungen hat „von Lenz und von Liebe, von seliger goldener Zeit, von Freiheit, Männerwürde, von Treue und Heiligkeit, von allem Süßen, das Menschenbrust durchbebt, von allem Hohen, das Menschenherz erhebt“; trotzdem Uhland unbedenklich einer der größten neueren deutschen Dichter ist: wäre sein Name dennoch nicht in allen Schichten und Kreisen des deutschen Volkes ein so hochgefeierter, ein so verehrungswürdiger geworden, wenn nicht zugleich seine

Poesie noch etwas mehr gewesen wäre als die holde Blüthe einer ausgezeichneten Naturbegabung, des gottbegeisterten Genius. Sie war zugleich die Frucht eines in die reinste Humanität getauchten Charakters, eines Charakters, der stahlblank und eichenfest.

Mit seinem dichterischen Genius hatte Uhland die herrlichsten Tugenden vermählt, die zur Pflegschaft deutschen Wesens gehören, oder vielmehr wurzelte jener Genius in diesen Tugenden. Die sittliche Reinheit, die unbestechliche Rechtschaffenheit, das Schlichte, Einfache und Bescheidene in seiner ganzen Haltung und Lebensführung, das aber so weit von der alltäglich zu findenden Unterwürfigkeit entfernt war, daß er verlockende Ordensanerbietungen ohne Bedenken, kurz und bestimmt, zurückwies; das feste Beharren auf dem Wege von Recht und Gesetz, das aber nicht ausschloß, daß er allen freien Regungen des deutschen Volkslebens sich rückhaltlos anschloß, weil die Wahrheit von Recht und Gesetz ihre Erfüllung erst in der Freiheit findet; die Unerschrockenheit, womit er für die einmal erkannte Wahrheit Zeugniß ablegte, das unerschütterliche Vertrauen auf den endlichen Sieg der Ideen, die er verfocht, so daß er singen konnte:

„Der Freiheit Morgen steigt herauf,
Ein Gott ist's, der die Sonne lenket,
Und unaufhaltsam ist ihr Lauf",

dabei Tiefe des Gefühls, Gesundheit des Gemüths, feste Treue, edle Gesinnung: das waren die leuchtenden Tugenden, welche den Dahingeschiedenen schmückten, in dessen

Einzelgestalt wir plastisch dargestellt und erfüllt sehen, was das deutsche Volk im Großen und Ganzen zu werden strebt.

Was dem deutschen Volk fehlt, was es aber gegenwärtig mit aller Kraftanstrengung zu gewinnen sucht, das höchste nationale Besitzthum: ein freier und mächtiger Staat, dafür hat Uhland zeitlebens mit ausharrendem Mannesmuth gekämpft. Und eben weil er einer der ersten bahnweisenden Vorläufer deutschen Einheitsstrebens war, wollen wir uns seines Andenkens und Vorbildes für immer versichern, um uns daran zu erheben und zu stählen.

Es ist wahr, andere Völker, die weit nicht jenes Kapital von Bildung besitzen wie die Deutschen — wir dürfen es ohne Selbstüberhebung sagen —, haben mit Klugheit und praktischem Geschick ihren Staat bis zur abschließenden Thurmspitze ausgebaut, während bei dem Werk des deutschen Staatenbaues immer noch eine bedenkliche Sprachverwirrung herrscht. Man stellt uns namentlich die „große Nation" als Muster politischer Thatkraft vor Augen, die mit dem Instinkt eines auf gemeinsame Zwecke hin arbeitenden Bienenstocks sich als einheitlich geschlossenes Ganzes darstellt. Es ist wahr, die Franzosen haben einen praktischen Blick, Schick, schnell zugreifende Beweglichkeit, mit der sie ohne viel Federlesens eine Daseinsform zerschlagen, um rasch eine andere an ihre Stelle zu setzen, während der sinnende, nachdenkliche, systematisirende Deutsche es fast nirgends über theoretische Versuche hinaus bringt. Aber sollen wir deßhalb unsere Nachbarn jenseits des Rheins beneiden, weil sie so schnell bei der Hand sind,

das Königthum zu köpfen, den lieben Herrgott abzusetzen, die soziale Republik zu proklamiren und handkehrum sich das absolute Kaiserthum oktroyiren zu lassen? Gewiß nicht!

Denn das politische Leben Deutschlands wird sich von Innen heraus seine äußere Form schaffen — das ist der Zug der deutschen Geschichte. Unser Staat wird sich aufbauen auf der Grundlage der höchsten und edelsten Tugenden des Volkes, auf der keuschen Gesundheit unseres Familienlebens, auf der breiten Basis unserer Bildungsergebnisse, auf der Tiefe unseres religiösen Sinnes, auf der Freiheit unserer Gewissen, auf der innern Tüchtigkeit eines wackern Bürgerthums, als dessen männlichsten, würdigsten, energievollsten Repräsentanten wir unsern Uhland verehren.

Andere Nationen, die politisch besser daran sind als wir, feiern wohl auch ihre Dichter, Künstler, Erfinder, ihre Männer der Wissenschaft und der That; aber nirgends noch konnte sich eine solche Feier zu dem Stolze erheben, der in ihrem verklärten Gegenstand Mahnung und Trost zugleich für die Zukunft des Volkes erblickt, wie in Deutschland; nirgends, wo der Gefeierte mit seinem schöpferischen Genius so hoch über das Volk emporragte und so tiefinnig mit seinem Herzen verknüpft war, wie das bei unserm Uhland der Fall ist.

In dieser Bedeutung vor allen Dingen suchen die nachfolgenden Blätter das Bild von Ludwig Uhland dem deutschen Volke hinzustellen. Sie wollen zeigen, wie der dichterische Genius desselben getragen wird von der Würde

des Mannes; wie dieser sich aus dem Kern seines eigenen Wesens, an den Bildungseinflüssen seiner Zeit, an den allgemeinen geschichtlichen Vorgängen zu jener sittlich hohen Persönlichkeit entwickelt, die das Grundwesen der Deutschen, die Tiefe des Gemüths und die Energie der individuellen Freiheit in so eminentem Sinne darstellt. Sie wollen möglichst klar und vollständig den geliebten Dahingeschiedenen charakterisiren in seinem Sein und Schaffen und Wirken.

Erstes Kapitel.

Herkunft und erste Jugendjahre.

Das Land und Volk, dem Uhland entstammt, schildert er selber in folgenden Versen:

„Und ist denn nicht ergossen
Dein Fruchtfeld wie ein Meer?
Kommt nicht der Most geflossen
Von tausend Hügeln her?

„Und wimmeln dir nicht Fische
In jedem Strom und Teich?
Ist nicht dein Waldgebüsche
An Wild nur allzureich?

„Treibt nicht die Wollenherde
Auf deiner weiten Alb?
Und nährest du nicht Pferde
Und Rinder allenthalb?

„Hört man nicht fernhin preisen
Des Schwarzwalds stämmig Holz?
Hast du nicht Salz und Eisen,
Und selbst ein Körnlein Gold's?

„Und sind nicht deine Frauen
So häuslich, fromm und treu?
Erblüht in deinen Gauen
Nicht Weinsberg ewig neu?

„Und sind nicht deine Männer
Arbeitsam, redlich, schlicht?
Der Friedenswerke Kenner,
Und tapfer, wenn man ficht?"

In der That ist das Schwabenland von der freundlichen Natur reich ausgestattet und gesegnet. Zwar besitzt es nicht die erhabenen Schönheiten der Schweiz, aber auch nicht die einförmigen Ebenen des Nordens. Selbst im Unterlande, wo die Berge zurück und zur Seite treten, ziehen sich die Felder in anmuthig geschwungenen Linien hin, während am mittlern Neckar, dem Hauptflusse des Landes, grünbewaldete Hügel liebliche Thäler einschließen und die nahe Alb mit ihren geradgestreckten Rücken der Landschaft den Gebirgscharakter verleiht. Da und dort sind ihre Höhen mit den weithinblickenden Ueberresten alter Burgen gekrönt. An dem Fuße ihres steilen Nordrandes dehnt sich wie ein reich geschmückter Teppich ein fruchtbarer Landstrich aus, der mit seinen zahlreichen kleinen Städten und obstbaumumkränzten Dörfern und Weilern dem Auge ein lebensvolles Bild eines wohlkultivirten und glücklichen Stücks Erde darbietet.

Der Volksstamm, der hier wohnt, gehört im besseren Sinne des Worts zu den eigenthümlichsten Deutschlands. Die Gegensätze menschlicher Beanlagung sind bei ihm so mannigfaltig ausgetheilt, wie in seinem Lande die Reize

der Natur. Und diese Mannigfaltigkeit der Beanlagung ist weniger an verschiedene Individuen zersplittert, als daß sie sich bei einzelnen zur gesunden Harmonie zusammenschließt. Wir brauchen nicht an Schiller zu erinnern, der überhaupt das Normalmaß gewöhnlicher Geisteshöhe mehr als um „eines Kopfes Länge“ überstieg und neben dessen unübertroffenen dichterischen Schöpfungen seine philosophischen Untersuchungen eine so höchst bedeutende Stelle einnehmen: andere Namen württembergischer Abkunft genug ließen sich nennen, bei denen wir in bescheidenerem Maßstabe jene scheinbar entgegengesetzten Geisteskräfte bethätigt finden wie bei unserm größten Dichter und bei denen die vielgepriesene schwäbische Gemüthlichkeit die besonnene, wohlerwogene, auf Tüchtiges hin gerichtete Verstandesarbeit nicht ausschließt.

In solcher Gegend, in solchem Volke war Ludwig Uhland geboren.

An seiner Wiege rauschte der Neckar, der wenige Stunden weiter oben aus dem Dunkelgrün des Schwarzwaldes getreten und hier schon die ersten Weinberge bespült, um in seinem weiteren Laufe dem edlen Saft der Rebe seinen preiswürdigen Namen zu leihen. Wenn die Neckarweine auch nicht das schnellauflodernde Feuer der französischen besitzen, sie sind ein gesundes, wohlschmeckendes, gutbürgerliches Getränke. Von hier begegnete der Blick des aufschauenden Knaben den sargähnlichen Gebirgsformen der Alb; südöstlich erhebt sich auf einer vortretenden Kuppe die Achalm, südwestlich auf einem isolirten Bergkegel die

Burg der Hohenzollern. Freundliche Thäler mit stillen Spaziergängen links und rechts.

Der Leser wird errathen, daß von Tübingen die Rede ist. In jener fensterreichen Häuserreihe, die sich im Neckar spiegelt und an dem Hügel, dessen Höhe das Schloß krönt, sich hinzieht, haben wir die Geburtsstätte unseres Dichters zu suchen. Ein Haus mit schmalem, hohem Gibel, das der Universitätssekretär Johann Friedrich Uhland in Miethe hatte. Hier wurde Ludwig am 26. April 1787 als dessen dritter Sohn geboren.

Sein Stammbaum läßt sich bis in's siebenzehnte Jahrhundert zurück verfolgen. Damals hatte — es war gegen Ende des Jahrhunderts — ein Johann Michael Uhland aus Hattenhofen, im Oberamt Göppingen, sich in Kriegsdienste anwerben lassen und im Jahr 1688 in der Schlacht bei Belgrad mitgefochten. Hier zeichnete er sich durch einen jener „Schwabenstreiche" aus, die unser Dichter so munter besungen hat; er erlegte nämlich eigenhändig einen türkischen Pascha, und diese That verdiente es wohl, daß er sie später in seiner Heimath sinnbildlich in der Weise verewigte, daß er über der Kellerthür seines Wohnhauses in Kleingartach bei Heilbronn, wo er nach den blutigen Kriegsdiensten den häuslichen Herd gegründet hatte, ein in Stein ausgehauenes Wappen anbringen ließ, das einen Mann einschloß, welcher in der einen Hand einen Türkensäbel, in der andern einen Spaten hält, die Embleme von Krieg und Frieden.

Von jetzt an sind es immer friedliche Beschäftigungen gewesen, denen der Uhland'sche Stamm oblag. Der Sohn

unseres Helden, Josef Uhland, kam nach Tübingen in das kaufmännische Geschäft von Erhard Schmid, um hier die Handlung zu erlernen. Nachdem er sich mit der Tochter des dortigen Knopfmachers Johann Kaspar Schnierle verheirathet hatte, wurde er im Februar 1720 „unerachtet der Handelsschaft Protestation, weil er keine Kaufmannstochter geehelicht“ zum Bürger von Tübingen angenommen, und legte dort um's Jahr 1722 den Grund zu der heute noch bestehenden Handelsfirma, die seinen Namen trägt. Von jetzt an trennt sich der Uhland'sche Stamm in zwei Aeste verschiedener Berufsarten. Während von den beiden Söhnen des Kaufmanns der eine in das Geschäft des Vaters eintritt, studirt der andere, Ludwig Joseph, an dem Musensitz Theologie, wird Professor an der Universität, Ephorus des theologischen Stifts und stirbt hochbejahrt und hochangesehen im Jahre 1803, nachdem er noch die alte Ordnung der Dinge hatte über den Haufen stürzen sehen. Denn seit 1789 brauste von Frankreich her die Sturmfluth der Revolution über Europa, und mußte selbst das stille, gesittete Tübingen das Unerhörte erleben, daß Theologie-Studirende von der züchtigsten Ehrbarkeit, wie Schelling und Hegel, auf dem Wöhrd einen Freiheitsbaum errichteten und wie rasende Jakobiner um denselben herumtanzten! Aber mitten unter dem tosenden Zusammenkrachen der alten Staatsordnung und während von Westen her die schwarze Wolke der Fremdherrschaft gewitterschwanger über Deutschland heranzog, denken wir uns den ehrwürdigen Greis gerne, wie er mit mildem Hoffnungsblick einen lieben Enkel auf seinen Knien schaukelt.

Einer der Söhne des Ephorus, Johann Friedrich, wurde Universitätssekretär in Tübingen und heirathete die Tochter seines Vorgängers im Amte, Elisabeth Hoser. Aus dieser Ehe entsproß unser Dichter Johann Ludwig Uhland. Von seinem Vater ererbte er den ernsten, charakterstrengen Zug, der, wie uns bezeugt wird, schon in der frühen Jugend sich um seinen Mund legte, während das blaue, treue Auge zugleich ein träumerisches sinniges Gemüth abspiegelte, ohne Zweifel das Erbe der Mutter. Unter dem Schutze seiner braven Eltern entwickelte sich das eigenthümliche Wesen des Knaben auf ungehinderte, naturgemäße Weise still aus sich heraus. Oft sonst verläuft sich der Lebensgang der Menschen von der Wiege an bis zu jener Zeit, wo an die Stelle der Wiege der Sarg hingestellt wird, in vielverschlungenen, bald gewaltsam durchbrochenen und gehemmten, bald durch besondere Glückszufälle außerordentlich geförderter Kreislinien, so daß dann das Fazit des Lebens ebensowohl oder weit eher das Ergebniß der Schicksalsfügung, als die freiherrliche That der Bildung von Innen heraus ist. Das letztere aber war bei Uhland der Fall — wiewohl natürlich die Umgebung mit ihren Bildungseinflüssen nicht ohne Moment für seine Entwicklung blieb und — um dieß hier im Voraus zu bemerken — gerade den triebkräftigen Boden und die begünstigende Atmosphäre für die Eigenart seines Wesens abgab.

Die frühesten Erinnerungen des Knaben knüpfen sich an die beiden großelterlichen Häuser, aus denen er freundliche Eindrücke aufbewahrte. Von seinen Geschwistern war

ein Bruder schon bald nach der Geburt, ein zweiter, älter als unser Ludwig, in seinem neunten Jahre gestorben. Als eine liebe Jugendgespielin blieb ihm eine acht Jahre jüngere Schwester übrig, die sich später mit dem zu Pfullingen verstorbenen Stadtpfarrer Meyer aus Walesrode im Hannöver'schen verheirathet hatte. Sie ist dem Bruder schon längst im Tode vorangegangen. Von ihren hinterlassenen Kindern lebt nur noch ein Sohn, Rechtsconsulent Ludwig Meyer in Reutlingen.

Von den Eltern des Dichters wurde kurze Zeit nach seiner Geburt das Haus an der Neckarhalde verlassen, und sie bezogen nun eine Wohnung in der Poststraße, das jetzt Kaufmann Gunser'sche Haus. Das Stübchen, in dem der Knabe mit seinem Schwesterchen munter zu spielen pflegte, ist unter dem Namen „Dichterstübchen" dem Andenken seines einstigen Bewohners geweiht. Es verdient diesen Namen nicht mit Unrecht, denn schon in dem Knaben regten sich die poetischen Schwingen und zeichnete er sich in der Schule namentlich durch die Leichtigkeit aus, womit er ganze Seiten mit lateinischen Hexametern füllte. Ja so lustig flossen die Verse aus seiner Feder, daß der Lehrer, der sich bei andern Schülern über Mangel an verskünstlerischer Produktion zu beklagen hatte, von unserm Uhland immer mehr „Poesie" eingereicht bekam, als ihm lieb war, darunter einmal ein nicht weniger als 101 Hexameter zählendes Gedicht über „Krieg und Frieden", das er aber dem jungen Dichter etwas unwirsch mit den Worten zurückgab: „Meinst denn, ich habe nichts zu thun, als dein Geversel zu lesen?"

Unter seinen Lehrern scheint der allgemein geachtete Rector Kauffmann den förderndsten Einfluß auf Uhland ausgeübt zu haben, ein Mann, der viel auf strenge Zucht hielt und ohne Nachsicht von seinen Schülern geregelten Fleiß und pünktliche Ordnung forderte. Daß es ohne öftere Strafen nicht abging, versteht sich von selbst. Daß aber unser Uhland ganz von solchen verschont blieb, darf gewiß als ein sehr günstiges Zeugniß sowohl für seinen Fleiß wie für seine Fähigkeit gelten. Er war in der That auch der Liebling des gestrengen Lehrers, dessen Scharfblick das erwachende poetische Talent des Knaben nicht entging und der ihm daher — der damaligen Sitte der württembergischen Lateinschulen entgegen — auch gestattete, Verse in deutscher Sprache zu dichten. Das älteste deutsche Gedicht Uhlands soll in sein elftes oder zwölftes Jahr fallen und zeichnet sich durch eine für dieses Alter und die Zeit der Entstehung nicht gewöhnliche Korrektheit der Sprache aus. Ferner sind uns zwei Gedichte aus dem vierzehnten Jahre aufbewahrt worden, von denen das eine lautet:

„Unter der Tannen Umschattung, am Heiligthum der Schwermuth,
Sitz' ich, verschlungenen Arms über bemoostem Gestein.
Matt durchflammet der Tag die Trauerbehängung der Aeste,
Wie die Gewölke der Mond dämmernden Strahles durchblickt.
Ha! wie betäubet des Harzes gewürziger Weihrauch die Sinne!
Sind es Träume, die schon schwül mir die Scheitel umweh'n?
Horch! was rauschet daher? Den Schatten entflattert der Rabe.
Ach, sein prophetischer Ruf tönet so traurig, so bang!
Rabe, mich machst du nicht beben, es weckt keiner Schandthat Erinnerung
Dein so trauriger Ruf noch in der Seele mir auf.

Aber wehe dem Frevler, deß Tritt diese Stätte entweihet:
An der Sträubung des Haars fasset Entsetzen ihn hier;
Ihm dräut Schrecken das Dunkel, ihm blinket Schrecken der Lichtstrahl,
Schrecken im Rabengekrächz' rufet die Gottheit ihm zu."

Das zweite Gedicht ist eine Bitte um die Frühlingsvakanz, die jeweilen althergebrachter Sitte gemäß der Primus der Schule dem Dekane des Orts einzureichen pflegte. Im März 1801 wurde diese Ehre unserem Uhland zu Theil. In wohlgefügten Strophen schildert er die Lust und Freude des Frühlings und wendet sich dann also um Gewährung der Bitte an Seine Hochwürden:

„D'rum nahen wir uns nach der jährlichen Sitte
Zu Ihnen, Hochwürdiger, mit hoffender Bitte
Um Zeit zu des Frühlings vergnügtem Genuß.
Doch nicht um in Muße die Zeit zu verträumen,
Des Fleißes geheiligte Pflicht zu versäumen: —
Den Fleiß zu ermuntern sei unser Entschluß.

Dann kehren wir wieder mit frischeren Kräften
Zurück zu den Musen, zu unsern Geschäften
Zurück mit erneuetem Eifer und Fleiß.
Und daß wir gemäßigt die Freude genossen,
Daß nicht blos in Muße die Zeit uns verflossen,
Sei Wachsthum im Guten der schönste Beweis."

Aus dem Jahr 1803 sind uns auch zwei lateinische Gedichte erhalten, die sich durch untadelhaften Versbau und durch edlen Gedankengehalt auszeichnen. Das eine ist an J. Harpprecht, das zweite an den Großvater Professor Ludwig Josef Uhland gerichtet. Ueberhaupt stammen aus diesem und dem folgenden Jahre, also aus dem 16. und

17. Altersjahre des Dichters, schon eine hübsche Reihe frischer Lieder, Elegien und Balladen, von denen mehrere wie „Die sterbenden Helden“, „Der blinde König“ u. a. seiner spätern Gedichtsammlung einverleibt wurden. Unter den nicht aufgenommenen Gedichten ist vielleicht „Die Wallfahrtskirche“ (aus dem Jahr 1803) das bemerkenswertheste, das, wie der Nekrolog des Dichters im „Schwäbischen Merkur“ sagt, den Keim zu einem der hellsten Glanzsterne unter Uhlands Romanzen, dem erst nach Jahren herausgekommenen „Waller“ zu enthalten scheint und von dem einzelne Klänge ohne Zweifel auch in „Die verlorene Kirche“ übergegangen sind. Das Gedicht lautet:

Wie stehest du so still und düster,
Zerfall'ne Wallfahrtskirche hier,
Wie weh'n mit kläglichem Geflüster
Die falben Birken über dir.
Dich sah'n die Pilger aus der Weite
Vergoldet einst im Morgenstrahl;
Dein frommes, festliches Geläute
Verhallte fern im Felsenthal.

Der heil'ge Tag ist aufgestiegen,
Die Lieder tönen feierlich,
Geweihte Purpurfahnen fliegen
Und Opferdüfte wölken sich,
Die Priester all' im Goldgeschmeide,
Im Waffenglanz der Ritter Chor,
Die Frauen auch im lichten Kleide,
Sie ziehen am Gebirg empor.

Doch eine wandelt her vor Allen,
Sie trauert bei der Schwestern Lust,

Sie senket in des Schleiers Wallen
Ihr Haupt zur seufzervollen Brust.
Wohl mag sie sehnen sich und klagen,
Ihr Treuer kämpft im fernen Land,
Dem sie in ihrer Kindheit Tagen
Sich weihete mit Herz und Hand.

Und ahnend tritt sie in das Dunkel
Des hochgewölbten Domes ein,
Und wo die Kerzen trüben Funkel
Vom duftigen Altare streu'n,
Da brachte sie im schönern Leben
Ihr Dankgebet dem Jesubild,
Da kniet sie hin, und Thränen beben
Vom blauen Auge licht und mild.

Und als der Kinder Stimmen tönen
Aus düstrer Halle süßiglich,
Da wandelt in ein weiches Sehnen
Der Jammer ihres Herzens sich;
Und als zum hehren Orgelspiele
Erschallet nun der volle Chor,
Da hebt in seligem Gefühle
Die bange Seele sich empor.

Und schon verweh'n die Erdenlaute,
Sie höret himmlisches Getön',
Und Großes schaut die Hochbetraute
In leuchtenden, entwölkten Höh'n:
Die Engel in des Himmels Glanze,
Die Märtyrer der Fesseln los;
Und lächelnd Den im Sternenglanze,
Um den der Sehnsucht Thräne floß.

Sie hat vollbracht, sie ist berufen,
Und ihr entzücktes Auge bricht;

Sie stirbt an des Altares Stufen,
Verklärung strahlt ihr Angesicht;
Und Alle staunen, die sie sehen;
Es hallet dumpf der Glocken Klang;
Es faßt ein Schauder aus den Höhen
Die Betenden das Haus entlang.

Vom Jahr 1804 an quillt Uhlands Dichterader voll und mächtig; während einer ganzen Reihe von Jahren folgte nun Gedicht auf Gedicht, eines klangreicher als das andere, alle voll Kraft, Adel und Grazie, anmuthig im Ausdruck, melodisch dahinfließend und nicht selten die Naturwüchsigkeit des Volksliedes bewährend.

Doch wir sind beim Dichter angekommen, bevor wir den Schüler seine Knabenschuhe haben austreten lassen. Kehren wir noch einmal zu seiner ersten Jugend zurück!

Wir haben ihn als fleißigen, fähigen Schüler kennen gelernt. Das schloß jedoch nicht aus, daß er auch ein lebhafter, ja wilder Knabe war und durch seine kecken Streiche seinen weiblichen Verwandten mehr Angst machte, als wahrscheinlich nöthig gewesen. Daß in ihm das Metall zu einer festen Willensrichtung vorhanden war, bewies er schon frühzeitig. Gerne pflegte er als Knabe sich durch die Betheuerung zu binden, er wolle des Teufels sein, wenn er dieß oder jenes nicht thue — worauf ihn dann von der Ausführung seines Vorhabens nichts mehr zurückhalten konnte. Ein Unrecht, das ihm oder den Seinen zugefügt werden wollte, ließ er sich unter keiner Bedingung gefallen. In dem sogenannten Collegium illustre wurde einmal ein herzogliches Gastmahl abgehalten, ein für die

ehrsamen Einwohner der Musenstadt, denen der Zutritt gewährt war, höchst anziehendes Schauspiel. Alles drängte sich in den Speisesaal, darunter auch unser Uhland mit seiner Schwester. Ein übermüthiger Schreiber bringt die Letztere um ihren guten Platz, indem er sie auf brutale Weise auf die Seite schiebt und sich rücksichtslos vordrängt. Aber der Bruder nicht faul, packt den Federfuchser mit zorneskräftigem Arm um den Leib, trägt ihn an die Treppe und setzt ihn hier auf eine Weise ab, daß seine Rippen noch tagelang davon zu erzählen wußten.

Schon mit dem Confirmationsunterricht trat jedoch das ernste, tiefe Wesen Uhlands, das den edlen Mann zeitlebens charakterisirt hat, auf das Entschiedenste hervor, so daß sein Großvater, der zugleich Geistlicher in Tübingen war und diesen Unterricht ertheilte, mit der freudigsten Hoffnung auf seinen Enkel blicken konnte. Ueberhaupt scheint sich dessen geistige Reife rasch und reich entwickelt zu haben. Wir haben frühzeitig schon den werdenden Dichter kennen gelernt; gleichfalls noch auf der Schule wandte sich sein deutsches Herz der vaterländischen Vorzeit und Sage zu, nachdem er mit Saxo Grammaticus bekannt geworden war. Gewaltig und nachhaltig soll der Eindruck gewesen sein, den das Nibelungenlied auf den Schüler gemacht hat.

„Früh übt sich, was ein Meister werden will." Dieses Wort Schillers hat sich an unserm Dichter vorzüglich bewährt. Als Knabe schon war er mit redlichem Fleiße bemüht, die Gaben, die Gott in ihn legte, zu pflegen und zur Entfaltung zu bringen. Bei dem Knaben schon er=

blicken wir die Tendenz zu dem ernsten, tiefen, willensstarken Charakter, der dem Manne jene sittliche Hoheit verlieh, deren Glanz so viele Majestäten mit schimmernden Kronen überstrahlt. Diesen Kern des Charakters, die hervorbrechende Blüthe der Dichtkunst, der aufwachende Sinn für die geistigen Kundgebungen deutschen Wesens und deutscher Eigenthümlichkeit — in seinen jungen Jahren schon nehmen wir sie bei ihm wie in einer sich öffnenden Knospe mit deutlicher Unterscheidung wahr.

Zweites Kapitel.

Universitätsjahre.

Der Student, der etwa von Heidelberg oder Jena, von Göttingen oder Erlangen nach Tübingen kommt, fühlt sich anfänglich von der württembergischen Musenstadt nicht besonders angesprochen. Wenngleich in einer der schönsten Gegenden Deutschlands gelegen, ist sie selber nichts weniger als schön. Ueber die Einsenkung eines Hügels gebaut, der das Ammerthal von demjenigen des Neckars trennt, sind ihre Straßen eng, schmutzig, theilweise steil hinanführend; die Häuser alt, mit überhängenden Stockwerken, eng zusammengedrängt, als ob das eine bei dem andern Schutz suchen, das eine das andere stützen wollte. Sie bieten nicht das Heitere, Wohnliche und Bequeme der modernen Bauart, aber auch nicht mehr das „Romantische" der mittelalterlichen Baukunst, wie wir es z. B. in Nürnberg finden. Auch das Schloß, das über der Stadt thront, und dessen mittelalterlicher Bau von einem nüchternen Geschmack in den Kasernenstyl umgewandelt worden ist, macht

in seiner breiten Schwerfälligkeit keinen guten Eindruck. Die wohlgelegene Kirche dagegen mit ihrem hochragenden Thurm gibt dem Bild etwas Halt und Gestalt, namentlich gegen die Neckarseite hin, wo eine regelmäßig gebaute Häuserreihe hübsch Front macht. Freilich hat sich dieses Tübingen seit der Zeit, als unser Uhland dort studirte, merklich verändert. An den alten Kern haben sich neue breite Straßen mit geschmackvoll gebauten Häusern angeschlossen, unter denen besonders die Wilhelmsstraße gegen Lustnau zu mit der neuen Aula zu nennen ist. Am Neckar ist eine neue Vorstadt entstanden, die sich, da nun dort die Eisenbahn vorbeizieht, ohne Zweifel rasch erweitern und verschönern wird.

Aber auch das Leben in Tübingen wird dem neuen Studenten anfänglich nicht besonders behagen wollen. Obschon nämTübingen in der Regel mehr Studenten zählt wie eine der Eingangs genannten Universitäten, ist es in seinen Straßen weit stiller, sieht man dieselben seltener von renommirenden Studentenschaaren durchwandelt, als dieß beispielsweise in Jena der Fall ist, wo den die Vorlesungen besuchenden Studentender Schläger oder das Fleuret so unentbehrlich ist als die Mappe; wo auf der Straße den ganzen Tag über Fechtübungen gehalten werden, auf dem Marktplatze große, lärmende Trinkgelage stattfinden, wo kecke Verhöhnung des Philisters althergebrachte Sitte ist, und geräuschvolle Verschißerklärungen gegen Wirthe, die nicht mehr borgen wollen, oder gegen Professoren, deren Stimmabgabe im Senat sich nicht des Beifalls der Studenten zu erfreuen hat, zur gelegentlichen Tagesordnung gehören —

Verschißerklärungen, denen nicht selten noch dadurch ein besonderer Nachdruck gegeben wird, daß in dem Hause des Betreffenden die sämmtlichen Fenster von einem ausgiebigen Steinhagel heimgesucht werden, so daß es lustig klirrt und klingelt. Und zum Hohn auf eine solche Heimsuchung — nicht von Oben, sondern von Unten — singt dann die Studentenschaar: „Wir hatten gebauet, ein stattliches Haus" u. s. w.

In solcher Weise bethätigt sich der studentische Uebermuth in dem schwäbischen Musensitz nicht. Das oft so toll renommirende Wesen anderer Universitätsstädte findet man nicht in Tübingen. Die schwäbischen Studenten trinken auch ihr Bier und mitunter in nicht zu verachtenden Quantitäten, aber bei ihren Gelagen geht es stiller zu als anderswo, sie „kneipen gemüthlicher." Vorlaute und vorschnelle Lebhaftigkeit gehört nicht zum schwäbischen Charakter, — am allerwenigsten Renommage. Vielmehr ist hier der Student, namentlich gegen Neuangekommene, zurückhaltend, fast mißtrauisch. Er will den neuen Freund zuerst beobachten und prüfen, bevor sich ihm sein eigenes Wesen rückhaltlos erschließt. Hat er ihn dann als ächten, ebenbürtigen Freund erkannt, so gestaltet sich ein dauerndes Verhältniß.

Zugleich wird in Tübingen viel mehr gearbeitet als auf irgend einer andern deutschen Universität. Die Studirenden, welche die Hochschule besuchen, kommen in der Regel mit einer soliden Vorbildung, mit tüchtigen klassischen Kenntnissen und mit einer höchst lobenswerthen Angewöhnung zu angestrengter und geregelter Arbeit dorthin.

Dann gewährt das evangelische Seminar und das katholische Konvikt, so viel auch gegen das die Freiheit der Jünglinge Einengende und Beschränkende einzuwenden sein mag, eine sichere Garantie nicht nur für eine erfolgreiche Fortsetzung ihrer Studien, sondern auch für eine beruhigende, sittliche Entwicklung. Und das ist von unendlich hohem Werth. Wie viele Jünglinge von Talent und guter Gemüthsart, der liebenden Aufsicht des Elternhauses und der Schule kaum entlassen, sind nicht schon in dem zügellosen Treiben des Universitätslebens zu Grunde gegangen, weil sie in ihrer Unerfahrenheit sich der ungewohnten Freiheit nicht auf die rechte Weise zu bedienen wußten! Wer aber von den Studirenden auch nur einigermaßen Talent auf die Tübinger Hochschule mitbringt, aus dem muß in den genannten Anstalten etwas werden, und es ist vielleicht hauptsächlich ihnen zu verdanken, daß Württemberg so viele bedeutende Männer zählt, die eine Zierde der Wissenschaft geworden sind.

Zwar sind das Seminar und Konvikt ausschließlich theologischer Natur; allein abgesehen davon, daß so viele Zöglinge derselben der Theologie ungetreu geworden sind, um dafür auf der dort gewonnenen Bildungsbasis in der Philologie, Geschichte, Philosophie, Aesthetik u. s. w. Ausgezeichnetes zu leisten, spornt das Beispiel ihres gründlichen Unterrichts und ihrer Methode, die Jeden zwingt, „sich zusammenzuraffen", die gesammte Studentenschaft der Universität unbestreitbar zu löblichem Nacheifer an.

Für einen wissenschaftlich wohl vorbereiteten Jüngling, wie es unser Uhland war, mußte gerade die Universität

Tübingen die rechte und richtige Hochschule zur Entwicklung seines Geistes werden. Noch nicht fünfzehn Jahre alt, wurde er am 13. Oktober 1801 unter die Zahl der akademischen Bürger aufgenommen. Er hatte sich für die juristische Fakultät entschieden, aber sich „des Rechts beflissen wider seines Herzens Drang". Es scheint, daß hiebei der Wille der Eltern entscheidend gewesen sei, die ihren Sohn für eine bürgerlich praktische Laufbahn, für eine Carrière im Staate bestimmt hatten. Zugleich war damals ein bedeutendes Stipendium erledigt, das nur Juristen oder Theologen erhalten konnten. Zur Theologie zeigte Uhland wenig Lust, die Philologie, zu der ihn eine lebhafte Neigung hinzog, versprach nur eine zweifelhafte Zukunft; zum Studium der Medizin wollte er sich auch nicht entschließen, und so blieb zuletzt nur die Jurisprudenz übrig.

Trotzdem diese Fachwissenschaft mit etwas widerstrebendem Herzen gewählt wurde, so studirte er dieselbe doch mit allem Eifer. Am 9. Februar 1808 stellte der Dekan der Juristenfakultät, der geheime Rath von Kapff, ihm das Zeugniß aus, daß er seinen akademischen Kursus mit ausnehmendem Fleiß wirklich vollendet habe. Und am 8. Juli desselben Jahres bezeugte der damalige Dekan von Mayer, unter Aufführung der einzelnen gehörten Vorlesungen, daß er, neben einer vorzüglich guten Aufführung seine akademischen Studien mit ausnehmendem Fleiße getrieben und in den beiden examinibus pro gradu gute juristische Kenntnisse gezeigt habe. Das Doktordiplom der Juristenfakultät ist übrigens erst am 5. April 1810 ausgestellt und fünf=

zig Jahre später von derselben in ehrenvollster Weise erneuert worden. Seine Doktordissertation (de juris Romani Servitutum natura dividua vel individua) wird von dem berühmten Juristen Vangerow in seinem „Leitfaden der Pandekten-Vorlesungen" als eine die Sache fördernde Abhandlung ausdrücklich angeführt. Das an seinem Doktorjubiläum vom 5. April 1860 erneuerte Diplom nennt Uhland mit Recht den „ersten unter den jetzt lebenden Dichtern" und den „tapfersten und unbestechlichsten Vorkämpfer für Recht und Gesetz." Die auf der Universität erworbenen juristischen, besonders staatsmännischen Kenntnisse kamen Uhland bei seiner nachmaligen politischen Thätigkeit wohl zu Statten.

Uebrigens war es hauptsächlich die Muse der Dichtkunst, die ihn auf der Universität anzog, sowie jene Studien, die mit derselben in verwandtschaftlichem Zusammenhange stehen. Mit Lust und Liebe beschäftigte er sich mit Philologie, und hier war es namentlich der Jugendfreund Schillers, Carl Philipp Conz, der als Professor dieser Wissenschaft einen anregenden Einfluß auf unsern Studenten ausübte. Durch Professor Seybold, der in seinen Vorlesungen über Homer Vergleichungen mit deutscher und mittelalterlicher Poesie anzustellen pflegte, wurde Uhland tiefer in altdeutsche Studien eingeführt, und lernte den vor wenigen Decennien in nächster Nähe aufgefundenen Waltharius kennen. Dieses sowohl wie das dänische Sagenwerk Saxo Grammatikus und das Nibelungenlied hatten einen mächtigen Einfluß auf sein Gemüth und seine Phantasie und behielten ihn sein ganzes Leben lang. Es war

immer das Sagenhafte, Mythologische, das ächt Volks=mäßige, das ihn in der altdeutschen Literatur anzog; in der Wissenschaft wie im Leben, in der Vergangenheit wie in der Gegenwart war es stets die Volksseele, deren Kund=gebungen er lauschte, die er verstehen, der er genügen wollte. In solchem Streben machte sich ebensowohl seine eigen=thümliche Geistesrichtung geltend, als er durch dasselbe mit der Strömung der Zeit im Einklang stand. Als die beiden Dichtersterne in Weimar die Meisterwerke des klassischen Alterthums als die unerreichten Muster harmonischer Durch=dringung von Inhalt und Form auch für die deutschen Kunstleistungen aufgestellt hatten, machte sich hiegegen eine wenigstens theilweise berechtigte Reaktion dadurch geltend, daß man sich jetzt dem deutschen Alterthum und Mittel=alter mit besonderer Vorliebe zuwandte. Auch die Ungunst der Zeitverhältnisse begünstigte dieses sich auf sich selbst Zurückziehen des deutschen Geistes. Je schlimmer die Zeiten wurden, je brutaler jede Spur deutscher Selbstständigkeit zertreten werden sollte, um so eifriger flüchtete man aus der Gegenwart in die Vergangenheit, suchte in ihren Sit=ten und Gebräuchen, im Recht und in der Sprache, in Volksbüchern und Volksliedern, im Dombau und in Gemäl=den Trost im Schmerze um das zertrümmerte Leben der Gegenwart, und schöpfte im Anblick und Genuß ehemaliger deutscher Größe wieder neue Hoffnung für eine glorreiche Zukunft. Das ist der Sinn dieser altdeutschen Studien, die nicht bloß der Wissenschaft zu gute kamen, sondern zugleich das heilige Feuer der Vaterlandsliebe entzündeten, welches in den Freiheitskriegen so hell aufloderte. Der Wis=

senschaft und dem Leben zugleich war jetzt alles Sinnen und Trachten Uhlands zugewandt; durch die Studien erhielt seine poetische Ader reiche Nahrung, seine Sehnsucht nach dem Unendlichen eine bestimmte Richtung. Es ist die kräftige patriotische Stimmung, die sich jetzt so hinreißend durch seine Dichtungen zieht. Die schönsten und frischesten derselben sind in den Universitätsjahren entstanden.

Neben der Dichtkunst beschäftigte er sich zuweilen auch mit Malerei, und noch sind mehrere Aquarellen, Landschaften, Thierstücke und Federzeichnungen komischen Inhalts vorhanden, die aus seiner Jugendzeit herrühren und eine ziemliche Fertigkeit in der Technik beurkunden.

Daß das Studentenleben zu Tübingen tollen Gelagen und rauschenden Vergnügungen nicht hold ist, mußte der stillen Gemüthsart Uhlands besonders zusagen. Der Umstand, daß seine Eltern in der Universitätsstadt wohnten, ließ ihn wohl leicht die öftere Theilnahme an studentischer Geselligkeit entbehren. Er liebte die Einsamkeit und durchwandelte in freien Stunden gerne die reizende Umgebung von Tübingen, wo er im Anschauen der schönen Natur so manche poetische Eingebung empfing. Doch verschloß er sich den gesellschaftlichen Freuden nicht gänzlich; des Winters z. B. mischte er sich gerne unter die Schlittschuhläufer und raste mit ihnen munter über den Spiegel des Eises. Je weniger er in größerer Gesellschaft erschien, um so inniger schloß er sich einem auserwählten Kreise guter Freunde an. Unter diesen werden uns zunächst die beiden Stuttgarter Schoder und Friedrich Harpprecht genannt. Schoder, für die Poesie Schillers begeistert, war ein Oheim

des bekannten, vor einigen Jahren verstorbenen freisinnigen Parlamentsmitglieds; Harpprecht kam später im russischen Feldzug um, und Uhland gedenkt seiner in dem Gedicht „Auf der Ueberfahrt“:

„Und von diesem Kahn umschlossen
Waren mit mir zween Genossen:
Ach! ein Freund, ein vatergleicher,
Und ein junger, hoffnungsreicher.

Jener wirkte still hienieden,
Und so ist er auch geschieden,
Dieser, brausend vor uns allen,
Ist im Kampf und Sturm gefallen.“

Unter dem „väterlichen“ Freunde soll ein Bruder seiner Mutter, der verstorbene Pfarrer Hofer von Schmiden, gemeint sein.

Von älteren Dichtern waren unserem Uhland der schon genannte Professor Conz und Friedrich Haug von Stuttgart in Freundschaft zugethan. Zu seinen nähern Freunden auf der Universität gehörten außer den schon Genannten noch Oberjustizrath Gmelin in Eßlingen, Oberamtsarzt Ernst Uhland zu Ludwigsburg, Obermedizinalrath Heinrich Köstlin zu Stuttgart, Oberamtsarzt Tritschler zu Cannstadt, Oberamtsarzt Christoph Jäger daselbst, sein späterer Schwager Staatsrath Karl Roser in Stuttgart, Albert Schott daselbst, die Dichter Gustav Schwab in Stuttgart, Justinus Kerner zu Weinsberg und Karl Mayer zu Tübingen. Ein anderer bedeutender schwäbischer Dichter, Hölderlein, war um diese Zeit bereits dem Wahnsinn verfallen, der übrigens — ein Glück im

Unglück! — ganz harmloser Natur war. In seiner Wohnung am Neckar wurde der unglückliche Dichter oft von den theilnehmenden Freunden besucht.

Trotz seines schweigsamen Wesens, seiner Neigung zu innerlichem, oft einsamem Leben bewährte Uhland dennoch ein für Freundschaft immer besonders empfängliches Herz. So wenig er seinen eigenen Werth zur Geltung zu bringen suchte, so warm anerkannte und schätzte er die glücklichen Geistes- und Gemüthsanlagen Anderer, so neidlos urtheilte er namentlich über die poetischen Produkte seiner Freunde. Unter diesen war es besonders Justinus Kerner, zu dem er sich mächtig hingezogen fühlte. Schon damals beschäftigte sich Kerner mit dem Herüberragen der jenseitigen Geisterwelt. Allein damals so wenig wie später wollte Uhland mit dieser Beschäftigung etwas gemein haben, noch den Geisterglauben Kerners theilen. Aber durch dessen reiches Gemüth, dichterische Phantasie und originellen Humor wurde er auf's Freudigste angeregt, und oft pflegte er das poetische Talent des Geistersehers über das seinige zu stellen, und fand in jeder Kleinigkeit, die derselbe hinwarf, hervorspringendes Leben. Das Band, das die beiden als Freunde für das ganze Leben vereinte, war, wie ein Biograph Kerners richtig bemerkt, die gleiche Liebe zur Poesie und in dieser, als zu deren reinster Quelle, die Liebe für die erst damals recht erschlossene Welt der deutschen Vorzeit mit ihren unerschöpflichen, so lange begrabenen Sagenschätzen und so lang mißachteten Kunstdenkmälern.

Aus diesem Kreise hochstrebender junger Männer in

Tübingen ging die „schwäbische Dichterschule“ hervor, als deren Führer und Meister Uhland, als deren weitere Koryphäen Kerner und Schwab zu nennen sind. Ihr Verdienst liegt darin, daß sie den germanischen Geist in seiner Reinheit, angeregt von der Romantik, aber frei von ihren Verzerrungen, in lieblichen Dichtungen zu Tage gefördert hat. „Das Geburtsland Schillers, Schellings und Hegels, das gemüth- und geistreiche Schwabenland“ — so charakterisirt Rudolf Gottschall diese Schule — „stellte der in Norddeutschland blühenden Romantik eine geschlossene lyrische Dichterphalanx gegenüber, welche ebenso an Schiller und Göthe, wie an die unverfälschten Traditionen des deutschen Mittelalters anknüpfte, sich dabei aber durch den Ernst der Gesinnung, die Wärme der Ueberzeugung und durch die Lauterkeit der Dichtform wesentlich von den formlosen Poeten der mondbeglänzten Zaubernacht unterschied. Wir bewegen uns hier in einer Welt des Gemüthes; aber es sind klare Gemüther, und klar ist ihre Welt. Mit weiser Beschränkung pflegten sie die Lyrik, welche unter ihren Händen die erfreulichsten Blüthen trieb. Das Urtheil Goethe's, der den „sittlich-religiös-poetischen Bettlermantel“ bei Gustav Pfizer getadelt, war ebenso einseitig, wie das Urtheil Heine's, welcher die schwäbische Schule die Fontanelle für alle bösen Säfte Deutschlands genannt. In der That war bei einzelnen Anklängen an Goethe's einfach-innige Liederpoesie doch die sittliche Gesinnung Schillers bei der schwäbischen Dichterschule vorherrschend. Nur Uhland traf den einfachen Ton älterer und Goethe'scher Romanzen; die übrigen Dichter ließen

ihre Balladen in der Schiller'schen Weise stolz und voll austönen, und selbst bei Meister Uhland erinnern einzelne Dichtungen, wie z. B. des Sängers Fluch, an Schillers hinreißendes Pathos und markige Kraft und Fülle.

Was den Inhalt dieser schwäbischen Poesie betrifft, so waren es zunächst die landschaftliche Natur, die sich ja im schönen Schwabenlande so reizend und reich entfaltet, und die Gemüthsstimmungen, welche durch die Einwirkungen der Naturschönheit hervorgerufen worden, die in musikalisch-innigen Liederklängen ausathmeten. Das einfach besaitete und klargestimmte Gemüth dieser Poeten vermied jedes herausfordernde Virtuosenthum der Empfindung, alle kühnen Griffe und schwindelnden Probleme des Gedankens; es war ganz Hingabe, Sinnigkeit, Innigkeit und Naturandacht. So nennt Justinus Kerner die Natur mit Recht den Meister der schwäbischen Dichterschule, nachdem er die Schönheiten Schwabens, die lichten Matten, das dunkle Waldrevier, die Berge voll Reben, den blauen Neckar und die epheuumrankten Burgen seines Vaterlandes mit warmen Farben geschildert. Doch selbst bei dem Magier Justinus Kerner war diese Naturandacht unbefangen und von jeder Mystik frei. Wie sich diese Dichter durch die Reinheit der Naturanschauung von den Romantikern unterschieden, so auch durch die klare Auffassung des Mittelalters, das sie in ihren Balladen und Romanzen verherrlichten. Sie beschworen meistens schöne, idealisirte Gestalten herauf, die ein echt menschlicher Adel beseelte; es waren nicht Fouqué's sentimentale Raufbolde, nicht Brentano's schwarzbärtige Zauberer, nicht Tiecks ironische

Purzelmännchen im Harnische; es waren Menschen mit edler, warmer Empfindung, gültig für alle Zeiten und allen Zeiten verständlich. Auch suchte diese Poesie nicht ängstlich jede Berührung mit der Gegenwart zu vermeiden, sondern proklamirte in energischer Form das Glaubensbekenntniß des süddeutschen Liberalismus."

Mit seinen Freunden, mit denen er durch inniges Interesse für Literatur und Poesie verbunden war, kam Uhland wöchentlich im Gasthaus zum Ochsen oder im sogenannten neuen Bau, der Wohnung Kerners, zusammen. Schriftstellerische Versuche in Versen und Poesie wurden in diesen Versammlungen vorgelesen und beurtheilt, und fehlte es überhaupt nicht an geistigen Anregungen aller Art. Es war die Zeit, als die Romantik noch in voller Blüthe stand, deren Einfluß die jungen Dichter sich nicht entziehen konnten, die Zeit, als Achim von Arnim und Clemens Brentano „Des Knaben Wunderhorn" herausgaben. Mit dieser Sammlung deutscher Volkslieder thaten die beiden Dichterdioskuren einen glücklichen Griff in unser Volksleben. Manche herrliche und liebliche Weise klingt in dem Werke an, das aber durch die Absichtlichkeit der Sammler einen großen Theil seines harmlosen Reizes verlor. Ganz richtig bemerkt der oben genannte Literaturhistoriker, R. Gottschall, daß es den Sammlern weniger darum gegolten habe, die Blüthen des deutschen Genius in ihrer naturwüchsigen Ursprünglichkeit zum Kranze zu winden, als vielmehr gegen den klassischen Idealismus und seine ästhetischen Anforderungen wirksame Opposition zu machen. Da förderten sie die ächte Poesie zu Tage, zeigten

auf den Liederquell, der frisch hervorsprudelt im deutschen Eichenhaine, und dessen Fassung so wesentlich verschieden war von der des klassischen, kastalischen Quells. Sie vergaßen dabei, daß die Volkspoesie bei gebildeten Nationen nur einen untergeordneten Werth hat, während sie als vollgiltiger Ausdruck des nationalen Lebens und Bewußtseins bei den Naturvölkern und in dem ersten Stadium der aufdämmernden Kultur ihre höhere Bedeutung bewährt; denn die Volkspoesie der gebildeten Nationen mag hin und wieder eine verborgene Ader des Gemüthes, einen eigenthümlichen Zug des Volkslebens enthüllen, mag, anknüpfend an Ueberlieferungen der Vergangenheit, manchen Faden der ursprünglichen Phantasie weiter fortspinnen; aber ebenso oft wird sie sich von den Brocken nähren, die vom Göttertische der Heroen des Parnasses zu ihr herabfallen; sie wird vieles ummodeln in ihrer Weise, auf einen niedrigeren geistigen Standpunkt herabzerren, in ein roheres Gewand einkleiden. Und wenn solche künstlerisch unreife Produkte mit der Anmaßung auftreten, Muster für klassische Meister zu sein und ihnen den Spiegel ächter Poesie vorzuhalten, so wird man durch das Triviale, Kindische und Läppische, das in ihnen enthalten ist, doppelt zurückgestoßen. Dieß gilt auch von „Des Knaben Wunderhorn“. Es ist immer ein mißliches Zeichen für das Verhältniß der Literatur zur Nation, wenn neben der Kunstpoesie noch eine Volkspoesie herläuft, statt daß Beide in einander aufgehen, wie es in Griechenland der Fall war. Seit indeß unseres Uhlands Dichtungen in alle Kreise des Volkes gedrungen sind, dürfte auch in

Deutschland dieser Dualismus an Bedeutung verlieren und nur noch ein lokales und provinzielles Interesse darbieten. Man hat bei uns mit dem Worte Volkspoesie ebenso vielfach einen falschen Begriff verbunden, wie man unter „Volksthümlich", „Populär" noch so häufig das Triviale, Läppische versteht, dem nur Stallknechtnaturen Geschmack abgewinnen können. Nach dieser Begriffsverwirrung heißt auch volksthümlich, populär schreiben nichts anderes, als daß der Schriftsteller unter den Strich der Durchschnittsbildung hinabsinkt, den Leidenschaften der Massen schmeichelt, und sich dem grundsatzlosen Belieben der verwöhnten, von allen Ideen verlassenen Menge anbequemt. So auch gilt nur derjenige für einen Volksmann, der an den Wirthstischen das große Wort führt und sich mit den Gemeinen gemein macht. Uhland ist so unsterblich als Volksdichter wie bewährt als Volksmann; aber gerade darin liegt seine eigentliche volksthümliche Bedeutung, daß er aus der Tiefe des Volksgemüths die Perlen seiner Dichtungen heraufholte und der Mitwelt die edelsten Ziele vorhielt. Seine Losung lautet:

„An unsrer Väter Thaten
Mit Liebe sich erbaun,
Fortpflanzen ihre Saaten,
Dem alten Grund vertraun;
Zu solchem Angedenken
Des Landes Heil erneun;
Um unsre Schmach sich kränken,
Sich unsrer Ehre freun;
Sein eig'nes Ich vergessen
In aller Lust und Schmerz:

Das nennt man, wohlermessen,
Für unser Volk ein Herz."

Daß die Liedersammlung von Achim von Arnim und Clemens Brentano wieder aus dem Born der Volksdichtung geschöpft hat, begrüßte Uhland trotz dem vorurtheilsvollen Eifer, womit die beiden Dichter dabei zu Werke gingen, auf's Freudigste. Ihr gilt das aus dem Jahr 1807 stammende Gedicht „Die Lieder der Vorzeit":

„Als Knabe stieg ich in die Hallen
Verlaßner Burgen oft hinan;
Durch alte Städte thät ich wallen,
Und sah die hohen Münster an.
Da war es, daß mit stillem Mahnen
Der Geist der Vorwelt bei mir stand,
Da ließ er frühe schon mich ahnen,
Was später ich in Büchern fand:

Daß Jungfraun dort von ew'gem Preise,
Die heil'gen Lieder, einst gewohnt,
Und in der Edelfrauen Kreise
Beim Feste des Gesangs gethront.
Da kam der Krieger wild Geschlechte
Und warf den Brand in's frohe Haus.
Die Schwestern flohn im Graun der Nächte
Nach allen Seiten zagend aus.

Wie manche schmachtet, hart gefangen,
In eines Kerkers dunklem Grund!
Zu keinem milden Ohr gelangen
Die Kläng' aus ihrem zarten Mund.
Ach! Jene, die auf öden Wegen
Umhergeirret, krank und müd,

Sie ist dem schweren Gram erlegen,
Und sang noch einmal, eh sie schied.

In eines armen Mädchens Kammer
Ist einer Andern Aufenthalt,
Sie mischt sich in der Freundin Jammer,
Wann still der Mond am Himmel wallt.
Auch manche wagt der Märterinnen
Sich in des Marktes frech Gewühl,
Sie will der Menschen Herz gewinnen
Und singet sanft zum Saitenspiel.

Getrost! schon sinken eure Bande
Und Boten ziehn nach Ost und West,
In eine Stadt am Neckarstrande
Zu laden euch zum neuen Fest.
Ihr Heitern, kommt zu Tanzes Feier,
Laßt wehn das rosige Gewand!
Ihr Ernsten, wallt im Nonnenschleier,
Die weiße Lilie in der Hand!"

Mit dem Jahr 1807 gründete der poetische Kreis, als dessen Mittelpunkt wir Uhland ansehen dürfen, ein „Organ" unter dem Titel Sonntagsblatt, meist auf Anregung von Justinus Kerner, das aber nicht gedruckt, sondern nur handschriftlich erschien. Karl Mayer, ebenfalls als schwäbischer Dichter rühmlich bekannt, der, wie wir wissen, auch jenem Kreise angehörte, berichtet über dasselbe:

„Es war nämlich im Jahr 1806 das Cotta'sche Morgenblatt (eingeleitet durch eine auf die Zukunft berechnete Abschiedsrede Jean Pauls) erschienen und fand an uns aufmerksame, doch ziemlich einseitige und wenig günstige

Leser. Der Geist des Blattes war, unter dem Einflusse des satyrischen Stuttgarter Dichters Weißer und anderer von uns sogenannten Plattisten, ein sehr antiromantischer, somit ein jenen jungen Dichtern und ihren Anhängern in's Herz langender oder an das dichterische Leben gehender. Da war es wohl Kerner, der, zuerst nur im Scherze, darauf verfiel, an jedem Sonntag ein handschriftliches Gegenblatt herauszugeben, und solches auf seinem Zimmer im Neuenbau theils vorzulesen, theils für Lesende auszulegen, und der dadurch gar manche Sonntagsbesuche anlockte, so daß endlich selbst der Superattendent des Neuenbaues, der alte sarkastische Professor der Geschichte Rösler von der Sache Notiz nahm und der allgemeinen Billigung, wie er zwar solche „Stüählübungen“ (Stylübungen) wohl leiden könne, doch manches Wenn und Aber beizufügen hatte.

Der dem Morgenblatt entgegentretende Geist des Blattes, in welchem Uhland den Namen Florens, Kerner den Namen Klarus führte, charakterisirte sich gleich durch das Motto des ersten halben Bogens, aus einem Weinliede Schoders:

— — Es soll uns noch verdampfen
Der wasserreiche Erdenkloß!

Dann stellte sich an die Spitze des zweiten Blattes ein (für die beiden leitenden jungen Dichter sehr bezeichnendes) Motto von A. W. Schlegel:

Die Geister ungeborner Lieder wehen
In uns'res Schiffleins schwellende Gewande,

und eine (wenn ich recht weiß) von Uhland entworfene Vorrede nahm das Wort im Tone Weißers, so lautend:

„Wir geben unsern Lesern dießmal einige Versuche zweier ohne Zweifel noch sehr jugendlicher Priester des Apoll: der eine dieser Herren beliebt sich Klarus zu nennen, ob uns gleich, redlich zu sagen, Manches in seinen Gedichten nicht ganz klar geworden, der andere Florens, wahrscheinlich um damit eine gewisse Blüthe anzuzeigen; wir müssen aber gestehen, daß wir unter seinen Blumen mehr einfache, als gefüllte fanden. Diese beiden Herrn hatten vermuthlich vernommen, daß unsere Dichtergenies (vel quasi), als da sind: Hölty, Wackenroder, Novalis, Vermehren, Tian, Sonnenberg u. s. w. in der Blüthe ihrer Jahre von der düstern Parze abgerufen worden. Daraus mögen sie den Schluß gezogen haben, daß überhaupt die meisten großen Geister, als zu kostbar für diese Welt, frühzeitig in die andere erhoben würden“..... Sie haben daher wohl geglaubt, nicht genug eilen zu können, ihre „wiewohl noch ganz unvollendeten und überdieß inkorrekten Produkte dem Publikum aufzutischen, um noch selbst Zeugen sein zu können, wie ihr Ruhm auf Erden erglänze. — Auch könnten ja (mochten sie denken) ihre Manuscripte sehr leicht in die Hände prosaischer, oder was noch weit schlimmer, alt poetischer Menschen fallen, die diese theuern Ueberreste in schmählicher Vergessenheit modern ließen“, u. s. w. „Es wäre daher höchst grausam gewesen, wenn man nicht den beiden Herrn Poeten die Gewißheit hätte verschaffen wollen, ihre Dichterunsterblichkeit auch in dieser Welt gegründet zu haben.“

„So folgen denn nun in den Blättern viele bis dahin ungedruckte, später in die Sammlungen beider Dichter auf-

genommene vortreffliche Gedichte von Klarus und Florens, auch von letzterem einige nie gedruckte Fragmente, Gaben, die zumal in ihrer gänzlichen Neuheit unserm Freundeskreise zum größten Entzücken gereichten.

In einem dieser zuletzt erwähnten Uhland'schen Fragmente, einem Gespräche zwischen Hyld und Helgo, heißt es, um einige Worte hier auszuheben:

Hyld.

O breite deines Lebens Bild mir aus!
Dein höchstes Glück und meines Alters Ruh'
Kann hängen an der Rede deines Munds.

Helgo.

Ehrwürd'ger Greis! mir selbst hat sich der Pfad,
Den mich die Götter führten, nie erhellt.
Erhabne Thaten hab' ich nicht vollbracht;
Das größte, was ich litt und that, hat sich
Begraben in der Seele stillem Grund.

Hyld.

Doch laß mich's wissen! Denn ich kenne wohl
Die Werke, die im Innern sich erbau'n.
In stillem Dunkel saß der Götter Gott,
Als er das All der Welten dacht' und schuf.

Ein Brief vom Jan. 1807 wünscht unter dem Motto:

Was paßt, das muß sich ründen,
Was sich versteht, sich finden,
Was liebt, beisammen sein,

mit den Dichtern des Blattes bekannt zu werden, und bemerkt aus Veranlassung einiger Schoder'schen Distichen:

„Ist jener Herr Schoder derselbe, der uns bisher nur in der Wetterraserei in der Mordescholera erschienen ist?

Ich glaube es kaum" u. s. w. Doch würde die eingetretene Aenderung durch die Anekdote erklärt, die das Gegenbild seiner bekanntlich schlüpfrigen poetischen Laufbahn zu sein scheine. „Er rannte (so erzählte man mir) ganz mordberauscht auf der Eisbahn hin, bis der schwache Grund brach; da schmeckte er das kalte Bad und wurde kühl; seitdem soll er die Füße besser und künstlicher setzen."

Noch wird hinzugesetzt:

„Ihr Florens erinnerte mich sogleich an den Florens in Tiecks Kaiser Oktavianus. Hat auch er schon frühe mit dem (juridischen) Stier den (poetischen) Falken vertauscht? Ich denke es noch zu erleben, daß ich ihn auch hoch zu Pferde und (wenn er die alte rostige Rüstung ausgezogen hat) zum Ritter geschlagen erblicken werde. Empfehlen Sie ihm im voraus Geduld" u. s. w.

„Ihrem Klarus wünsche ich die Durchsichtigkeit nicht des Wassers, sondern des Edelsteins, der das Licht in blitzenden Farben zurückstrahlt. Bis jetzt vergleiche ich ihn dem Opal, diesem ein sanftes Mondlicht wiederleuchtenden Steine des Orients."

„Florens sagt in einer der Phantasien aus der Schweiz von der Tellsplatte dasselbe noch in schöner Prosa, was einige Distichen seiner nachherigen gedruckten Sammlung aussprechen. Ich selbst habe meine ersten Gedichte „an das Bächlein" und „an meine Freunde, die Dichter", unter dem Namen Tiro, der Philolog Tafel hat Uebersetzungen aus der griechischen Anthologie u. s. w. gegeben."

Leider ist das Sonntagsblatt nicht unverstümmelt erhalten geblieben. Doch ist außer dem Angeführten noch

vieles für die Charakteristik unseres Dichters und seines Freundeskreises Werthvolle erhalten geblieben.

Schon der dem Morgenblatt gegenüber genommene Standpunkt brachte es mit sich, daß dem Wesen des Romantischen selbst in diesen Jugendblättern eine, wenn auch einseitige, in den Zeitideen befangene, doch warm empfundene Schutzrede gehalten wurde. Mehreren mitgetheilten altdeutschen Balladen folgt daher ein gewiß auch jetzt noch lesenswerther und daher vollständig hier eingerückter Aufsatz von Florens über das Romantische, mit dem Motto aus dem Wunderhorn an der Spitze:

> Die Blume sproßt; sie ist ein göttlich Wort
> Und deutet auf viel schönern Ort.

Man urtheile, mit welcher Freude und Uebereinstimmung wir in jenen Tagen der Jugend die Worte des trefflichen Freundes vernehmen mußten:

„„Ueber das Romantische*).

Das Unendliche umgibt den Menschen, das Geheimniß der Gottheit und Welt. Was er selbst war, ist und sein wird, ist ihm verhüllt. Süß und fruchtbar sind diese Geheimnisse.

Hier zieht sich um sein einsames Schiff das unermeßliche Weltmeer; er zittert vor dem dumpfen Brausen, das ihm Sturm dräut. Und wenn er auch das Land erreicht,

*) „Beigefügte Anmerkung: Verfasser dieses, den seine noch sehr mangelhafte Bekanntschaft mit den Kunstwerken der romantischen Poesie gegen seine eigenen Ansichten mißtrauisch macht, will die letztern hier Kundigern zur Prüfung vorlegen.“

ist er sicher, daß nicht der Ocean, der die Veste rings umgürtet, mächtig hereinwoge und sie mit ihm verschlinge?

Doch hebt sich über ihm und dem Irdischen der heilige Aether. Der Gedanke will sich in diesen reichen Sternenhimmel mit seinen kalten, inhaltlosen Dreiecken heben. Die reellen Seelenkräfte langen mit unendlicher Sehnsucht in die Ferne. Der Geist des Menschen aber, wohl fühlend, daß er nie das Unendliche in voller Klarheit in sich auffassen wird, und müde des unbestimmt schweifenden Verlangens, knüpft bald seine Sehnsucht an irdische Bilder, in denen ihm doch ein Blick des Ueberirdischen aufzudämmern scheint; mit liebender Andacht wird er solche Bilder umfassen, ihren geheimsten Mahnungen lauschen, wie Maria den Gott in Kindesgestalt am Busen wiegte; sie erscheinen ihm wie Engel, freundlich grüßend, aber zugleich mit dem Fittig, auf dem sie sich immer in das Unendliche aufschwingen können.

Aber auch jene furchtbare Welt sendet uns ihre Gestalten, die schaurigen Nachtgeister; bedeutende Stimmen hören wir aus der Finsterniß.

Fast in jedem Bilde, das ein Geheimniß andeutet, glauben wir gerade eines jener großen Geheimnisse zu ahnen, nach denen unser Sinn, mit oder ohne Bewußtsein, immer sich hinneigt.

Die Griechen, in einem schönen genußreichen Erdstriche wohnend, von Natur heiter, umdrängt von einem glänzenden, thatenvollen Leben, mehr äußerlich, als innerlich lebend, überall nach Begrenzung und Befriedigung trachtend, kannten oder nährten nicht jene dämmernde Sehn-

sucht nach dem Unendlichen. Ihre Philosophen suchten es in lichten Systemen aufzufassen, ihre Dichter stellten jeder innern Regung des Höheren äußerlich eine helle, mit kräftigen Umrissen abgestochene, mit bezeichneten Attributen ausgerüstete Göttergestalt entgegen. Ihr Olymp stand in lichter Sonne da, jeder Gott, jede Göttin ließ sich klar darauf erblicken.

Einzelne Erscheinungen in der griechischen Poesie sind vielleicht mehr für uns romantisch, als sie es für die Griechen selbst waren.

Der Sohn des Nordens, den seine minder glänzenden Umgebungen nicht so ganz hinreißen mochten, stieg in sich hinab. Wenn er tiefer in sein Inneres schaute, als der Grieche, so sah er ebendarum nicht so klar. Seine Natur lag selbst in den Wolken. Daher waren seine Götter ungeheure Wolkengestalten, ossianische Nebelgebilde; er wußte von Meerfeien, die aus der blauen, unendlichen See auftauchten, von Elfen, Zwergen, Zauberern, die alle mit seltsamer Kunde aus den Tiefen der Natur hervortraten. Er verehrte seine Götter in unscheinbaren Steinen, in wilden Eichenhainen; aber um diese Steine bewegte sich der Kreis des Unsichtbaren, durch diese Eichen wehte der Odem des Himmlischen.

So finden wir uns mitten in dem Begriffe des Romantischen, wie er oben angegeben worden. Wie der romantische Sinn der gothischen Stämme sich mit ihnen in verschiedene Länder verbreitete oder mit der Romantik anderer Völker zusammentraf, wie das Romantische sich in verschiedenen Gegenden verschieden gestaltete und so

manches Andere sind wichtige Gegenstände historischer Untersuchung.

Auch möchte es nicht unerheblich sein, zu entwickeln, wie sich das Wort Romantisch von seiner nationalen Beziehung zum Kunstbegriff erweiterte.

Hier nur noch von einigen Hauptmomenten der Romantik und zwar zuerst von dem romantischen Christenthum und der romantischen Liebe.

Das Christenthum trat auf mit erhabenen Lehrworten aus dem Reiche der Unendlichkeit. Seine Nachfolger ergriffen zu diesen Worten die Bilder, als da sind das Kreuz, das Abendmahl (daher in der Folge die Romane vom Gral) u. s. f.

Sie bestaunten die Wirkungen der Religion in den Heiligen, diesen Wundergestalten mit dem Scheine des Himmels um das Haupt.

Die Wallfahrten, die Kreuzzüge waren eine Folge des Glaubens an die Heiligkeit gewisser Gegenstände und Gegenden: des Grabes Jesu, der Stadt Jerusalem, des ganzen gelobten Landes. Das Christenthum ist ein vielumfassender Gegenstand der Romantik, aber wohl nicht die Mutter derselben. Schon in den alten nordischen Götter- und Heldensagen herrscht der romantische Sinn.

Der Geist der romantischen Liebe (Minne) ist dieser: durch die Bande der Natur und des Charakters an das Weib gezogen, glaubt der Mann in der himmlischen Gestalt seinen Himmel zu finden; des Weibes kindliche Einfalt ist ihm die Kindheit einer höheren Welt. Er legt hinter die schöne Hülle das Ziel von all seinem Sehnen,

seine ganze Unendlichkeit. Daher die Anbetung, mit der er vor der Geliebten kniet. Ihr Rosenantlitz erscheint ihm in Verklärung, aus ihren Augen leuchtet ihm der Himmel mächtig hervor.

Jedes leise Zeichen der Huld ist ihm Segen aus der Höhe, jede zarte Rede ist ihm Offenbarung. Was daran Schein sei, was Wahrheit, wer will es ergründen? Religion und Minne sind es, für die der Helden Kraft rang und strebte. Religiosität, Minne und Tapferkeit machen den Geist der Ritterwelt aus.

Es gibt romantische Charaktere, d. h. solche, die der romantische Glaube ganz ergriffen hat und Motiv ihrer Gesinnungen und Handlungen wird; Mönche, Nonnen, Kreuzritter, Ritter des Grals u. s. f., wie überhaupt die poetischen Frauen und Ritter des Mittelalters.

Auch die Natur hat ihre Romantik. Blumen, Regenbogen, Morgen- und Abendroth, Wolkenbilder, Mondnacht, Gebirge, Ströme, Klüfte u. s. w. lassen uns theils in lieblichen Bildern einen zarten, geheimen Sinn ahnen, theils erfüllen sie uns mit wunderbarem Schauer. Manche Naturerscheinungen, Orkane, Gewitter stürmen zu rauh herein, sprechen ihren Sinn zu laut aus, übertäuben zu sehr die Ahnung durch Schrecken, um noch romantisch zu sein. Doch können sie es werden, wenn sie, mehr untergeordnet, etwa in einer Handlung als Vorbedeutung eintreten.

Eine Gegend ist romantisch, wo Geister wandeln, mögen sie uns an vergangene Zeiten mahnen, oder sonst in geheimer Geschäftigkeit sich um uns her bewegen. Wir stehen

noch außer dem Reigen der luftigen Elfen, die, nach der nordischen Sage, nur der sieht, der innerhalb ihres Kreises steht; aber wir fühlen ihre wehende Bewegung, wir hören ihre flüsternden Stimmen. Die Romantik ist nicht bloß ein phantastischer Wahn des Mittelalters; sie ist hohe, ewige Poesie, die im Bilde darstellt, was Worte dürftig oder nimmer aussprechen, sie ist das Buch voll seltsamer Zauberbilder, die uns im Verkehr erhalten mit der dunkeln Geisterwelt; sie ist der schimmernde Regenbogen, die Brücke der Götter, worauf, nach der Edda, sie zu den Sterblichen herab und die Auserwählten zu ihnen emporsteigen. Hat denn stets der absprechende Unglaube der neuen Zeit besseren Grund, als der verrufene Aberglaube der Alten? Auch hat der beständige Umgang mit dem Wunderbaren, das von allen Seiten über uns hereinhängt, so Vielen den Sinn dafür benommen. Sie haben es verwechselt mit ihrer Gemeinheit, und wem noch der höhere Blick geblieben, den nennen sie Schwärmer.

Nun so laßt uns Schwärmer heißen und gläubig eingehen in das große romantische Wunderreich, wo das Göttliche in tausend verklärten Gestalten umherwandelt!""

„Mehrere ungedruckte Gedichte von Florens, einige Gedichte, wahrscheinlich von Kölle, nachherigem württembergischen Geschäftsträger in Rom, eines in alemannischem Dialekte, will ich hier übergehen, aus ein paar Fragmenten von Florens aber den Wunsch, zu dessen Verwirklichung er so Vieles beitrug, ausheben:

„„O daß erschiene die Zeit, da zwischen den zwei sonnigen Bergen der alten und neuen deutschen Poesie, zwischen denen das Alter der Unpoesie als eine tiefe Kluft hinabdämmert, eine befreundende Brücke geschlagen und darauf ein frohes Hin- und Herwandeln lebendig würde!““

„Wenn ich ferner anführe, daß ich gewöhnlich in der Nacht vom Samstag auf den Sonntag zu dem Blatte des folgenden Sonntagsmorgens eine Karrikatur als Beigabe gezeichnet habe, so muß ich bemerken, daß diese jetzt fast verwischten Bleistiftzeichnungen in der Regel nicht in Beziehung zu dem Texte der Blätter standen. Da wurden z. B. die Skizzen einer Kanzelpredigt, von welcher übrigens das oben ausgezogene Gespräch Anlaß zu einigen Bemerkungen nahm, eine akademische Disputation, ferner — in Verspottung allzuhandgreiflicher Vorstellungen von den Freuden des Himmels oder der Seligkeit — eine „Entzückung der Verklärten“ entworfen, wonach ein Halbkreis von männlichen und weiblichen, frisierten und behaubten Köpfen mit Engelsflügeln in trunkenem Entzücken nach einem über ihnen schwebenden verklärten Füllhorne aufblickt, dem sich so eben allerlei Ess- und Trinkwaaren und andere irdische Güter und Liebeszeichen entschütten. Nur Apoll, wie er den Dichter Weißer halb erschrocken hinter einem Lorbeerbusche des Musenberges in unsauberem Vorhaben sitzend antrifft, und ihm diese Unthat verweist, gehörte zu einem von heiterer Abendgesellschaft zusammengestifteten Epigramme und belustigte den alten liebenswürdigen Dichter Conz, Weißers Freund, durch die behauptete Aehnlichkeit, welche das Zerrbild aus reinem Zufalle (denn ich

hatte damals den feindlichen Dichter noch nicht gesehen) mit dem Urbild haben sollte. Doch spielte Conz seinem Freunde etwas zu übel mit, wenn er das Ungethüm jener Zeichnung mit einem aus dem breiten Mund hervortretenden schweinischen Fangzahn und mit der Feder hinter dem Ohre für eine dem Dichter wirklich ähnliche Persönlichkeit ausgab. Denn wenn auch nicht das feinste, so hatte Weißer (ein Mann von anerkanntem Geist und und ehrenwerthem Charakter, an dem wir uns nur in jugendlichem Muthwillen rieben) in Wirklichkeit doch ein weit menschlicheres Aussehen, als der parteiische Zeichner sich ihm hier gedacht hatte.

Seinen Spaß mit Weißer, dem „reinen Hermelin der alten Schule," wie ihn Uhland in dem Sonett „Bekehrung zum Sonett" genannt hat, trieb übrigens besonders auch der Verfasser eines schönen Gespräches, Köstlin, in einem der muthwilligen Beiblätter des Sonntagsblattes, worin Dealbator (Weißer), Uz, Satan, ein fliegender Bock, Hagedorn, der Romantiker Giesebrecht und Ramler theils redend, theils handelnd eingeführt wurden.

Der Vater eines unserer Neubaugenossen und Freunde, Ernst Uhlands, eines Vetters von Ludwig Uhland, hatte bei seinem Sohne allerlei romantische Leserei angetroffen, die dem Manne der älteren Zeit sehr wenig gefallen wollte. Um einer so verderblichen Richtung des Geschmacks bei seinem Sohne entgegenzuwirken, hatte er diesem eine Anzahl von älteren deutschen Dichtern, die Werke Hagedorns, Ramlers, Uzens u. s. w. zugeschickt, die denn in

den Gesprächen ausgebeutet wurden, aus denen ich nur folgende Stellen hierher übertrage:

„„Auf dem Blocksberge.

(Uz, Dealbator.)

Dealbator. Wie ich Ihnen sagte, mein Herr! Lassen Sie sichs nicht gereuen, noch eine Reise durch den Planeten, den Sie längst unter Ihren Füßen sahen, zu machen. Ihre Gegenwart ist uns höchst nothwendig: denn wir finden den Weg nicht mehr zu dem Parnaß, auf welchem Sie, wie wir lesen, mit Herrn Gleim, Hagedorn, Cronegk, Weißer und Andern so manche vergnügte Stunden verbracht.

Uz. Ja, es war eine schöne Zeit.

O schattiger Parnaß, o schöne Büsche,
Wo ich mit kühnem Stolz mich unter Musen mische.

Ich kann Ihnen sagen, es ging recht fröhlich zu. Einigemal ließ ich mir freilich den unglücklichen Einfall kommen, mich zu erheben, „vom niedern Helikon und seinen Lorbeerhügeln.“ Da sagte ich:

Ich eil' in unbeflogne Höhen!
Wie keuchet hinter mir
Der Vogel Jupiters, beschämt, mir nachzusehen!

Allein, mein Herr, lassen Sie sich warnen durch mich, Alles mit Maß zu thun; ich sage Ihnen im Vertrauen, in einer gewissen Höhe überlief mich ein solcher Schwindel und ein solches Keuchen, daß ich in Todesangst ausrief:

O göttlich hoher Flug!
Mein Flügel ist nicht stark genug,
Sich dir auf Newtons Pfad,
O Muse, nachzuschwingen;
Ich will in niedern Büschen singen.

Dealb. Und da trafen sie den Herrn Silen, von dem Sie uns so Herrliches erzählen:

Ihr Enkel, glaubt mit heiligem Erstaunen:
Ich sah den Gott Silen; er zechte.

Uz. Ja, den Silen, den kannte ich recht gut. Er lehrte mich die Kunst, stets fröhlich zu sein. Von nun an war ich ein genügsamer Mensch, lebte in Frieden,

Dort im Gesträuch geruhig hingestreckt,

und war ganz zufrieden mit diesem meinem Theil vom Parnasse."

Ferner:

Dealb. Haben Sie die Güte, ihm (dem Apollo) dieses Pröbchen gewissermaßen epigrammatischer Gedichte von mir zu präsentieren.

Uz. Apoll, das weiß ich, rechnet auch das Epigramm zu dem weiten Gebiet, das er schützend umspannt.

Dealb. Und diese Reminiszenzen der Zeit, da ich mit einer liebenswürdigen, obgleich etwas alten Muse tändelte" u. s. w.

Ferner:

„Ramler. Ich und der hohe Gott dieses Flusses (Spree) haben oft zu gleicher Zeit Langeweile und er erzählte dann von der feinen und aufgeklärten Stadt Berlin. Oder ein andermal lege ich mich unter jene Geisblattstauden und setze mich in eine gewisse dichterische Stimmung, als ob neben mir Chloe oder Daphne ruhte; so entsteht, wie ihr wißt, si quid vacui sub umbra lusimus, ein ganz unschuldiges Gedichtchen" u. s. w.

Endlich:

Hagedorn. Um Gotteswillen, Herr Dealbator! Ihr Gesicht hat sich in eine Froschlarve verwandelt. Wie ist Ihnen? reden Sie!

(Dealbator hüpft wie ein Frosch aus dem Wasser an's Ufer.)

Uz. Wo sind denn meine Füße? O ihr Götter! bin ich in einen Fisch ausgewachsen?

Haged. Großer Gott! bin ich ein Schwamm? Ich bin durch und durch geträuft mit Wasser!

Ramler. Rettet! helft! Pegasus stehe uns bei mit deinen Schwingen! Land! Land!

(Der Bock kommt herbei.)

Bock. Halten Sie sich nur zuversichtlich an meinen Schwanz, gute Herren! ich will Sie an diesem herausziehen.

(Er zieht an seinem Schwanz Uz, Ramler und Hagedorn auf den Sand. Eine lange Pause.)

Uz. Was war das? habe ich meine Beine wieder?

Haged. Ich bin verrückt.

Dealb. O nicht doch, meine Herrn! es war nur eine dichterische Täuschung.

Uz. Ein wahrhaft poetisch-romantischer Moment"" u. s. w.

„Noch mag erwähnt werden, daß es dem Blatte auch an musikalischen Beilagen nicht fehlte. Wenigstens erinnere ich mich noch einer Composition unseres Freundes, des in Cannstatt zu früh verstorbenen Oberamts- und Bade-

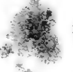
arztes Tritschler, damals gleichfalls im Neuenbaue, zu Kerners Liede:

> Weint auch einst kein Liebchen
> Thränen auf mein Grab u. s. w.

Das Abschiedsgedicht, mit welchem Florens, vor der Zerstreuung der in die Ferien reisenden Genossen, die Reihe dieser Sonntagsblätter schloß, übergehe ich hier und gebe zum Schlusse nur noch die aufbewahrenswerthen Bemerkungen desselben Freundes zu einem von ihm mitgetheilten Bruchstücke aus den uns damals noch sehr fremden Nibelungen, deren Ueberfahrt über die Donau betreffend:

„„Von dem Streite vor Bern (Verona) erzählt der prosaische Anhang des Heldenbuchs: „„Da kam je einer auf den andern, bis daß sie all erschlagen wurden. All die Helden, die in aller Welt waren, wurden dazumal erschlagen, ausgenommen der Berner (Dietrich von Bern). Da kam ein kleiner Zwerg und sprach zu ihm: Berner! Berner! du sollt mit mir gahn! Da sprach der Berner: Wo soll ich hingahn? Da sprach der Zwerg: Du sollt mit mir gahn! Dein Reich ist nit mehr von dieser Welt. Also ging der Berner hinweg und weiß Niemand, wohin er gekommen ist, ob er noch im Leben oder todt sei?““

Dieß hob jene alten Gedichte in's Idealische. Da die Helden eine eigene mystische Welt bildeten, so durften sie nicht hinab altern in eine entkräftete Nachwelt. Helden starben durch Helden, in voller Kraft, alle zugleich. Sie kommen alle aus den entlegensten Gegenden zusammen,



um sich zu morden, oder vielmehr um vereint zu wallen in das heilige Land des Todes. Sie schweben auf in die Höhen der Poesie und thronen wie ein ossianisches Geisterreich riesenhaft in den Wolken."

Ferner: „Wenn nach Jean Paul im Epos die Welt herrscht, kein Lebens-, sondern ein Weltlauf erscheint, so treffen wir in den Nibelungen diesen Charakter des Epos unverkennbar. Gewaltig, wie nirgends, ist hier der Untergang einer ganzen Heldenwelt dargestellt. Ein großes, dunkles Verhängniß waltet über der Handlung, bildet die Einheit derselben und wird uns beständig im Hintergrunde gezeigt. Wir belauschen es von der Zeit an, da es die ersten Fäden um die Helden des Gedichtes spinnt; wir folgen ihm, bis es sie ganz umschlungen in den Abgrund hinabreißt. Es darf nicht befremden, wenn im Verlaufe der Handlung einige Personen verschwinden, die Anfangs wichtige Rollen spielten. Sifrids Tod wirkt ähnlich dem Tode des Patroklus. Wie dieser des Achilleus, so weckt jener Chriemhildens Rache und führt das wahre Leben der Handlung herbei. Befremden soll es auch nicht, wenn wir in eine ganz andere Geschichte versetzt zu werden scheinen, als in der wir Anfangs wandelten. In der ersten liegt der Keim der folgenden.

Mit dem einen Arme faßt das dunkle Verhängniß seine Opfer, um sie mit dem andern zu schlachten. Das Einzelne verliert sich in's Ganze des Epos. Wie ein leichtes Spiel, wie ein Mährchen der Liebe, das ein Troubadour zarten Frauen vorsingt, hebt die Erzählung an:

Es wuchs in Burgunden ein schönes Magdelein,
Daß in allen Landen kein schöneres mochte sein;
Chriemhilde war sie geheißen, das wunderschöne Weib. —

Aber gleich kommt die düstere Mahnung:

Darum mußten der Degen viele verlieren den Leib.

Es erglänzt ein üppiges, festliches Leben. Jugendliche Ritter fahren nach blühenden Bräuten. Liebe wirbt um Gegenliebe. Aber es ist das Morgenroth vor einem Gewittertage. Dunkel wird es und dunkler. Hader und Streit erwachsen. Der schwarze Mord tritt herein, ihm nach die blutige Rache. Das schöne Mägdlein, mit der das Lied so heiter begann, von der es hieß: „„Niemand war ihr gram,““ sie wird zur Furie des schrecklichen Verhängnisses. Zwei Heldengeschlechter, die Helden vom Rheine und die Helden König Ezels im Hunnenlande, führt sie zum Mordfeste zusammen. Wie die nordischen Kämpen sich zum Zweikampfe auf Felseninseln überführen ließen, wo sie in fürchterlicher Einsamkeit sich gegenüber stunden, zusammengehalten von den Armen des reißendes Stromes: so stehen hier die zwei Heldenwelten sich entgegen; das eiserne Schicksal preßt sie zusammen; kein Weichen, keine Rettung. Wie zwei zusammenstoßende Gestirne zerschmettern sie sich und versinken.

Eine Stelle, wo das Verhängniß in seinem dunkeln Walten über der Handlung des Gedichtes wie durch Nachtgewölke erblickt wird, wo es beginnt, die dem Untergange geweihten Helden von der übrigen frohen Welt abzuschneiden und seine schaurigen Knoten wie das schwarze Gitter eines Gottesgerichtskampfes um sie herzuziehen, eine solche

Stelle ist die folgende (s. Müllers Ausgabe S. 69)““ u. s. w., worauf dann eben die erwähnte Donauüberfahrt aus dem Nibelungenlied ausgehoben wird.“ — —

Der oben mitgetheilte Aufsatz Uhlands über das Romantische ist in hohem Grade bezeichnend für sein Verhältniß zu dieser Schule. Wir finden darin nichts von der aristokratisch-genialen Ueberhebung über Sitte und Gesetz, nichts von dem traumhaften, geistersehenden Schlafwandeln, nichts von der Emanzipation der Phantasie von der Zucht des Verstandes und Gewissens, nichts von dem Allem, was im schlimmen Sinne die Romantiker charakterisirt; vielmehr leuchtet uns aus dem Aufsatz Uhlands sein Streben nach klarer Einsicht in das Wesen des Romantischen, seine sonnenhelle Begriffsbestimmung desselben, seine Lust an ernster, geregelter Arbeit auf's Wohlthuendste entgegen. Die in spätern Jahren von ihm herausgegebene Sammlung alter hoch- und niederdeutscher Volkslieder ist ein schöner Beleg dafür, mit welchem gesunden Blick, mit welchem lautern, tiefen und feinen Gefühl er die Schätze der deutschen Volksdichtung zu heben verstand. Das Werk ist die Frucht des sorgfältigsten Sammlerfleißes, der unverdrossensten wissenschaftlichen Forschung und zeugt in Auswahl und Anordnung des Dargebotenen von dem geläutertsten Geschmack und von ächthistorischem Sinn. „Das Ganze“, sagt er in der Vorrede, „ist weder eine moralische noch eine ästhetische Mustersammlung, sondern ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Volkslebens.“ Es ist das Lebensfähige und Lebenswerthe, was Uhland von der Romantik repräsentirt; an den positiven Ergebnissen der romantischen

Schule, an ihren wissenschaftlichen, namentlich auf das Altdeutsche gerichteten Bestrebungen hatte er, wie wir später andeuten werden, einen wesentlichen Antheil. Zwar hat er auch in die von den beiden Romantikern Achim von Armin und Clemens Brentano herausgegebene „Heidelberger Einsiedler-Zeitung“ poetische Beiträge gesandt, die noch einen starken romantischen Beigeschmack haben; allein durch seine spätern Dichtungen und durch sein ganzes Leben hat er bewiesen, wie wenig er mit der Romantik im schlimmen Sinne gemein hatte. Vielmehr geht ein Pulsschlag gesunder Männlichkeit durch seine Lieder, seine Balladen, Romanzen und dramatischen Dichtungen, und weit entfernt, sich solche Schwankungen des Charakters, solche Haltlosigkeit in den sittlichen, religiösen und politischen Grundsätzen zu Schulden kommen zu lassen, wovon die romantischen Convertiten so erbärmliche Beispiele gegeben haben, ist es gerade das eigenthümliche, mustergültige, zur Nachahmung ermunternde Wesen Uhlands, daß er in seinem geläuterten Gemüthe den unverfälschten, unbestechbaren Geist der ächten, den ganzen Menschen in Anspruch nehmenden Forschung und Dichtung trug, daß er sein Leben lang unverbrüchlich treu hielt an dem einmal für wahr Erkannten, und daß für ihn die Ziele seines Strebens, seiner Selbstbildung, seines Schaffens und Wirkens so fest standen wie die ewigen Gestirne am blauen Firmament. Selbst auf seine frühesten Dichtungen scheinen die Romantiker keinen bestimmenden Einfluß gehabt zu haben, wohl aber Göthe, wie unser Dichter einst Tieck gegenüber bemerkt. Auch ist anzunehmen, daß Schiller nicht ohne Moment für ihn blieb.

An Bürgers Gedichten sprach ihn ihr volksmäßiger Ton an. Im Ganzen aber wuchs Uhland in seiner dichterischen Entwicklung wie in seiner Charakterbildung mehr aus sich selber heraus, als daß er sich von Außen heraus seine maßgebende Geistesrichtung hätte aufdringen lassen.

Außer durch seine Gedichte in der „Heidelberger Einsiedler-Zeitung“ machte sich Uhland dem größeren Publikum auch durch seine poetischen Beiträge für den Musenalmanach des im Felde umgekommenen Leo von Seckendorf zu Wien für die Jahrgänge 1807 und 1808, für Stolls Zeitschrift „Prometheus“, für Cotta'sche und Mannheimer Almanache, des „Pantheon“ u. s. w. auf das Vortheilhafteste bekannt. In dieselbe Zeit ungefähr fällt wohl auch die Abfassung eines Bruchstücks zu einem Trauerspiel, „Alfer und Auruna“, das sich in des Dichters Nachlaß vorgefunden hat. Dem jungen, nach Thaten dürstenden Alfer erzählt der alte, erfahrene Isulf von vergangener Zeit:

„O gern verweil' ich bei der alten Zeit;
Es war die Zeit des Ernstes und der Kraft.
Der Königsstamm, der von den Göttern sproßt,
(Er wahrt in sich ein göttlich Wesen stets,)
Erschien dem Volk in stiller Majestät.
Da war kein Leben, wie in jener Burg,
(in die Gegend hinaus zeigend)
Wo sie mit eitelm Glanz und Schilde prunken.
Sie fühlen, wie sie arm an Kräften sind,
Wie innen fehlt der heilige Beruf;
Drum wühlen sie das Gold aus tiefem Schacht
Und suchen Perl' und Purpur unter'm Meer,
Daß sie in eitel blendend Erdengut,

Gleich den Zwergkönigen der Zauberkluft,
Verhüllen innere Erbärmlichkeit.
So sind der eignen Krone Sklaven sie;
Vom Himmel aber fällt kein Weihestrahl
Auf ihre Stirne, die sich vorwärts neigt.
Wie anders war es hier im Herrscherhaus:
Die Frauen gingen um den Webstuhl ernst
Gleich Schicksalsgöttinnen; die Väter saßen
Gedankenvoll umher in Tempelstille,
Bis sie, vom innerlichen Gott bewegt,
Aufsprangen zum glorreichen Heldenkampf.
Die Jugend trieb sich nicht mit losem Spiel,
Sie ward geübt in strenger Waffenzucht,
Sie streckte nicht gleich wucherndem Gesträuch
Die schwachen Aeste früh am Boden aus;
Nein, festgedrängt zum derben Stamme, stieg
Sie hoch empor, und schwang mannkräftig dann
Die Riesenarme zu den Sternen auf.
Und wie die Könige, so war das Volk
Tiefsinnig, stark, den alten Göttern treu."

Gemeinschaftlich mit Kerner dichtete Uhland auch eine zweiaktige Posse: „Die Bärenritter", die, auf einer von Friedrich Kölle mitgetheilten Karlsruher Anekdote beruhend, sich durch eine Fülle von Poesie und Humor auszeichnet. Die Gesänge des Stückes wurden von dem musikalischen Friedrich Knapp, Uhlands späterem, bald gestorbenen Stuttgarter Freunde (für dessen gastfreundliche Bewirthung Uhland mit seinem „Metzelsuppenliede" dankte), komponirt. Ein weiteres Lustspiel unseres Dichters, dessen Entstehung gleichfalls in seine Universitätsjahre fällt, heißt „Die unbewohnte Insel". Beide Bühnenstücke sind handschriftlich noch vorhanden.

Mit dem Freundeskreise in Tübingen war auch der dorthin gekommene dänische Dichter Oehlenschläger in nähere Beziehung getreten, ferner Varnhagen, der seiner medizinischen Studien wegen sich einige Zeit in Tübingen aufhielt und mit Kerner in Einem Hause wohnte. Unterm 16. November 1808 schreibt er, nachdem er diesen kurz charakterisirt hat: „Auch Ludwig Uhland, ebenfalls Dichter, hab' ich gesehen und gesprochen." Ende November erzählt er dann von den beiden Freunden:

„Hier (in Tübingen) hat sich Justinus Kerner sehr an mich angeschlossen und auch Ludwig Uhland hab' ich nun erst recht kennen gelernt. Zwei liebe, herrliche Menschen, ächte ursprüngliche Seelen, reich begabt mit innerem Leben und äußerem Talent. Mein ihnen durch die Almanachspoesie schon bekannter Name, jene unreifen, vergessenen Gedichte sind es, die mir diese neuen Freunde verschafft, aus diesem geringen Faden spann sich die schönste Verbindung.

„Von Uhland brachte mir Kerner ein ganzes Päckchen handschriftlicher Gedichte: da tauchte mir wirklich die Seele in frische Dichtungsfluth! Seine Lieder sind Göthisch; das heißt aber nicht Göthe'n nachgeahmt, sondern in gleichem Werthe mit dessen Liedern: eben so wahr und rein, so frisch und süß! Uhland behilft sich nicht mit Worten und Redensarten, nur das Gefühl spricht und die Anschauung, daher ist sein Ausdruck immer ächt. Die Natur, die ihn umgibt, die Vorzeit, deren Sage er verhallen hört, bezeichnen den Kreis seiner Dichtung; aber sein Geist ist doch aus unserer Zeit, sein Gemüth umfaßt die ganze Bildung derselben, und so ist er der

Auffassung und Wirkung nach durchaus modern. Seine gedrungene Kürze macht mich bisweilen aufjauchzen. Vaterlands- und Freiheitsliebe durchströmen ihn, und auch dieß macht mir ihn werth. Ich schicke euch einige Lieder von ihm; „Des Knaben Berglied“ und „Drei Lieder“ gefallen euch gewiß. Auch eine Stelle aus einer Dichtung in Prosa stehe hier; von einer Geliebten wird gesagt: „„Sie war der Glanz meiner Jugendtage: des Morgens Morgenstern, des Abends Abendroth. Ein Kuß von ihr! ein Abschiedskuß! Und sind wir uns nicht bestimmt für's Leben, so mögen wir uns doch bestimmt sein für einen Kuß. Und drängt sich in einen solchen Kuß nicht eines Lebens Lust und Schmach?““ — Umgang hab' ich nicht viel mit ihm und nur durch Kerners Vermittlung, denn er ist der verschlossenste, hartnäckigste Schweiger, der mir noch vorgekommen .... Keine Verlegenheit, keine Angst wirkt auf ihn, er wartet ab, was daraus werden möge, und schweigt. Redet er aber, so ist, was er sagt, gediegen, klar, zweckmäßig und möglichst kurz; ohne alle Absicht und Ziererei ist es so, aus freier Natur heraus. Ist das nicht schön? Und so ist der ganze Mensch. Seine Redlichkeit, Hochherzigkeit und Treue preist Jeder, der ihn kennt, als unerschütterlich und probehaltig. Er wird nächstens die Universität verlassen und eine Reise nach Paris unternehmen. Er ist im Ganzen nicht rauh und herb, aber wo er es ist, werden ihn die Franzosen nicht glätten, und gesprächig machen noch weniger.“

Dem Freunde Varnhagen schrieb unser bescheidener Dichter in das Tagebuch:

„Als Phöbus stark mit Mauern, Thürmen, Gittern,
Die Königsburg von Nisa half bereiten,
Da legt' er seiner Lyra goldne Saiten
Auf einen Mauerstein mit leisem Schüttern.

Die Zinne konnte nicht so sehr verwittern,
Daß nicht den Marmor noch in späten Zeiten
Selbst bei des Fingers leichtem Drübergleiten,
Durchklungen hätt' ein sanft melodisch Zittern.

So legt' auch ich auf dieß Gedächtnißblatt,
Das Du wohl öfters, blätternd, wirst berühren,
Mein Saitenspiel, auch gab es einen Ton:

Und dennoch zweifl' ich, ob an dieser Statt
Du jemals einen Nachklang werdest spüren,
Denn ich bin Phöbus nicht, noch Phöbus Sohn."

Den dichterischen Bestrebungen und Produktionen Uhlands traten aber nicht selten seine juristischen Studien und Arbeiten hindernd und störend in den Weg, besonders da er sich auf sein Fakultätsexamen vorbereitete und sich mit der Abfassung der Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde zu beschäftigen hatte.

Indeß gewährten ihm seine äußern Verhältnisse doch hinlängliche Muße, so daß er selbst an größere poetische Schöpfungen denken konnte. Er entwarf den Plan zu einer Tragödie über „Franzeska von Rimini", „Konradin", zu andern kleinen Dramen und Singspielen, zu einem Roman in Form eines Romanzenkranzes, zu einem dramatischen Mährchen „Die Entführung", zu einem Decameron altfranzösischer Erzählungen u. s. w. Eines und Anderes wurde von ihm theilweise ausgearbeitet und bruch-

stückweise veröffentlicht. Nachdem er 1808 das Examen glücklich bestanden hatte, sprudelte jetzt die Ader seiner lyrischen Poesie wieder freier, und sah er sich nach einem Verleger für seine Gedichte um — freilich vor der Hand vergeblich.

Von seinen dramatischen Versuchen aus dieser Zeit ist Mehreres noch vorhanden, wie das „Nachspiel zu Kerners Schattenspiel Eginhard“, eine Skizze zu dem einaktigen Lustspiel „Die Serenade“, die erste Szene zu dem in der Gedichtsammlung enthaltenen „Ständchen“, in welcher Junker David seinem Diener Thomas aufgibt, ein Liebeslied für das Ständchen zu dichten. Da dieser sich nicht recht hiezu anzuschicken weiß, so gibt ihm sein Herr die nöthige Anleitung, indem er ihn an die Stelle führt, wo er der Geliebten das Ständchen bringen will:

„Vor Allem denke dir, der Tag sei Nacht.

Thomas.

Das ist sehr schwer zu denken, lieber Herr!

David.

Du denkst nur, statt der Sonne, Mond und Sterne.

Thomas.

Die sind doch viel geringer als die Sonn'?

David.

Ich will dich lehren, wie man so was denkt.
Merk auf! Ich schlag an diese Rose hier;
Es fahren Blätter aus nach allen Seiten,
Nur wen'ge bleiche blieben noch am Stiel.
So, mußt du denken, schlag' ich in die Sonne,
Da fahren tausend Sterne durch die Luft,
Und an der Stelle bleibt ein blasser Mond.
Den so bewandten Mond nun denke dir

Hier auf des schönen Fräuleins Fenster schimmernd,
So wie die Sonn' es eben jetzt bestrahlt." —

Von dem dramatischen Mährchen „Die Entführung" ist ein Fragment unter dem Namen Schildeis in der Gedichtsammlung aufgenommen. Nach der noch vorhandenen Skizze zu dem Ganzen hat Eginhard, Herzog in Böhmen, sich in Adelhaid, die Tochter des Kaisers Otto, des Feindes von seinem Stamme, auf einem Turnier verliebt.

„Anzuschauen das Turnei,
Saßen hundert Frauen droben;
Diese waren nur das Laub,
Meine Fürstin war die Rose.
Aufwärts blickt ich keck zu ihr,
Wie der Adler blickt zur Sonne.
Wie an meiner Wangen Gluth
Das Visir durchbrennen wollte,
Wie des Herzens kühner Schlag
Schier den Panzer durchgebrochen!
Ihrer Blicke sanfter Schein
War in mir zu wildem Lodern,
Ihrer Rede mildes Wehn
War in mir zum Sturmestoben,
Sie, der schöne Maientag,
In mir zum Gewitter worden.
Unaufhaltbar brach ich los,
Sieghaft Alles niederdonnernd."

Aber die Geliebte ist für das Kloster bestimmt und sollte in Regensburg als Nonne eingekleidet werden. Eginhard und der alte Ritter Dietwald beschließen, sie zu ent=

führen. Sie geben sich für Abgesandte des Kaisers aus, die der Prinzessin kostbaren Schmuck überbringen, um am Tage der Einweihung die Heilige des Klosters damit zu zieren. Dietwald, dem seine grauen Haare Ansehen gaben, spielt die Hauptperson, Eginhard folgt ihm als Diener. Ein Brief, als von dem Kaiser geschrieben, eröffnet Adelhaiden, die zwar der Welt, nicht aber ihrer Liebe entsagt hat, ihre Absicht. Die Entführung geht glücklich von Statten. Bald erhält hievon der Kaiser Nachricht; wer aber der Entführer ist, weiß er nicht. Sein Zorn macht sich in bittern Reden Luft. Inzwischen lebt sein Page Roland der Hoffnung, daß ihm die Prinzessin Adelhaid vom Schicksal bestimmt sei, und daß er mit ihr zugleich den kaiserlichen Thron erhalten werde. Er hält sich nämlich für einen jener fabelhaften Prinzen, die, nachdem sie lange im Dunkel gelebt, zuletzt wieder zu dem ihrer Geburt würdigen Glanze gelangten. Nach ihrer Entführung schreibt die Tochter an ihren kaiserlichen Vater einen Brief, um dessen Versöhnung zu erbitten. Dieser wird aber jetzt nur um so mehr erbittert, als er daraus ersieht, daß die Hochzeit bereits vor sich gegangen, und zwar mit dem Sohne seines abgesagten Feindes. Er belagert Prag, wo das junge Ehepaar Hof hält. Der Page Roland, der die Hochzeit nicht glaubt, wird bei dem Anblick der herzoglichen Burg von dunklen Erinnerungen ergriffen. Er meint, daß er vielleicht seiner Geburt nach ein böhmischer Prinz sei. Es erscheinen Abgeordnete der Stadt, die dem Kaiser die Schlüssel überbringen und erzählen, daß Eginhard, um sein Volk nicht den Greueln des Kriegs hinzu-

geben, sich mit seiner Gemahlin in der Nacht entfernt habe, man wisse nicht wohin. Das Ehepaar aber hatte tief im Böhmerwald in einem abgelegenen Schlosse Schildeis mit Ritter Dietwald Zuflucht gesucht. Eckart, der steinalte Burgvogt von Schildeis, kommt von der Jagd zurück und verwundert sich, in dieser Einöde Menschen zu finden. Er erkennt seinen Herzog, irrt jedoch darin, daß er meint, es sei Eginhards Vater, von dessen Tode er nichts weiß. Dieser Eckart lebt nicht wie andere Menschen in der Zeit;

„Das Jahr nicht kennend, das der Welt ihn gab,"

wie es in dem in der Gedichtsammlung abgedruckten Fragment heißt —

„Hat er schon längst auf sechzig sich geschätzt,
Doch neigt das Jahr sich wieder, denkt er stets:
Ich hab' ein Jährlein leicht zu viel gezählt;
So tritt er über sechzig nie hinaus.

. . . .

Kein Wunder, daß die Zeit ihm stille stand
Und daß er meinet, Alles steh' im Alten;
Denn kein Ereigniß zeichnet ihm die Tage,
Seitdem der sel'ge Herzog hier gejagt,
Noch hört er Kunde von dem Lauf der Welt.
Den Wechsel selbst der Jahreszeiten läßt
Der Tannenwälder ewig Dunkelgrün,
Der Felsen ewig frühlingslose Oede
In unsrer Wildniß weniger bemerken.

. . . .

Ihr Theuersten! Des Menschen Leben ist
Ein kurzes Blühen und ein langes Welken.
Durch diesen einfach langen Wechsel zieht

Der Jahreszeiten schneller, bunter Tausch,
Und schafft dem Menschen, der, dazwischen stehend,
Nicht folgen kann, so mannigfaches Weh.
Denn wann der Herbst das Feld entblümt, entlaubt,
Da trübt sich selbst des frischen Jünglings Sinn,
Er muß das Alter kosten vor der Zeit.
Noch schmerzlicher — wenn sich der Lenz belebt,
Da will des Greisen Wange neu sich röthen,
Sich zu verjüngen meint das matte Herz;
Ach! kurze Täuschung nur!
Der dürre Stamm, er treibt ein schwaches Laub,
Doch zu gesunder Blüthe bringt er's nicht.
Drum lob' ich diese wechsellose Gegend,
Wo nichts im Herzen weckt der Sehnsucht Qual."

Als Schildknecht des vorigen Herzogs ist Eckart verwundet worden und hat das Schloß Schildeis zum Ruheplatz erhalten. In dasselbe zieht nun Eginhard mit seiner Gemahlin ein, dem alten Eckart Treue und Verschwiegenheit anempfehlend. Bald verirren sich der Kaiser und sein Page Roland in einem Walde und werden von der Nacht überfallen. Endlich erblicken sie ein Licht und gehen darnach; es führt sie in das Schloß unseres Ehepaars. Otto und Eginhard haben sich vorher nie gesehen. Adelhaid aber ist schon auf ihrem Zimmer. Man weist den Gästen ihr Gemach an, und es gehen Alle ab, bis auf Eckart, der den Roland im Vorsaal zurückhält. Eckart hat an einem goldenen Kreuz und einem Muttermal den Roland für seinen Sohn erkannt, der ihm mit dem Kreuze, das Eckart als Gnadenzeichen von dem verstorbenen Herzog erhalten hatte, bei einem Einfall der Slaven entführt worden war. Roland ist unendlich erfreut; das einsame

Schloß hat sogleich seine Neugierde gespannt; er bittet seinen Vater, sich zu entdecken, ihm Alles zu sagen, indem er nicht anders meint, als daß Eckart irgend ein verkleideter König oder Fürst sei. Eckart sagt, daß hier allerdings ein Geheimniß obwalte, daß er aber vor der Hand nicht sprechen dürfe. Roland gibt sich zufrieden und geht in sein Schlafgemach in der festen Hoffnung, daß er am andern Morgen als Prinz aufgeweckt und das große Glück im Schlaf über ihn kommen werde. Den Kaiser haben seine traurigen Gedanken nicht schlafen lassen; er tritt aus einer Nebenthüre, setzt sich in die Ecke auf einen Stuhl und entschlummert. Die Lampe erlöscht, nur der Mond scheint durch die hohen Fenster. Adelhaid, durch unruhige Gedanken gequält und von der Anwesenheit der Fremden nichts wissend, erscheint in weißem Gewande in dem Saal, ohne den Kaiser in der Ecke zu bemerken. Sie trägt eine Laute, stellt sich an das Fenster im Mondschein und spielt eine sanfte Melodie. Der Kaiser erwacht, sieht lange ungewiß hin und springt endlich auf. „Mein Kind! Wach' ich oder träum' ich?" — Adelhaid erschrickt: „Geist meines Vaters!" ruft sie und entflieht. Roland fragt gähnend aus dem Nebengemache: „Ob es nun richtig sei?" Denn er meint, er werde nun zu der längst erwarteten Herrlichkeit gerufen. Dieß scheint aber nicht der Fall zu sein, vielmehr das Ganze zur Zufriedenheit der jungen Eheleute und des Kaisers zu enden. —

Der Roman, den Uhland ursprünglich in Prosa schreiben wollte, sollte „Hermann von Sachsenheim" heißen. Den anfänglichen Plan änderte er nun dahin ab, daß er

die Dichtung in gebundener Redeweise abzufassen begann. Sie sollte in einem Cyclus von zwanzig oder mehr Romanzen bestehen. Einige Verse der ersten Romanze lauten:

„Klärchen wandelt durch den Garten,
Gießt die Blumen, bindet sie;
Ihr, der hülfelosen Waise,
Ward zum Vater Hugo früh;
Doch der zarten Mutterstelle
Stand der schöne Garten vor,
Nährte sie mit seinen Früchten,
Schmückte sie mit seinem Flor,
Wiegte sie auf seinen Zweigen,
Deckte sie mit Schatten lind;
Seine schönsten Blumenfarben
Haucht er ein dem theuern Kind.
Wie die Süße so erwachsen,
Dankt sie seiner treuen Müh',
Pflegt die schwesterlichen Blumen,
Gießte, bindet spät und früh.“ — —

So waren die Universitätsjahre Uhlands unter mancherlei vielversprechenden Entwürfen zu Ende gegangen. Während der Genius des Vaterlandes ob der Schmach und dem Elend, welche über dasselbe hereingebrochen, ob dem Eigennutz und Verrath der Fürsten, der Uneinigkeit der Völker trauernd sein Antlitz verhüllte, schaute vom Strande des Neckars die Muse der Dichtkunst verklärten Auges in die Zukunft. Wir haben das Charakteristische der Uhland'schen Poesien bereits angedeutet; es ist das Deutschnationale, das Volksthümliche, das Urkräftige, das ihre Eigenthümlichkeit ausmacht. Darin liegt, wenn auch

noch nicht deutlich ausgesprochen, so doch deutlich erkennbar, eine Opposition gegen die französische Unterjochung, eine Vertheidigung und Rettung deutscher Selbstständigkeit. Und ein bemerkenswerthes Zusammentreffen ist es auch, daß, während in fortgesetzter, strenger Selbstbildung der Jüngling Uhland in Tübingen sich zu einem überzeugungstreuen Charakter entwickelte, der Mann Fichte in Berlin jene Reden an die deutsche Nation hielt, die wie Posaunentöne das schlummernde Selbstgefühl des deutschen Volkes mitten in der allgemeinen Verzagtheit wieder aufweckten, den Trauernden Trost, den Verzweifelnden Muth brachten und bei Allen wieder die erloschene Hoffnung auf die nationale Selbstständigkeit und Zukunft anregten.

Das war aber nur möglich, indem Fichte mit unerbittlicher Klarheit unter den Deutschen die Einsicht verbreitete über die wahren Ursachen ihres Verfalls, dann aber das rechte Mittel ihrer Wiederherstellung zeigte, welches nicht in den täuschenden Bildern einer ungewissen Hoffnung auf äußere Hilfe oder auf unerwartete Glücksfälle liege, sondern das in ihnen selber zu finden sei und aus einer Region stamme, welche dem Widersacher und jeder äußern Gewalt völlig unzugänglich bleibe: die Wiederherstellung des Volksgeistes von Unten her durch eine allgemeine Nationalerziehung. Der Gedanke, der jenen Reden zu Grunde liegt: daß jedes Volk in jeglicher Lage sich selbst helfen könne und sich geholfen habe, sobald es klar und einig über sein Ziel war — wenn es zugleich die Beharrlichkeit hatte, die Bedingungen seiner Rettung allem Widerstande zum Trotze durchzusetzen: dieser

so einfache als große Gedanke ist es, der als befreiende Mahnung auch den Bestrebungen unserer Gegenwart gilt.

Irgendwo, sagt Fichte, hat die Selbstsucht durch ihre vollständige Entwicklung sich selbst vernichtet, indem sie darüber ihr Selbst und dessen Selbstständigkeit verloren. Was so seine Selbstständigkeit verloren hat, kann sich aus diesem Zustende lediglich unter der Bedingung erheben, daß ihm eine neue Welt aufgehe. Dieß geschieht nur durch eine, die ganze Nation schlechthin umfassende Erziehung. Zunächst handelt es sich hiebei darum, einen festen und unfehlbaren guten Willen im Menschen zu bilden, an die Stelle der Selbstliebe eine andere Liebe, die unmittelbar auf das Gute, schlechtweg als solches und um sein selbst willen, geht, zu setzen und auf diese Weise die reine Sittlichkeit zur That werden zu lassen. Sodann soll der ganze Mensch durchaus und vollständig zum Menschen gebildet werden bis in die Wurzel seines Lebens hinein, zur Klarheit des Verstandes und zur Reinheit seines Willens. Soll die Menschheit nicht bleiben in diesem Nichts, zu dem sie geworden, so muß sie von nun an zu Allem, was sie noch weiter werden soll, sich selbst machen. Denn dieß ist die eigentliche Bestimmung des Menschengeschlechts auf der Erde, daß es mit Freiheit sich zu dem macht, was es eigentlich ursprünglich ist. Die neue Erziehung muß zuallererst von Deutschen an Deutschen angewendet werden; in dem Grundzuge der Deutschen liegt die Fähigkeit und Empfänglichkeit der geforderten neuen Bildung, ausschließend vor allen andern europäischen Nationen. Die Deutschen allein unter allen neuern Kulturvölkern haben

ihre Sprache rein aus sich selbst und aus ihrem gemeinsamen Volksleben heraus entwickelt; alle romanischen Stämme haben die ihrige erst durch Uebertragung einer fremden, und zwar einer selbst schon halb abgestorbenen Sprache erhalten: der Deutsche redet eine bis zu ihrem ersten Ausströmen aus der Naturkraft lebendige Sprache; jene Stämme eine nur auf der Oberfläche sich regende, in der Wurzel aber todte Sprache. Allein in diesen Umstand, in die Lebendigkeit und den Tod, setzt Fichte den Unterschied. — Die Folgen dieses Unterschieds sind: 1) Beim Volke der lebendigen Sprache, also bei den Deutschen greift die Geistesbildung ein in's Leben; beim Gegentheile geht geistige Bildung und Leben jedes seinen Gang für sich fort. 2) Aus dem gleichen Grunde ist es einem Volke der ersten Art mit aller Geistesbildung rechter eigentlicher Ernst und es will, daß diese in's Leben eingreife; dagegen einem von der letztern Art diese vielmehr ein genialisches Spiel ist, mit dem sie nichts weiter wollen. Die letztern haben Geist; die ersteren haben zum Geist auch noch Gemüth. 3) Was aus dem zweiten folgt: die erstern haben redlichen Fleiß und Ernst in allen Dingen und sind mühsam, dagegen die letztern sich vom Geleite ihrer glücklichen Natur gehen lassen. 4) Was aus Allem zusammen folgt: In einer Nation von der ersten Art ist das große Volk bildsam, und die Bildner einer solchen erproben ihre Entdeckungen an dem Volke und wollen auf dieses einfließen; dagegen in einer Nation von der zweiten Art die gebildeten Stände vom Volke sich scheiden und des letztern nicht weiter, denn als eines blinden Werkzeugs ihrer Pläne achten. — Diese

Grundzüge deutschen Wesens lassen sich auch aus der Geschichte nachweisen. Für dieselbe gibt die Reformation einen schlagenden Beleg. Durch sie wurde es mit der Religion erst wahrer Ernst, durch sie wurde sie nicht bloß eine Sache des Verstandes, sondern auch des Gemüths, um einzugreifen in Leben und Willen. Die deutsche Bildung offenbarte sich namentlich in Luther. An Gelehrsamkeit und andern Vorzügen übertrafen ihn nicht nur Ausländer, sondern sogar Viele in seiner Nation. Aber ihn ergriff ein allmächtiger Antrieb, die Angst um das ewige Heil, und dieser ward das Leben in seinem Leben und setzte immer fort das Letzte in die Wage und gab ihm die Kraft und die Gaben, die die Nachwelt bewundert. Und wie verhielt sich das Volk zu dem Reformator? Blieb es in seiner dumpfen Ruhe, gefesselt an den Boden durch irdische Geschäfte und ungestört fortgehend den gewohnten Gang, oder erregte die nicht alltägliche Erscheinung gewaltiger Begeisterung bloß sein Gelächter? Keineswegs! sondern es wurde wie durch ein fortlaufendes Feuer ergriffen von derselben Sorge für das Heil der Seele, und diese Sorge eröffnete schnell auch ihr Auge der vollkommenen Klarheit und sie nahmen auf im Fluge das ihnen Dargebotene.

Die gänzliche Erhebung über allen Glauben an fremdes Ansehen wurde dem Deutschen zur neuen Anregung; es entstand die Aufgabe, das Uebersinnliche in der Vernunft selber aufzusuchen und so erst eigentliche Philosophie zu erschaffen, indem man, wie es sein sollte, das freie Denken zu der Quelle unabhängiger Wahrheit machte.

Eine andere Aufgabe der Vernunft und Philosophie an die neue Welt, sagt Fichte, die Errichtung des vollkommenen Staates, habe unter den Augen der Zeitgenossen das Ausland mit feuriger Kühnheit ergriffen, aber kurz darauf dieselbe wieder schmählich fallen gelassen, weil eben der vernunftgemäße Staat sich nicht durch künstliche Verbesserungen aus jedem vorhandenen Stoffe aufbauen lasse, sondern die Nation müsse zu demselben erst gebildet und heraufgezogen werden. Nur diejenige Nation, welche zuvörderst die Aufgabe der Erziehung zum vollkommenen Menschen durch die wirkliche Ausübung gelöst haben werde, werde sodann auch jene des vollkommenen Staats lösen. Und diese Nation sei die deutsche, die sich in dem Sinn auf die naturgemäße Weise entwickle, daß bei ihr alle Bildung vom Volke ausgegangen sei und ausgehe.

Der eigentliche Unterscheidungsgrund zwischen Deutschen und Nichtdeutschen liege darin, ob man an ein Erstes und absolut Ursprüngliches im Menschen selber, an Freiheit, an unendliche Verbesserlichkeit, an ewiges Fortschreiten unseres Geschlechts glaube oder ob man alles dieses nicht glaube. Was an Geistigkeit und Freiheit dieser Geistigkeit glaubt und die ewige Fortbildung dieser Geistigkeit durch Freiheit will, das, wo es auch geboren sein mag, ist unseres Geschlechts. Was an Stillstand, Rückschritt, Cirkeltanz glaubt, oder gar eine todte Natur an das Ruder der Weltregierung setzt, dieses ist undeutsch und fremd für uns.

Auf das so geschilderte Wesen der deutschen Nation setzt Fichte sein Vertrauen auf ihre Zukunftfähigkeit.

Allein bis die von ihm geforderte Nationalerziehung vollendet ist, bis in einer kommenden Generation ihre Früchte reifen, welche Mittel gibt es, uns aufrecht zu erhalten? Die Antwort lautet: Wird unser äußeres Wirken in hemmende Fesseln geschlagen, laßt uns desto kühner unsern Geist erheben zum Gedanken der Freiheit, zum Leben in diesem Gedanken, zum Wünschen und Begehren nur dieses einzigen. Laßt die Freiheit immerhin auf einige Zeit verschwinden aus der sichtbaren Welt, geben wir ihr eine Zuflucht im Innersten unserer Gedanken, so lange, bis um uns herum die neue Welt emporwachse, die da Kraft habe, diese Gedanken auch äußerlich darzustellen. *Wir müssen eben zur Stelle werden, was wir ohnedieß sein sollten: Deutsche. Wir sollen unsern Geist nicht unterwerfen: so müssen wir aber vor allen Dingen einen Geist uns verschaffen, und einen festen und gewissen Geist; wir müssen ernst werden in allen Dingen und nicht fortfahren, bloß leichtsinniger Weise und zum Scherze dazusein; wir müssen uns haltbare und unerschütterliche Grundsätze bilden, die allem unserem übrigen Denken und Handeln zur festen Richtschnur dienen; Leben und Denken muß bei uns aus Einem Stücke sein und ein sich durchdringendes und gediegenes Ganzes; wir müssen in beiden der Natur und der Wahrheit gemäß werden und die fremden Kunststücke von uns werfen; wir müssen, um es mit Einem Worte zu sagen, uns*

Charakter anschaffen; denn Charakter haben und deutsch sein, ist ohne Zweifel gleichbedeutend.

Zu einem solchen deutschen Charakter, wie ihn Fichte fordert, entwickelte sich Uhland. Ueberhaupt sollte man glauben, daß all die flammenden, kerndeutschen Worte, an denen in den Jahren der Schmach und Unterdrückung das deutsche Volk sich wieder erhob, bei jenem in der eigentlichsten Bedeutung zu Fleisch und Blut geworden seien. Wie Arndt, dessen erster Theil seines „Geist der Zeit“ im Jahre 1807 erschien, hat er sein Lebenlang ein warmes deutsches Gemüth und den tapfern Zorn gegen alles Undeutsche und Schlechte bewahrt; wie Schleiermacher in seinen Reden und durch sein Beispiel ihn gelehrt, wollte er nichts zu schaffen haben mit den „altgläubigen und barbarischen Wehklagen, wodurch die Meisten die eingestürzten Mauern ihres jüdischen Zions und seine gothischen Pfeiler wieder emporschreien möchten“; er wollte die Religion nicht aus irgend welchem äußern Grunde, z. B. als Stütze von Recht und Ordnung, sondern um ihrer selbst willen geliebt sehen; seine Frömmigkeit hatte ihren Springquell in dem Innersten seiner Seele, in der Tiefe seines Gemüthes. — Und wir dürfen auch annehmen, daß Uhland den reformatorischen Bestrebungen Wessenbergs auf kirchlichem Gebiete mit liebevoller Theilnahme gefolgt ist. Denn was wollte der katholische Prälat anders, als die verschiedenen Confessionen in Deutschland in christlicher Liebe verbinden und der deutschen Einheit gerade da den

mächtigsten Vorschub leisten, wo sie denselben am nöthigsten hat, in den Angelegenheiten, die für jedes Herz die heiligsten sind, in der Religion. Die religiöse so wenig als die politische Einheit hat Uhland erlebt; aber vergönnt war ihm doch, zwei unschätzbare Errungenschaften der Wessenberg'schen Wirksamkeit für das deutsche Volk schon vor Jahren begrüßen zu dürfen: die allgemeine Einführung eines deutschen Kirchen- und Volksgesangs beim Gottesdienst und die Anwendung und der vermehrte Gebrauch der deutschen Sprache — statt der bisher allein üblichen lateinischen — bei der Liturgie. Und nicht minder freudig wird es Uhland, der sich vor Niemanden zu beugen pflegte, als vor der allmächtigen Wahrheit, auch begrüßt haben, daß ein katholischer Priester aus Deutschland, ein Wessenberg, deutsches Wesen und ungeschminkte Wahrheit höher hielt als die römische Autorität des Papstes. Wie richtig deutsch Wessenberg fühlte, wie freimüthig er seinen Gefühlen Worte lieh, beweist wohl am Besten das Folgende: Nachdem er während seines Aufenthaltes in Rom eines Tages auf dem Wege von Albano in die Siebenhügelstadt einer Rotte von 500 Banditen begegnet war, äußerte er gegen den päpstlichen Premierminister, Kardinal Consalvi, sein Befremden, warum man denn dieses schreckliche Gesindel nicht auszurotten vermöge? Achselzuckend gab der Kardinal die Größe des Uebels zu, fügte aber bei: „Wie viel ärger stünde es noch mit diesem Lande, wenn es nicht so viel Religion hätte! Entrüstet entgegnete Wessenberg: „Religion? Auch die Banditen bilden sich ein, solche

zu besitzen; sie rufen alle den heiligen Antonius von Padua an und tragen geweihte Medaillen mit dem Mariabild auf der Brust, allein das hält sie nicht ab, ihre Mitmenschen zu berauben und zu ermorden: es muß also Etwas krank sein in dieser Religion!" Ja sehr krank!

Drittes Kapitel.

Reise nach Paris.

Der junge Uhland hatte das Stipendium, in dessen Genuß er als Studiosus der Rechtswissenschaft gesetzt worden war, gut verwaltet. Statt es in studentischen Vergnügungen und Lustbarkeiten aufgehen zu lassen, sollte dasselbe vielmehr zu einem kleinen Kapital anwachsen, das ihm nun die Mittel zu einer Reise nach Paris gewährte.

Es war sowohl der Wunsch des Vaters als der Zug des eigenen Herzens, welcher Uhland, der bis jetzt kaum über die Grenzen Württembergs hinausgekommen sein mochte, diese Reise antreten ließ. Es hatte damals nämlich allen Anschein, daß der Code Napoleon auch in Württemberg eingeführt würde, wie denn der Herrscher des Landes, Friedrich I., nachdem ihm Napoleon außer einem bedeutenden Landeszuwachs durch den Preßburger Frieden, 26. Dezember 1805, auch noch den Königstitel verschafft hatte, bereits vollständig unter den Befehlen des französischen Gewalthabers stand. Das Geheime Rathskollegium, das seit seiner förmlichen Einsetzung im Jahr 1620 verpflichtet gewesen war, nicht allein der „Herrschaft", son-

dern auch der „allgemeinen Landschaft“ Nutzen zu schaffen und Schaden abzuwenden, und den Herzogen gegenüber stets eine gewisse Selbstständigkeit bewahrt hatte, wurde nun aufgehoben und an seine Stelle vom König das aus sechs Ministern und einigen andern Männern bestehende Staatsministerium gesetzt. Seit 1807 sank diese Behörde immer mehr zum willenlosen Werkzeug hinab und erhielt die ganze Staatsverwaltung eine durchaus bureaukratische Einrichtung. Wie Lakaien hatten die Minister zu gehorchen, und damit auch sie der widerstandslosen Durchführung ihrer Befehle sicher seien, war das Königreich nach französischem Vorbild in zwölf Departements, Kreise genannt, und diese in Bezirke eingetheilt. Wer ein richtiger Kreisbeamter sein wollte, der mußte nach Oben kriechen und nach Unten rücksichtslos auf unbedingten Gehorsam halten. Eine Präfektenwirthschaft im Kleinen, wie unter Onkel und Neffe Napoleon im Großen! Der König hielt, bemerkt ein württembergischer Schriftsteller, alle Beamte durch Furcht vor seinem Zorn und durch Hoffnung auf seine Gnade, durch plötzlich ertheilte Weisungen und unerwartete Einforderung von Berichten, in ununterbrochener Spannung und Aufregung; nie sah man in Württemberg solche Energie der Befehlenden und so ängstlichen Diensteifer der Werkzeuge.

Daß der brave Vater unseres Uhlands an dieser neuen Ordnung der Dinge eine besondere Freude gehabt hätte möchte sehr zu bezweifeln sein. Aber die Losung für die Unterthanen der Rheinbundsstaaten hieß damals: Schweigen und Dulden! Man fügte sich in das Unabwendbare, und

Jeder suchte sich so gut in die schlimme Lage zu finden, als es eben gehen mochte.

Aus solchem Verhalten zu den öffentlichen Zuständen der Zeit mag bei dem Vater der Wunsch entsprungen sein, den Sohn, der nun seine deutschen Universitätsstudien absolvirt hatte, mit französischem Recht und französischer Gerichtspraxis bekannt werden zu lassen. Allein hatte der junge Uhland in Tübingen „wider seines Herzens Drang sich des Rechts beflissen", so war es auch jetzt wohl am allerwenigsten die Neigung für französische Rechtswissenschaft, die ihn in die Weltstadt an der Seine hinzog. Auch die damals von Napoleon aus fast allen Ländern Europa's zusammengeraubten und in Paris zusammengehäuften Kunstschätze scheinen nicht, wie Kerner vermuthete, der Hauptbeweggrund für die Pariser Reise gewesen zu sein, von welcher ihm dieser ernstlich abräth. „Was willst du in Paris?" schreibt er ihm u. A. „Die in Säälen aufgeschichteten, gestohlenen Kunstwerke möcht' ich gar nicht ansehen. Ich möchte lieber als deutscher Dichter, und als Dichter wie Du, Städte wie Hamburg, Nürnberg, Berlin, Wien, Frankfurt, Augsburg, München besuchen. Die Reise bis Paris ist ohne alles Interesse, und Paris selbst wäre mir zum Eckel. Gott, ich weiß es, von welchem Nutzen wären die Reisen, die ich gemacht, dir mit deinem ruhigen Gemüth gewesen. Mir waren sie nichts, als daß sie mir sagten, wie viel sie mir hätten sein können, wenn ich ein anderes Herz hätte! allein .... Doch sie können noch in der Folge auch mir Manches bringen. — Ich wollte doch lieber die Kunstwerke der Meister da sehen,

wo sie von ihnen hingestellt wurden, als in solchen Teufelssäälen: — in den Kirchen, Rathhäusern 2c. 2c. Aus diesen gerissen, haben sie für mich gar keinen Werth mehr." — — — — Was für Uhland eine verlockende Anziehung nach Paris ausübte, waren vor allen Dingen die handschriftlichen Schätze der bereits mit Vorliebe betriebenen altfranzösischen Literatur, welche in der kaiserlichen Bibliothek aufgehäuft lagen. Aus diesen Quellen hoffte er manches Ergiebige für seine poetisch-literarischen Bestrebungen zu schöpfen.

Mit vielfachen und gründlichen Kenntnissen wohlausgerüstet und mit hinlänglichem Reisegeld in der Tasche verließ der junge Doktor die schwäbische Heimath. Die erste Station war Karlsruhe, wo er die Bekanntschaft des wackern Allemannendichters Hebel machte. In Paris scheint er sich sofort in die anhaltendste Arbeit geworfen zu haben. In der kaiserlichen Bibliothek, wo er zu arbeiten pflegte, machte er bald die Bekanntschaft mit einem Berliner Gelehrten, Immanuel Becker, jetzt Professor der klassischen Literatur und Mitglied der Akademie in Berlin. Beide begegneten sich in dem gleichen Interesse für mittelalterliche und romanische Poesie, für Beide wurde das neugeknüpfte freundschaftliche Verhältniß in hohem Grade auch wissenschaftlich ergiebig. Von Becker erlernte Uhland das Spanische und Portugiesische und von diesem wurde jener in das Studium der nordischen Sprachen eingeführt. Die französische Rechts- und Gerichtspraxis fesselte den württembergischen Juristen in Paris bei Weitem nicht in dem Grade wie die Schätze der kaiserlichen Bi-

bliothek. Fast die ganze Zeit seines Pariser Aufenthalts benutzte er zur Durchforschung und zur Abschrift altfranzösischer Gedichte. Selbst der kalte Winter vermochte den unermüdlichen Fleiß des jungen Gelehrten nicht zu unterbrechen. Um es in den zur Winterszeit ungeheizten, durch ein großes Kohlenbecken kaum erwärmten Räumen der kaiserlichen Bibliothek auszuhalten und nicht kostbare Zeit zu verlieren, schrieb er, bis die erstarrte rechte Hand wieder erwärmt und zur Arbeit tauglich war, mit der linken. Die Abende brachten die durch gemeinsame gelehrte Bestrebungen und durch den sprichwörtlich gewordenen Charakterzug der Schweigsamkeit innig verwandten Freunde Uhland und Becker häufig in dem nämlichen Stübchen, welches jener in der Nähe der Bibliothek in der rue Richelieu im fünften Stocke des Hôtel de Sicile bewohnte, mit gemeinsamer Lektüre zu.

Aber auch andere Freunde fanden sich in Paris ein oder wurden dort gefunden. So Varnhagen, der als österreichischer Fähnrich mit seinem Obersten, einem Fürsten Bentheim-Steinfurt, in die französische Hauptstadt gekommen war; ferner ein Tübinger Kränzchensfreund Christian Reuß, nachheriger Stadtarzt in Stuttgart, der nachherige Rektor des Ulmer Gymnasiums, Schickhardt, die Dichter Josef Stoll, Chamisso u. A. — Durch den weltgewandten Varnhagen wurde Uhland im österreichischen Gesandtschaftshotel eingeführt, in dem jener selbst viel verkehrte. Es war damals die Zeit, als in den höhern gesellschaftlichen Kreisen Deutschlands auf den Rococo-Möbeln französische Frivolität und Sittenlosigkeit sich aufblähte.

Daß Deutsche aus diesen Kreisen, die etwa in Paris eine diplomatische Stellung einnahmen, hier noch französischer sein wollten als die Franzosen selber, ist nicht allzusehr zu verwundern. Dieser französisch-frivole Ton, der es mit dem Allerheiligsten so strafbar leicht nimmt, soll damals auch in dem österreichischen Gesandtschaftshotel zu Paris, in der Metternich'schen Umgebung geherrscht haben. Das Glück hoher und einflußreicher Verbindungen wollte aber Uhland nicht erkaufen um den Preis der Reinheit seines Herzens, der keuschen Würde des Mannes. Er fühlte sich angewidert von der leichtfertigen Unterhaltung, den frivolen Späßen, die er in der Gesellschaft des Gesandtschaftshotels anhören mußte. So heilig hielt er auf Strenge der Sitten, daß die lockenden Verführungsgelegenheiten des modernen Babylons ihm nichts anhaben konnten; so keusch war er nicht blos in seiner ganzen Lebensführung, sondern auch im mündlichen Austausch der Rede, daß nie ein unlauteres Wort über seine Lippen ging; ja nicht einmal durch stillschweigendes, schwachmüthiges Beifalllächeln zu einer zweideutigen Unterhaltung wollte er ein verunreinigendes Stäubchen auf den blanken Adel seiner Seele fallen lassen. Der bescheidene, gemüthvolle Uhland war zugleich auch so stark, daß er sich einem unwürdigen Tone in der Gesellschaft nie fügte, weil es eben der Ton der Mehrheit war. Aus diesem Grunde hörten denn auch seine Beziehungen zum österreichischen Gesandtschaftshotel bald auf. Bezeichnend für seine Sittenreinheit ist auch die Aeußerung seiner Aufwärterin, einer schlichten Portiersfrau, welche die Eltern glücklich pries, denen solch ein Kind geworden.

Während des Aufenthalts von Uhland in Paris hatte sich gerade Chamisso aus Berlin in seine Heimath für einige Zeit auf Besuch begeben. Zwischen den beiden Dichtern bildete sich rasch ein warmes Freundschaftsverhältniß. Anfangs Dezember 1810 schrieb Chamisso von Paris aus an Varnhagens Schwester in Berlin: „Ich habe Uhland selbst kennen gelernt und eine ansehnliche Sammlung seiner Gedichte gelesen, darunter auch das Schifflein. Ich kann wohl sagen, daß mich nach Göthe kein Dichter so angeregt hat. Es gibt sehr vortreffliche Gedichte, die, möchte ich sagen, jeder schreibt und keiner liest, gar schöne Sonette und was dergleichen mehr ist; andere wiederum, die keiner schreibt und jeder liest, und von dieser letzten Gattung sind die Uhlandschen; die Form darin ist wegen der Poesie da, wie an andern die Poesie wegen der Form. Uhland selbst ist unansehnlich, und man möchte nicht diese goldene Ader hinter ihm suchen. Kennen Sie: Der Knab vom Berg, Der Lauf der Welt, Der kleine Roland? Das Schifflein war mir eben nicht sein liebstes Lied.“ — Schon früher (d. 1. Aug. 1810) schrieb Chamisso an Neumann: „In Paris habe ich mit Varnhagen gleich eine ganze Hetze von Freunden und Befreundeten gefunden .... Der Dichter Uhland — indem so viele gar vortreffliche Gedichte verfertigen, von der Art, wie alle sie machen und keiner sie liest, schreibt dieser welche, wie keiner sie macht und jeder sie liest, ich sage nichts mehr. Er selbst ist klein, unscheinbar, dickrindig und schier klötzig. Von ihm soll etwas nach dem Pantheon gemarschirt sein. In der Manuskripten-

sammlung, die ich hieher mitgenommen, sind wahre Meister=stücke; wir wünschten in Paris eine Auflage für Freunde auf Aktien zu veranstalten." .... „W. Schlegel sagte mir, er kenne wohl schon die Gedichte von Uhland, und bei seiner Artigkeit, Gedorrtheit und seinem großen Fleiße find' ich eben nicht angebracht, weiter und angelegen mit ihm zu sprechen. Vielleicht, wenn er davon anfängt." — Später schrieb Uhland einem Freunde in Berlin: „Sprichst Du zuweilen Chamisso, so bitte ich Dich, ihm zu sagen, wie sehr mich sein treffliches Gedicht Salazy Gomez erfreut hat." —

Der oben genannte Josef Ludwig Stoll, der während Uhlands Aufenthalt in Paris gleichfalls dahin kam, war der Sohn eines berühmten Wiener Arztes, ein origineller Mensch, mit welchem im Winter vorher Kerner in der österreichischen Kaiserstadt häufig verkehrte, der aber in Folge von politischen Mißverhältnissen, trotz seiner Talente, zu keiner rechten Lebensstellung zu gelangen wußte und bald in so dürftigen Umständen starb, daß Uhland seinem Tode das bekannte Lied „Auf einen verhungerten Dichter" widmen konnte:

„Der Frühling war dein Leben,
Die Blüthe war dein Traum;
Ein Andrer preßt die Reben,
Ein Andrer leert den Baum."

Der **Aufenthalt** unseres Dichters in Paris dauerte zehn **Monate**. Er hat diese Zeit mit dem gewissenhaftesten Fleiße genützt, und die Früchte desselben waren nicht un=

bedeutend. Er selbst verwerthete sie nicht allesammt, machte sie aber doch für die Wissenschaft durch befreundete Gelehrte zugänglich und nutzbar. Immanuel Beckers Ausgabe des »Flore et Blanceflore» und Adalbert von Kellers Uebersetzung des »Guillaume d'Angleterre» beruhen beide auf Abschriften Uhlands. Auf Grund seiner Pariser Forschungen erschien von Uhland in den „Musen“ (Jahrg. 1812) von Fouqué und Neumann eine Abhandlung „Ueber das altfranzösische Epos“ und metrische in's Deutsche übertragene Proben aus dem Heldengedichte von Viane. Der Aufsatz des jungen Gelehrten ist von bleibendem Werth und gereicht der deutschen Wissenschaft besonders deßhalb zur hohen Ehre, weil Uhland der Erste war, der die Franzosen über das Verhältniß ihrer eigenen Literatur älterer Zeit aufklärte, von welchen sie vorher nur unbestimmte Begriffe hatten. So hat er durch die That den kulturgeschichtlichen Beruf der deutschen Nation: die Pannerträgerin des geistigen Fortschritts und der Civilisation für alle Völker zu sein, in seiner Weise zur Wahrheit gemacht. Gerade zu der Zeit, als die Franzosen Deutschland politisch unterjochten und materiell aussogen, machte Uhland auf französischem Boden jene geistigen Eroberungen, die nicht ein Raub waren an dem Eigenthum und Heiligthum unserer Nachbarn jenseits des Rheins, sondern denselben zum reichen Segen ausschlugen. Sie haben es auch anerkannt; der deutsche Gelehrte hatte sich bei ihnen hoher Verehrung zu erfreuen; sie waren dem Ausländer für die Belehrungen, die sie von ihm empfingen, wahrhaft dankbar.

In seiner gewohnten bescheidenen Weise nennt Uhland seinen Aufsatz einen Versuch. Er will in demselben darlegen, daß in der alten nordfranzösischen Sprache ein Cyklus wahrhaft epischer Gedichte sich gebildet habe; er versucht zu zeigen, „wie jene Gedichte durch Darstellung einer mächtigen Heldenzeit, durch Bildung eines umfassenden Kreises vaterländischer Kunden, durch Objektivität und ruhige Entfaltung, sowie durch angemessene Haltung des Styls und Beständigkeit der Versweise, endlich durch Bestimmung für den Gesang sich als ein Analogon der homerischen Gesänge und des Nibelungenkreises bewähren.“ Sodann bestimmt er den Unterschied, welcher zwischen den Heldendichtungen, die sich um Karl den Großen und seine Genossenschaft bewegen, und den Contes und Fabliaux, den allegorischen und abenteuervollen Romanen und Erzählungen waltet. „Die wesentlichste Unterscheidung wäre e p i s c h e r G e s a n g und bloße E r z ä h l u n g.“ — Zur Charakteristik der altfranzösischen Heldengedichte und der in ihnen auftretenden Gestalten macht Uhland folgende bündige und treffende Bemerkungen. „Der alterthümliche Heldengeist, nicht so riesenhaft wie in unsern deutschen Heldenliedern, zuweilen schon der Galanterie zugeneigt und mit gebildeterem Ritterthum versetzt, aber voll heroischer Freudigkeit; religiöser Nimbus; die durchgehende Charakteristik der bedeutendsten Helden: Karls ruhige, zuweilen starre, mehr leitende als selbstthätige Größe, des Herzogs Naimes von Baiern bedächtiges Alter und weiser Rath, der achillische Roland und seine innige Waffenbrüderschaft mit Olivier, Ganelon's Falschheit und Tücke; endlich der

Helden gemeinsamer Untergang und das vorahnende Hindeuten darauf in den meisten Gedichten, welche noch die früheren Abenteuer darstellen; in Hinsicht auf das Aeußere aber die Gleichförmigkeit des Styls und bestimmte epische Versarten." Die vorzüglichsten Heldengedichte sind der Roman von Viane und das Buch von den vier Söhnen Aimon's, auch als späteres deutsches Volksbuch bekannt unter dem Titel „Die vier Haimonskinder". Beide Gedichte beziehen sich auf die Kämpfe Karls mit seinen Vasallen. — Die Versart der altfranzösischen Gedichte ist zweierlei: der Alexandriner und der fünffüßige jambische Vers. Eine größere oder kleinere Folge solcher Verse mit demselben Reime bildet eine Strophe, auch Tirade genannt. Die Verse haben Reime, männliche oder weibliche, bisweilen aber findet sich bloße Assonanz, welche auf das höhere Alter der betreffenden Gedichte schließen läßt. Die Gemeinsamkeit des epischen Styls gibt sich besonders in bestimmt wiederkehrenden Redeformen, Wendungen und Beiwörtern kund. — Daß diese Gedichte für den Gesang bestimmt waren, geht aus dem Eingang, der immer einen chanson ankündigt, hervor. Die Verschiedenheit dieses musikalischen Vortrages, der ohne Zweifel in einem sehr einfachen Rhythmus bestand, ergibt sich aus der Verschiedenheit der beiden Versarten. Im Gegensatze zu den gesungenen Heldengedichten stehen die Erzählungen, die Contes und Fabliaux, denen ausschließlich der vierfüßige jambische Vers zukommt und die niemals Strophenbau aufzuweisen haben. Wie dort von chanson und chanter die Rede ist, so hier von conte und conter. — Die Heldengedichte be-

sitzen naturgemäß eine historische Grundlage; die religiöse Richtung wurde ihnen durch die Stimmung gegeben, welche der erste Kreuzzug voraussetzte und nährte. — Ein Unterschied, ja eine Opposition besteht zwischen den Verfassern dieser Gedichte, zwischen den Gelehrten, den Clercs, und den herumziehenden Sängern, den Jongleurs.

Der Einfluß der nordfranzösischen Dichtung auf die altdeutsche „Adelspoesie", in der Literaturgeschichte jetzt bekannter unter dem Namen der höfischen Poesie, ist eine bekannte Sache. Nicht minder hat das französische Epos auf die Ausbildung der ursprünglich britischen Dichtungen von König Artus und der Tafelrunde eingewirkt. — Schließlich gedenkt Uhland auch der normannischen Sagen und Dichtungen, die in ihrem finstern, gespenstigen Charakter bestimmt auf nordische Abkunft deuten.

Auch auf seine Dichtung hatte das Studium der romanischen Literatur einen wesentlichen Einfluß. In der Gedichtsammlung finden wir unter einer besondern Rubrik „Altfranzösische Gedichte", vier an der Zahl; ferner sind der französischen und normannischen Sage entnommen: Kaiser Karls Meerfahrt, Klein Roland, Roland Schildträger, Taillefer. Die Gedichte, die sich auf Karl den Großen beziehen, sind auch dem Stoffe nach Blut von unserem Blut, da wir ihn ja ebenfalls zu den Helden unserer Vorzeit zählen. Die Lyrik der Provence, die spanische Romanzendichtung hat Uhland nach Inhalt und Form unter anderm in folgenden Poesien zum Vorbild genommen: der nächtliche Ritter, der kastilische Ritter, Sanct Georgs Ritter, Sängerliebe. — In noch weit um-

fassenderer Weise beabsichtigte Uhland die französische Sagenpoesie zu behandeln; er wollte ein größeres Gedicht unter dem Titel „Das Märchenbuch des Königs von Frankreich“ verfassen, in welchem die verschiedenen Stämme der Franzosen durch poetische Darstellung ihrer Sagen vertreten werden sollten. Der Plan kam jedoch nicht zur Ausführung. Dagegen hat ein vielversprechender Landsmann Uhland's, der jugendliche Dichter und Gelehrte Wilhelm Hertz, mit dessen freundlicher Unterstützung fünfzig Jahre später jenen Plan eines Epos, das die altfranzösischen Sagen behandeln sollte, wenigstens zum Theil verwirklicht.

Trotzdem sich Uhland in Paris mehr mit der Poesie der guten alten Zeit als mit der eigenen beschäftigte, so ging doch der dortige Aufenthalt für die Letztere, wie wir so eben gesehen, nicht gänzlich verloren. Unter Anderm entstand dort auch die Ballade Graf Eberhards Weißdorn. Zugleich lud er von Paris aus den Baron de la Motte Fouqué in Berlin zu poetischen Beiträgen für einen Almanach ein, den Kerner unter seiner Mitwirkung für 1812 herauszugeben beabsichtigte. „Zur Empfehlung dieses Almanachs“, schreibt er an Fouqué, „kann ich Ihnen wenig sagen, da mir nicht bekannt ist, wie viel Kerner selbst liefern wird und wie sein sonstiger Vorrath beschaffen ist. Was Kerner hauptsächlich zu diesem Unternehmen veranlaßt haben mag, sind wohl die Poesien einiger unbekannter junger Dichter unserer Gegend, die hier zum erstenmal erscheinen würden. Ich habe mir Einiges für Sie abgeschrieben, was mir Kerner von denselben mittheilte. Es ist gewöhnlich, daß die Erstlinge junger

Dichter unbemerkt bleiben, wie überhaupt die gebildete Welt so manche Erscheinung des Morgens verschläft, oder daß sie mit Kälte aufgenommen werden, indem man rügt, was ihnen an künstlerischer Sicherheit abgeht, und unbeachtet läßt die jugendliche Frische, die Reinheit, die Heiligkeit des Gefühls, die nur wenigen Jahren oder gar Monden der Jugend eigen ist, ähnlich der ersten Frühlingsgrüne der Wälder. Manche haben gerade nur in dieser Zeit gedichtet, und bei Andern dürfte es gut gewesen sein, wenn sie es bei dem hätten bewenden lassen, was sie damals hervorgebracht. — Noch besonders interessirt mich für die Sache der Wunsch, daß in unserm Lande, von dem leider! so Manches ausgegangen, das der Poesie ein Greuel, eine Vereinigung der Bessergesinnten gegründet würde, die, wenn auch nicht das erstemal, doch vielleicht in der Folge bedeutender hervortreten dürfte." — — — — —

Im Februar 1811 verließ Uhland Paris, um wieder nach Deutschland zurückzukehren. Der kurze Aufenthalt in Straßburg benützte er dazu, um sich ganz in den Anblick des herrlichen Münsters zu versenken. Er schreibt darüber an Immanuel Becker: „Die zwei Tage, die wir (mit seinem Reisegefährten Schukard) in Straßburg verweilten, brachte ich fast einzig damit zu, auf, durch und um das Münster zu wandeln und es in verschiedenen Fernen und zu verschiedenen Zeiten anzuschauen. Die Vorderseite, die Brust des Gebäudes, bis dahin, wo der Thurm aufsprießt und ein zweiter gleicher hätte aufsprießen sollen, war mir besonders Nachts und bei Glockenschall beinahe furchtbar. Der Thurm selbst aber macht

den Eindruck des Schmucken und Festlichen. Das Ungeheure der Masse verliert sich ganz in einer blumenartigen Zärte und Durchbildung, und in einer Durchsichtigkeit, die an die Varnhagen'schen Ausschnitte erinnert. Man meint, der Wind sollte diesen Thurm wie eine Pappel bewegen oder gar wie ein Luftgebilde verwehn. Besonders zart erschien er mir in einiger Entfernung, vom Wall aus, durch den Nebel. Das Pflanzenartige, Jugendliche dieses Thurms macht ihn für jede Zeit geltend, und spricht gewiß den modernsten wie den alterthümlichen Sinn an. Wie schwerfällig erschien mir jeder ohne Vergleich kleinere Thurm, den ich nachher sah. Das Innere der Kirche hat durch die Vollständigkeit der gemalten Fenster, durch die dunkelblauen und dunkelrothen Massen der Glasgemälde eine sehr ernste und feierliche Beleuchtung. Welch ein Unterschied von den gelben, hellvioletten und hellrothen Scheiben neuerer Zeit! Das Dunkelklare ist mir überall die bedeutendste Färbung, im menschlichen Auge, im Gemälde, in der Poesie wie bei Novalis. Gemalte Fenster scheinen mir einer christlichen Kirche wesentlich: denn die Stätte ist nicht geschlossen, die Kirche ist unausgebaut, so lange das Auge durch die Fenster in den weiten Himmel blickt und damit den Geist aus der Kirche hinauszieht, so lange nicht die Gottheit im Tempel selbst gegenwärtig gefühlt werden kann. Zum Kirchenfenster gehört daher, daß es keinen Blick, keinen Gedanken hinauslasse, dafür aber allem Himmlischen zum Eingang diene; und diese Anforderung erfüllt nur das gemalte Fenster. Der Himmel hat sich bilderreich auf die Kirche gesenkt und kömmt dem anstrebenden Geiste aus

allen Fenstern gedrängt entgegen. Davon nicht zu reden, daß durch das farblose Fenster außer dem fernen Himmel auch noch das Irdische, Dach und Schornstein, hineinblickt. Bei der sonstigen Vollständigkeit der Glasmalerei in der Straßburger Kirche fällt ein kleines Fenster mit weißen Scheiben, gerade über dem Hochaltar, um so unangenehmer auf. Es machte durch seine Nüchternheit den Eindruck, als wäre es zum Schornstein, zur Lüftung, oder zu irgend einem andern weltlichen Gebrauche bestimmt. Man muß sich vor dem fremden Lichte in die farbig dämmernden Seitengänge zurückziehen. Auf einer Galerie über dem Chor steht der Telegraph. Eine Windmühle fehlt noch." — —

Auf der Heimreise von Straßburg besuchte Uhland in Wildbad seinen Freund Kerner, der sich hier als Arzt niedergelassen hatte. Ueber die Herausgabe des poetischen Almanachs wurde das Nähere besprochen. Derselbe erschien 1812, besorgt von Justinus Kerner. Ihm folgte 1813 der „deutsche Dichterwald von Justinus Kerner, Friedrich Baron de la Motte Fouqué, Uhland und Andern". Die beiden Almanache, die im Buchhandel schon längst vergriffen sind, enthielten außer von den Herausgebern, zum Theil unter angenommenen Namen, Beiträge von Conz, Hebel, Chamisso, Eichendorf, Varnhagen, Helmina v. Chézy, Rosa Maria Varnhagen, Amalie Weise (nachher verehelichte Schoppe), Otto Heinrich Grafen von Löben (Isidorus Orientalis), Kölle, Gustav Schwab, Heinrich Köstlin, Karl und August Mayer, J. G. Seemund, Karl Thorbecke und David Assur (der nachher den

Namen Assing annahm, Gatte von Rosa Maria Varnhagen und Vater von Ottilie und Ludmilla Assing wurde). Die beiden Almanache, die einen neuen frischen Jahrestrieb in der poetischen Literatur Deutschlands bezeichnen, gereichten Uhland zur freudigen Anregung. In dem „deutschen Dichterwald" erschien von ihm auch das bekannte

„Singe, wem Gesang gegeben,
In dem deutschen Dichterwald!
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt."

Wie ernst es übrigens Uhland trotzdem mit der Poesie nahm, mag aus den folgenden Zeilen hervorgehen, die er in spätern Jahren an einen jungen Mechaniker zu Mühlhausen im Elsaß schrieb, der sich in dem Zwiespalt, worin seine Neigung zu Musik und Poesie mit seiner äußern Stellung gekommen war, mit einigen poetischen Proben an unsern Dichter um Rath gewendet hatte. „Die Poesie auch äußerlich zum Lebensberufe zu nehmen," schreibt ihm Uhland, „würde ich selbst dem entschiedensten Dichtertalente niemals anrathen, auch diesem ist, nach meiner Ansicht, ein Widerhalt in anderwärtiger Berufsthätigkeit nöthig und heilsam. Sodann ist insbesondere das Feld der lyrischen Dichtkunst so reichlich und mannigfach angebaut, daß nur eine ausgezeichnete poetische Eigenthümlichkeit hier noch auf Erfolg rechnen darf. Eine solche vermag ich aber in den mitgetheilten Versuchen nicht zu erkennen. Dem Inhalte nach scheinen mir die Anforderungen an eine wahrhaft poetische Leistung nach Idee und Ausführung nicht gehörig erwogen zu sein, und was die Form betrifft,

so ist die Handhabung der Sprache und des Versbaus sehr unsicher. Damit will ich nicht den Werth schmälern, den Ihnen die Beschäftigung mit der Poesie als erheiternde und geisterhebende Beigabe zu den Anstrengungen und Beschwerden des täglichen Lebens hat. Für Ihre Berufswahl aber würde ich, soviel ich unter den bemerkten Umständen überhaupt urtheilen kann, für das Rathsamste halten, daß Sie, nachdem Ihr bisheriges Verhältniß sich gelöst hat, sich eine andere Anstellung suchen, bei der Sie die bereits erlangten Kenntnisse und Fertigkeiten in der Mechanik, welche Sie ja selbst hoch stellen und die jetzt so bedeutend in das Leben eingreift, so viele Kräfte in Anspruch nimmt, weiter ausbilden und sich eben in diesem Fach eine bessere Zukunft bereiten können. Sie haben selbst in Ihren Liedern über die nothwendige Thatkraft in den Kämpfen des Lebens, über die emsige Treue in nützlichem Wirken und über das Vertrauen auf eine höhere Leitung der menschlichen Geschicke sich Wahres und Gutes zugerufen; möge dieser ernste männliche Sinn auch in der Ungunst Ihrer gegenwärtigen Lage sich nachhaltig bewähren. Nehmen Sie freundlich auf, was aufrichtig und wohlmeinend geschrieben ist."

Viertes Kapitel.

Juristische Laufbahn.

Von Paris wieder in die Heimath zurückgekehrt, schloß sich Uhland in Tübingen enger an Gustav Schwab an, der dort Theologie studirte und den er schon vor seiner Abreise nach Frankreich kennen gelernt hatte. Für die Beiden ergab sich bald ein innig freundschaftliches Verhältniß, das die erfreulichsten Früchte trug. Jedes neue Gedicht theilten die Freunde einander mit, und für Schwab gab es keine höhere poetische Autorität als Uhland, der ihm besonders ein Vorbild wurde in der größern Einheit, Geschlossenheit und klaren Vollendung seiner Gedichte, während jener bei seiner Lebendigkeit mehr geneigt war, zu viele Beziehungen zu verbinden und über Gebühr breit zu werden. Das Freundschaftsverhältniß zwischen Uhland und Schwab blieb ein dauerndes und bewährte sich in den vielfachsten gegenseitig anregenden und fördernden Beziehungen.

Im Herbst 1811 war Freiherr von Wangenheim als Curator der Universität nach Tübingen gekommen.

Das Haus dieses geistreichen, heitern Mannes eröffnete sich gerne der strebsamen Jugend; auch Uhland fand mit Schwab in demselben gastliche Aufnahme und fühlte sich durch die Pflege geistiger und geselliger Interessen lebhaft in die von dem Curator veranstalteten Abendkränzchen hingezogen. Auf einem andern Boden als dem gesellschaftlichen, auf dem politischen, sah sich freilich Uhland später veranlaßt, dem edlen Freiherrn als Gegner gegenüberzutreten. Außer der Wangenheimischen waren es in dem stillen Tübingen noch mehrere andere Familien, mit denen er freundlich zu verkehren pflegte, wie z. B. diejenige des Professors Schrader. Einem genußreichen Abend, den er mit mehreren poetischen Freunden in dessen Hause verlebte, verdankt das schöne „Theelied" unseres Dichters seine Entstehung. Die liebenswürdige Hausfrau beklagte sich nämlich gegen die anwesenden Dichter, daß immer nur der Wein besungen werde, und forderte sie auf, auch einmal den Thee im Liede zu feiern. Des andern Tags wurden ihr vier Theelieder vorgelegt, von Uhland, Schwab, Kölle und August Mayer. Daß dem Uhland'schen der erste Preis zukomme, darüber waren sogleich Alle einverstanden. Welch männlich schalkhafter Ton klingt nicht durch die letzten Strophen:

„Den Männern will es schwer gelingen,
Zu fühlen deine tiefe Kraft;
Nur zarte Frauenlippen dringen
In deines Zaubers Eigenschaft.

Ich selbst, der Sänger, der dich feiert,
Erfuhr noch deine Wunder nicht;

Doch wie's der Frauen Mund betheuert,
Ist mir zu glauben heil'ge Pflicht.

Ihr aber möget sanft verklingen,
Ihr meine Saiten, kaum geregt!
Nur Frauen können würdig singen
Das Zärtste, was die Erde hegt." — —

In dem Zeitraum, der sich zunächst an seine Rückkehr von Paris anschließt, pflegte Uhland unbeirrt durch die drohenden Gewitterwolken, die sich zu einem welterschütternden Schicksalsschlag aufgethürmt hatten, seines Dichterberufs; denn, singt er:

„Ein jedes weltlich Ding hat seine Zeit
Die Dichtung lebet ewig im Gemüthe,
Gleich ewig in erhabner Herrlichkeit,
Wie in der tiefen Lieb' und stillen Güte,
Gleich ewig in des Ernstes Düsternheit,
Wie in dem Spiel und in des Scherzes Blüthe.
Ob Donner rollen, ob Orkane wühlen,
Die Sonne wankt nicht und die Sterne spielen.

Schon rüsten sich die Heere zum Verderben
Der Frühling rüstet sich zu Spiel und Reigen;
Die Trommeln wirbeln, die Trommeten werben,
Indeß die wilden Winterstürme schweigen;
Mit Blute will der Krieg die Erde färben,
Die sich mit Blumen schmückt und Blüthenzweigen:
Darf so der ird'sche Lenz sich frei erschließen,
So mög' auch unser Dichterfrühling sprießen!"

Am 8. Februar 1812 schreibt Uhland an den von trüber Stimmung heimgesuchten Kerner: „Glaube ja nicht, daß du allein der Traurige bist, und daß jene Schmerzen

dir allein gehören. Welches edle Gemüth kennt sie nicht? Es ist die himmlische Flamme, die ihr irdisches Leben zu Asche gebrannt hat, ängstlich nach Brennstoff umherflackert, und ihn aus den Höhen saugen will. Aber sie soll und wird nicht erlöschen; wie die Kirchenlampe in der Legende wird sie nächtlicher Weile von Engeln genährt. Warum sind die beschränktesten Menschen die zufriedensten, und lächeln die Simpel immer? Weil die Erkenntniß des höhern Lebens, die Poesie, fehlt, die das schaale niedere Leben vernichtet; nein nicht vernichten soll sie es, läutern, erheben; und kann sie Dieß nicht immer, so läßt sie es fallen, wie der Adler die Schildkröte und fliegt allein der Sonne zu........ Nein! laß uns nicht sterben! Wenn uns kein Handeln vergönnt ist, so laß uns leiden und dichten!"

Aus der wenig mittheilsamen Art Uhlands mag es größtentheils erklärlich sein, daß er unter den gedrückten Zuständen und Stimmungen, unter denen damals das württembergische Volk kaum zu athmen wagte, sich über die Zeitlage vollständig stillschweigend verhielt. Von den Vasallen Napoleons war König Friedrich von Württemberg sein treuester, „durch und durch selbstsüchtig", wie ihn Häusser charakterisirt, „und von unbändigem Herrscherstolz erfüllt, ein leidenschaftlicher Feind aller Edlen und Unabhängigen, und doch bei allem autokratischen Hochmuth den schlechtesten seiner Leute in schmählicher Unterwürfigkeit preisgegeben und durch sie demoralisirt". Während überall im deutschen Volke es sich kriegslustig gegen den fremden Unterdrücker regte, wurde in Württemberg

jeder patriotische Aufschwung mit strenger Hand darniedergehalten, und während namentlich im Norden von Deutschland die Jugend begeistert unter die Fahnen eilte, um in den heiligen Krieg zu ziehen, jede Regung für deutsche Freiheit unter den Studirenden von Tübingen als Hochverrath qualifizirt. Erst nachdem Württemberg sich vom Rheinbund losgesagt und auf Seite der Verbündeten getreten war, folgte im Jahr 1814 eine Anzahl Studirender der Aufforderung, am Kriegszuge nach Frankreich theilzunehmen.

Unter solchen Verhältnissen lebte Uhland abgewandt von der schlechten Gegenwart sein besseres Leben still für sich, den Eingebungen seines dichterischen Genius gehorchend. Als er den obenangeführten Brief an Kerner schrieb, rüstete Napoleon bereits zu jenem kolossalen Heereszug nach Rußland, der einem so schrecklichen Verhängniß entgegenging. Auch Württemberg hatte sein Contingent zu stellen. Unter den Ausmarschirenden befanden sich auch zwei nähere Freunde Uhlands: Harpprecht, dessen wir bereits gedachten, und August Mayer. Den Ausgang des russischen Feldzugs kennt jedes Schulkind: die schönste und größte Armee der Welt ward bis auf wenige bejammernswürdige Trümmer vernichtet; von den 16,000 nach Rußland ausgezogenen Württembergern kamen kaum 300 über den Niemen zurück, unter denselben auch General von Kerner, der Bruder des Dichters. In abgenützter Uniform, die Spuren der erlittenen Strapazen und Entbehrungen auf dem abgehärmten Antlitz, erschien er vor König Friedrich und sprach zu ihm die denkwürdigen Worte: „Ew. Majestät haben keine Armee

mehr; ich bin einer von Denen, die noch am besten durchgekommen.“ Der Monarch, der sonst mit Geld und Blut seiner Unterthanen auf das Herzloseste umzugehen pflegte, soll durch die Erzählung des Generals so erschüttert worden sein, daß er in laute Angstrufe ausgebrochen. Der Jammer und das Elend der retirirenden Armee muß auch über alle Beschreibung entsetzlich gewesen sein. Einen um so größern Contrast bilden hiebei jene einzelnen Züge von hoffnungsvollem Lebensmuth, die in dem grauenvollen Verderben noch zur Geltung zu kommen vermögen. Es macht einen, wir möchten fast sagen, rührend-humoristischen Eindruck, wenn Suckow in seinen Denkwürdigkeiten „Aus meinem Soldatenleben“ erzählt, wie, als ein Häuflein Schwaben um ein nächtliches Beiwachtfeuer kauerte, — wo es oft nicht einmal das Fragment eines Pferdeschenkels zu braten gab — ein kleiner Hauptmann, der aber als Feinschmecker groß war, im Vorgeschmack der Genüsse schwelgte, die seiner in der trauten Heimath warteten. „Ach,“ sagte er, „wenn ich erst wieder aus diesem vermaledeiten Rußland heraus bin und daheim in meiner lieben Garnison Gmünd! Ich setze mich in dem Gasthof zur Post oder zum Rad an meinen schöngedeckten Tisch, verlange vom Kellner die Speisekarte und wähle das Delikateste aus, was sie enthält. Dazu dann einen Schoppen Uhlbacher, denken Sie sich, meine Herren, einen Uhlbacher! Vor Allem jedoch muß mir, sowie ich nach Hause komme, meine Frau sogleich einen Zwiebelkuchen backen.“ Er kam aber nicht mehr nach Hause! Auch die beiden Freunde Uhlands sahen die Heimath nicht wieder. —

Hatte dieser auf der Universität sich „wider seines Herzens Drang des Rechts beflissen“ und in Paris fast ausschließlich seinen literarischen und poetischen Neigungen gelebt, so schien er auch mit seinem Eintritt in die juristische Laufbahn nicht besonders geeilt zu haben. Dieser erfolgte — mehr nach dem Willen des Vaters als nach eigener Neigung — im Dezember 1812. Er trat als Sekretär in die Kanzlei des Justizministers von der Lühe ein und erhielt die Zusicherung, nach Verlauf eines halben Jahres Gehalt oder ein mit Besoldung verbundenes Amt zu bekommen.

Am 22. Dezember schrieb Kerner an Fouqué: „Uhland hat sein väterlich Haus verlassen und ist in Stuttgart im Bureau des Justizministeriums angestellt. Er schrieb mir so eben und hat ein herrlich Gedicht beigelegt.... Ich befürchte, daß durch diese neue Geschäftslage seine innere Ruhe und sein Gesang leiden möchte!“ ... Diese Befürchtung war insofern nicht unbegründet, als die neue Stellung Uhland weder äußerlich zu befriedigen, noch innerlich zu fördern vermochte. Er hatte sich namentlich mit Berichten und Anbringen an den König in Strafsachen zu beschäftigen, die von den Kollegien gefällten Urtheile zur Vorlage an ihn vorzubereiten. Es waren das unerquickliche Arbeiten in einer Zeit und in einem Lande, wo von einer unparteiischen Rechtssicherheit keine Rede war und die Willkühr der Kabinetsjustiz nicht selten die himmelschreiendsten Eingriffe in das Rechtsverfahren sich erlaubte — um so unerquicklicher für einen jungen Mann, der sich seinem ganzen Sinn und Wesen nach zu

nichts weniger eignete als zu einem fügsamen Bureaukraten, bei dem sich schon frühzeitig ein lebhafter Gerechtigkeitssinn ausgebildet hatte, der bei aller scheinbaren Kälte im Umgang eine so innige Herzenswärme für die höchsten Güter der Menschheit bewahrte, dem die Wahrheit über Alles ging und dem der Muth nie versagte, ihr unerschrocken Zeugniß zu geben. Er verfehlte denn auch nicht, in seiner neuen Stellung diese Eigenschaften geltend zu machen. So kam es nicht selten vor, daß er selbst gegen höhere Anweisung Anträge auf Verwerfung offenbar ungerechter Urtheile stellte oder den falsch berichteten Sachverhalt der Wahrheit gemäß in seinen Referaten zu Papier brachte. Dieß blieb hie und da nicht ohne ersprießliche Folgen, und mehrmals hatte er die Befriedigung, daß höchsten Orts nach seinen Anträgen entschieden und im Sinne seiner Berichte verfügt wurde.

Daß der Sekretär auf dem Justizministerium sich herausnahm, mit seinen eigenen, nicht von Oben entlehnten Gedanken zu denken, und nach den Gründen der eigenen, nicht einer blinden Autorität unterworfenen Vernunft zu urtheilen, mochte wohl nicht geeignet sein, ihn in der Gunst seines Vorgesetzten, dem auch die Uhland'sche Darstellungsweise als nicht der richtige Kanzleistyl erscheinen wollte, besonders zu heben. So wurde die neue Stellung auch äußerlich eine unbefriedigte. Als das erste halbe Jahr herum war, erhielt Uhland weder den ihm zugesagten Gehalt, noch wurde er in ein mit Besoldung verbundenes Amt befördert. Mehrere Mal erinnerte er den Minister an sein Versprechen, vergeblich! Als er endlich nach

anderthalbjährigen Diensten, im Mai 1814, seine Ansprüche auf die Stelle eines besoldeten zweiten Sekretärs im Justizministerium geltend machte, wurde er abermals abschläglich beschieden. Aber Uhland war nicht gewillt, so lange im k. württembergischen Justizministerium unbelohnte Schreiberdienste zu leisten, als Jakob bei Laban um die Rahel gedient hatte; er schied freiwillig aus dem bisherigen Verhältniß aus und trat in den Stand der Advokaten über. Am 10. Mai 1814 schrieb er seinen Eltern:

„Es muß Ihnen freilich schmerzlich sein, daß Ihre bisherigen bedeutenden Opfer, deren Werth ich um so dankbarer anerkenne, als sie mit so vieler Schonung gegen mich gebracht wurden, den eigentlichen Zweck nicht erreicht haben, und auch mich wird Mancher bedauern, daß mir eine anderthalbjährige, ziemlich mühselige Arbeit keine Frucht getragen. Auf der andern Seite jedoch werden Sie wohl mehr als ich in mancher Lage des Lebens erfahren haben, wie oft Dasjenige, was äußerlich als ein hartes, ungerechtes Schicksal erschien, in der Wahrheit und im tiefern Grunde die weise Leitung einer gütigen Vorsehung war. So darf ich nun auch aussprechen, was ich bisher nie gegen Sie geäußert habe, daß durch ein längeres Beharren in meinen bisherigen Verhältnissen und nun vollends durch ein entschiedenes Anketten an dieselben, mein Inneres von Tag zu Tag mehr gelitten haben würde. Nicht als ob es mir unerträglich geworden wäre, mich mit Dingen zu beschäftigen, die mir von Natur fremd, ja widrig sind, oder als ob es mich zu sehr ge-

schmerzt hätte, die Entwicklung sonstiger Fähigkeiten, die Gott in mich gelegt, gänzlich gehemmt zu sehen; — ich glaube beiderlei Uebelstände seit geraumer Zeit so ziemlich überwunden zu haben, und sehe wohl ein, daß man sich zuvörderst eine äußere Existenz gründen muß, und in gegenwärtiger Zeit am wenigsten seinen Liebhabereien leben kann; allein in denjenigen Geschäftsverhältnissen, worin ich hier immer tiefer verwickelt werden sollte, hätte ich, je mehr ich äußerlich vorgeschritten wäre, um so mehr an Seelenruhe und innerer Selstständigkeit verloren.

„Statt daß ich, wenn der Antrag durchgegangen wäre, eine fixe Anstellung mit ungefähr 800 fl., und der, wenn auch noch entfernten Aussicht auf künftige vortheilhaftere und angesehenere Stellen erhalten hätte, stehe ich nunmehr freilich wieder als simpler Advokat da, der sich erst wieder auf irgend einer Seite Bahn brechen muß. Dabei ist aber denn doch auch nicht zu vergessen, daß ich durch die bisherige Dienstleistung ein Recht erworben, mich um jede passende Stelle umzuthun, daß ich hier manche ihrer Zeit vielleicht nützliche Bekanntschaft gemacht habe, und daß ich jedenfalls hoffen kann, auch als Advokat mir ein ordentliches Auskommen bei mehrerer, besonders in jetziger Zeit so wünschenswerthen Unabhängigkeit zu verschaffen.

„Ich weiß in diesem Augenblicke noch nicht, ob ich diesen Brief durch die Post oder sonstige Gelegenheit abschicke, oder ob ich nicht selbst dessen Ueberbringer sein werde. Geschieht Ersteres und bleibe ich etwa noch diese

Woche hier, so ist dabei meine vorzügliche Absicht, mich, ehe ich mündlich mit Ihnen über meine künftige Bestimmung zu Rathe gehe, hier ein wenig umzusehen, was etwa da oder dort zu machen wäre.

„Mit der innigsten Liebe

Ihr gehorsamer Sohn L."

„NS. Mein Logis bei Schwabs (den Eltern von Gustav Schwab) habe ich schon an Georgii aufgekündet."

Als Uhland im Dezember 1812 nach Stuttgart übersiedelte, waren die Flammen von Moskau und das Eis der russischen Felder dem korsischen Eroberer bereits zum Verhängniß geworden. Der Tag der Rache war im Anbruch, der Tag der Befreiung dämmerte im Osten. Binnen sechs Monaten hatte Napoleon eine halbe Million Menschen für die Zwecke seiner wahnsinnigen Selbstsucht geopfert, und dann am 3. Dezember zu Molodeczno das 29. Bülletin diktirt, das mit den Worten schloß: „Das Wohlbefinden Seiner Majestät des Kaisers ist nie besser gewesen" (La santé de Sa Majesté n'a jamais été meilleure). Was that's, daß er hunderttausende von Familien in namenloses Unglück gestürzt, daß aus hunderttausend Mutterherzen das Jammergeschrei um ihre verlornen Söhne zum Himmel drang: er war mit heiler Haut davon gekommen, gesund, munter und guter Dinge. In einen warmen Pelz gehüllt, flog er auf einem Schlitten durch Polen und Deutschland nach Paris, und jetzt blieben gerade diejenigen deutschen Fürsten, die am meisten Blut ihrer Unterthanen für den Feind des Vaterlandes vergeudet hatten, seine getreuesten Vasallen — jetzt, nach diesem furchtbaren Gottes-

gericht! Und unter den Getreuen war, wie wir wissen, König Friedrich von Württemberg, sein getreuester. Selbst nach der Schlacht von Leipzig hielt er im Geheimen noch fest an dem Bunde mit Napoleon.

Es muß damals in Württemberg eine unbeschreiblich gedrückte Stimmung geherrscht haben: ein Druck auf die öffentliche Meinung von Oben, ein gewaltsames Darniederhalten jeder lauten Regung, eine Verdüsterung des Volksgemüths. Daß auch Uhland, der ächt deutsche Mann, unter diesen Zuständen gelitten, unterliegt keinem Zweifel. Als aber der weithinschallende Schlachtendonner von Leipzig überall verkündete, daß die Fichte'schen Reden an die deutsche Nation so eben in deutsche Hiebe übersetzt worden seien, verschwand auch im Südwesten von Deutschland nach und nach der Alp, der beengend auf der Brust der Bevölkerung gelegen hatte. Allein noch immer wurde in Württemberg jede Kundgebung für die deutsche Sache unterdrückt, jeder thatendurstige Drang für die Befreiung Deutschlands von dem fremden Eroberer darniedergehalten. Daß sich in Uhland damals männliche Thatkraft regte, an den Befreiungskriegen theilzunehmen, geht aus einem Briefe desselben vom 31. Dezember 1813 an seine Eltern hervor, die in Sorge darüber waren, er möchte die Feder des Kanzlisten mit dem Schwerte des Kriegers vertauschen. Er schrieb ihnen unter Anderm: — — „So wenig ich mich übrigens muthwillig aussetzen werde, so kann ich doch nicht verhehlen, daß, wenn mit der Zeit auch bei uns eine Landwehr, d. h. eine allgemeine Volksbewaffnung und Dienstleistung während dieses Krieges einge=

richtet werden sollte, wie solche bereits bei allen, von den größten bis zu den kleinsten Staaten Deutschlands, stattfindet, und wogegen unser König allein sich bisher verwahrt hat, ich mich einem solchen, der guten Sache zu leistenden Dienste auf keine Weise entziehen möchte, und darin eine wahre Beruhigung für mein ganzes künftige Leben finden würde. Ich erinnere mich sogar noch wohl, daß die liebe Mutter selbst einst im Gefühl unseres bisherigen schmählichen Zustandes geäußert hat, daß sie, wenn es einmal auf unsere Befreiung ankäme, auch ihren Sohn nicht zurückhalten würde.

„Vor der Hand ist zu erwarten, was der Himmel fügt; die Fortschritte der Alliirten und die sonstigen Nachrichten aus Frankreich machen sogar einen baldigen Frieden nicht unwahrscheinlich. Das Jahr, dem wir entgegengehen, wird ein bedeutendes sein, wofür ich uns Allen Gottes Segen innig erflehe.

Ihr gehorsamer Sohn L."

Diese Zeilen sind gewiß bezeichnend genug für die patriotische Gesinnung Uhlands, von dessen Tiefgefühl es sich voraussetzen läßt, daß er in jener sturmbewegten Zeit den Ereignissen mit der größten Spannung gefolgt ist. Nicht nur von der Fremdherrschaft, auch von dem unnatürlichen Verhältniß, in welchem Fürsten und Völker zu einander standen, schien sich Deutschland damals befreien zu wollen; die Bevormundung des Volkes sollte aufhören, die ihm schon so lange vorenthaltene Freiheit unverkümmert wieder hergestellt werden. Wie mächtig mußte nicht jener Aufruf „An Mein Volk", den der König von Preußen

im Frühling des Jahres 1813 von Kalisch aus erlassen hatte, in Uhlands Gemüth wiederklingen! Waren ja darin alle jene Rechte und Freiheiten verheißen, die Uhland immer und immer wieder für das Volk forderte und die einzig und allein der deutschen Nation ein menschenwürdiges Dasein verbürgen. In den Tagen ihrer Noth waren die deutschen Fürsten sehr volksthümlich, sehr liberal geworden. „Bleibet eingedenk der Güter," heißt es u. A. in der Proklamation von Kalisch, „die unsere Vorfahren blutig erkämpften: Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft...... Selbst kleine Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen; erinnert Euch an die heldenmüthigen Schweizer und Niederländer. Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden, denn unser Beginnen ist groß und nicht gering die Zahl und die Mittel unserer Feinde.... Aber welche Opfer auch von Einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein. Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unsern Wohlstand.... Meine Sache ist die Sache meines Volkes und aller Gutgesinnten in Europa".... Als Zweck des Krieges war die „Rückkehr der Freiheit und Unabhängigkeit" verkündet; die Monarchen von Preußen und Rußland seien nur gekommen, um den Völkern Deutschlands „diese entwandten, aber unveräußerlichen

Stammgüter wieder erringen zu helfen und der Wiedergeburt eines ehrwürdigen Reichs mächtigen Schutz und dauernde Gewähr zu leisten." In solchem Sinne forderten sie treue Mitwirkung von Allen, „besonders von jedem deutschen Fürsten, und wollen dabei gerne voraussetzen, daß sich keiner finden werde unter ihnen, der, indem er der deutschen Sache abtrünnig sein und bleiben will, sich reif zeige der verdienten Vernichtung durch die Kraft der öffentlichen Meinung und durch die Macht gerechter Waffen." Der Rheinbund, als Wirkung fremden Zwangs, könne daher nicht länger geduldet werden. Schließlich ist dann von dem Werk die Rede, dessen Gestaltung ganz allein den Fürsten und Völkern Deutschlands anheimgestellt bleiben soll. „Je schärfer in seinen Grundzügen und Umrissen dieß Werk heraustreten wird aus dem ureigenen Geiste des deutschen Volkes, desto verjüngter, lebenskräftiger und in Einheit gehaltener wird Deutschland wieder unter Europa's Völkern erscheinen können."

Allein, wie schon bemerkt, König Friedrich von Würtemberg hielt selbst nach der Schlacht von Leipzig im Geheimen noch an dem Bündniß mit Napoleon fest, und von einer allgemeinen Volksbewaffnung konnte hier nicht die Rede sein. Wenn er es auch gewollt hätte, so wäre es Uhland in den ersten deutschen Befreiungskämpfen doch nicht wohl vergönnt gewesen, zu den Waffen zu greifen. Aber wenn sein Schwert nun in der Scheide ruhen mußte, um so heller und frischer klang jetzt die Leyer; durch viele seiner herrlichen Lieder weht die kräftige Luft der Befreiungskriege. Die Schlacht von Leipzig hatte auch in

die luftdichte Gedankensperre im Schwabenlande Bresche geschossen. Uhland singt das Lied eines deutschen Sängers:

„Ich sang in vor'gen Tagen
Der Lieder mancherlei,
Von alten, frommen Sagen,
Von Minne, Wein und Mai.
Nun ist es ausgesungen,
Es dünkt mir alles Tand:
Der Herrschild ist erklungen,
Der Ruf: für's Vaterland!"

Er ruft laut sein Vorwärts! und bald konnte er er die Siegesbotschaft verkünden:

„Es war so trübe, dumpf und schwer,
Die schlimme Sage schlich umher,
Sie krächzte, wie zur Dämmerzeit
Ein schwarzer Unglücksvogel schreit.

Die schlimme Sage schlich im Land
Mit schnöder Schattenbilder Tand,
Sie zeigte Zwietracht und Verrath,
Vernichtung aller edlen Saat.

Des Bösen Freunde trotzen schon
Sie lachen hämisch, sprechen Hohn,
Die Guten stehen ernst und still
Und harren, was da werden will.

Da schwingt sich's über'm Rhein empor
Und bricht den dichten Wolkenflor:
Ist's stolzer Adler Sonnenflug?
Ist's tönereicher Schwäne Zug?

Es rauscht und singt im goldnen Licht:
Der Herr verläßt die Seinen nicht,
Er macht so Heil'ges nicht zum Spott
Viktoria! mit uns ist Gott!"

Aus dieser Zeit deutscher Begeisterung stammt auch das Gedicht An das Vaterland:

„Dir möcht' ich diese Lieder weihen,
Geliebtes deutsches Vaterland!
Denn dir, dem neuerstandnen, freien,
Ist all mein Sinnen zugewandt.

Doch Heldenblut ist dir geflossen,
Dir sank der Jugend schönste Zier.
Nach solchen Opfern, heilig großen,
Was gälten diese Lieder dir?"

Es ist die muthvolle Vaterlands- und Freiheitsliebe, die uns aus diesen und ähnlichen Liedern entgegentönt, das ächt Männliche, Kampfgerüstete. Nach dieser Seite charakterisirt Vischer den Dichter treffend also: „Uhland ist ganz Mann, in Eisen gerüstet, mit blankem Stahl umgürtet. Ihm ist wohl bei dem Muthigen, der das Schwert zieht und zuhaut, wohl im Brausen der Schlacht unter dem Wiehern der Rosse, im Turnier, wo die Lanzen splittern, beim jungen Siegfried, der den Ambos in den Grund schlägt, dem Königssohne, der den Löwen besiegt, den Drachen faßt und entzaubert, dem Normannen, der in seinem Leben nie erschrack, vor Gespenst so wenig, als vor Mensch. Wir wollen, versteht sich, kein Kraftgeprahle, aber wir wollen auch nicht wohlweise gegen bloß physischen Muth, bloß physische Kraft deklamiren. Für den

Inhalt, den geistigen Zweck ist ja sonst auch unter den Schwertschlägen bei Uhland hinreichend gesorgt, aber Kraft und Muth ist auch für sich etwas und nicht wenig. Das ist eine heilsame Stimmung, wo es uns zu Muthe wird wie jenem im Märchen, der nicht erfahren konnte, was Gruseln ist, und ein Volk, das aus einem thatkräftigen bald ein großes Culturvolk geworden war, mag seinem Lieblingsdichter für das Eisen danken, das er seinem versessenen Blute zugeführt hat; er thut uns recht gut, der männliche Uhland neben dem weichen Göthe, dem die Gröbe der That unheimlich ist." — —

Doch wir sind aus der juristischen Laufbahn Uhlands ganz hinausgekommen; lenken wir wieder in dieselbe zurück!

Nach seinem Austritt aus der Kanzlei des Justizministeriums treffen wir ihn in Stuttgart als Advokaten. In dieser Eigenschaft hatte er viele amtliche Vertheidigungen und Armenprozesse zu führen und scheint er überhaupt vielfach beschäftigt gewesen zu sein. Noch am 6. April 1816 schrieb Friedrich Rückert an Fouqué über ihn: „Leider ist dieser rüstige und besonnene Mitstreiter im Kampfe der Poesie gegen die Zeit in das lästige Berufsgeschäft eines Advokaten gezwängt und bringt in den erkargten Nebenstunden fast nichts hervor als herrliche Plane und Entwürfe, deren Unausführbarkeit in seiner jetzigen Lage mir wahrhaft leid thut, sowie gewiß Jedem, der ihn näher kennt." Doch erschien schon im Jahre 1814 (die Jahrzahl 1815 tragend) die erste Ausgabe seiner Gedichte in dem Cotta'schen Verlage. Freiherr v. Wangenheim war es, der den Verlag freundlich vermittelte. In dieser

ersten Ausgabe tritt uns schon so ziemlich das vollständige charakteristische Bild des Dichters entgegen, wie ihn das deutsche Volk liebgewonnen hat. In den poetischen Liederkranz fügte sich später noch manche herrliche Blume ein, ohne seinen ursprünglichen Farbenschmelz wesentlich zu verändern. Es bewährte sich auch bei Uhland, daß die lyrische Muse eine Freundin der Jugend sei; in diesem Sinne sind wohl auch seine Verse zu nehmen:

„Singst du nicht dein ganzes Leben,
Sing' doch in der Jugend Drang!"

In seinen spätern Jahren dichtete er seltener, was besonders seinen Freunden auffiel, die dann jede neue Gabe seiner Muse nur um so freudiger begrüßen konnten, weil auch jede immer gehalt- und werthvoll war; denn stets hatte er an dem strengen Gesetze festgehalten, nie zu dichten ohne die rechte Stimmung, ohne daß der heilige Geist der Poesie über ihn gekommen. Im Jahr 1828 hatte G. Schwab in der Zueignung seiner Gedichte Uhland zugerufen:

„Es klaget Deutschland, weil zu frühe
Dein innig Saitenspiel verklingt."

Und im Jahr 1829 spricht Justinus Kerner seine Freude über „Uhlands frische Lieder" in folgenden Versen aus:

„Wie wenn ein Strom, den lange
Ein Winter eingezwängt,
Im Lenzhauch mit Gesange
Verjüngt die Fesseln sprengt;

Wie wenn nach Jahr und Tagen
Ein Baum, einst blüthenreich,
Fängt Blüthen an zu tragen,
Den alten gänzlich gleich;

Wie wenn ein Wein, verschlossen
Im Fasse Jahre lang,
Kommt wieder frisch geflossen,
Ein duftender Gesang;

Wie wenn auf einmal wieder
Ein ries'ger Dom ertönt
Dem Ohr, an Vogellieder
Seit Jahren nur gewöhnt:

Schien mir's — ist mir's geworden,
Als jüngst nach Jahren klang,
Du Haupt vom Liederorden,
Frisch tönend dein Gesang!"

Im Juni 1834 schreibt G. Schwab an Gries: „Ich bin bei meinem Uhland in Tübingen eingekehrt und habe dort die Wonne erlebt, sechs neue und köstliche Gedichte des Meisters zu hören, die in der achten Auflage, die (trotz des in Grund gebohrten schnöden Nachdrucks von 2000 Exemplaren) nächstens gedruckt wird, glänzen sollen." —

Seine Berufsstellung als Advokat scheint für Uhland eine befriedigende gewesen zu sein. Auch die gesellschaftlichen Verhältnisse der Residenz gestalteten sich für ihn auf das Angenehmste. Mit seinen näheren Freunden, zu denen besonders der fünf Jahr ältere Albert Schott gehörte, der sich gleichfalls als Advokat in Stuttgart niedergelassen

hatte, kam er Abends gewöhnlich im Gasthof zum Schatten zusammen. Das „Schattenkränzchen" war stets von der heitersten Laune belebt, die Quelle manches lustigen Scherzes und mancher belebenden Anregung. Daß hier übrigens auch ernste Fragen den Mittelpunkt der Unterhaltung bildeten, dürfen wir bei den wackern jungen Männern, die in dem genannten Gasthofe ihre geselligen Zusammenkünfte hatten, voraussetzen, auch wenn Uhland nicht gesungen hätte:

„Im Schatten, den ich meine,
Da träumt es sich so mild,
Man sieht im Dämmerscheine
Gar manches schöne Bild.
Wie träumten wir so gerne
Vom heil'gen Rettungsstreit,
Vom nahen Freiheitssterne,
Von Deutschlands goldner Zeit!

Nie mög' in unserm Schatten
Der Quell versiegen geh'n;
Nie soll der Sang ermatten,
Die Blumen nie verweh'n;
Auf nimmer soll verfliegen
Der goldnen Träume Schaar,
Das Aechte wird doch siegen,
Der Traum im Schatten — wahr!"

Zu Uhlands Stuttgarter Freunden gehörte auch der damals dort anwesende Friedrich Rückert, Paul Pfizer, Gries, der Uebersetzer Tasso's, Ariost's, Calderon's u. s. w., Gustav Schwab, der seit 1818 in Stuttgart als Professor angestellt war, Waiblinger

u. A. Auf Albert Schott beziehen sich die Verse, die in der Uhland'schen Gedichtsammlung unter der Ueberschrift: „In ein Stammbuch" („Die Zeit in ihrem Fluge" u. s. w.) enthalten sind; an ihn richtete der Dichter, als jenem für seine landständische Thätigkeit von seinen Committenten ein silberner Humpen überreicht wurde, die Verse:

„Billig wird mit einem Becher
Dieser wackre Mann beschenkt,
Weil er als des Landes Sprecher
Klaren Wein hat eingeschenkt."

Nicht minder „frisch und klar" war auch der Wein, den Uhland nun in seiner politischen Wirksamkeit dem Volke einschenkte.

Fünftes Kapitel.

Erste politische Wirksamkeit.

Durch die Gunst und Gnade Napoleons war König Friedrich von Württemberg ein Souverän geworden, der sich nicht nur nach Außen hin, vom „Reich“, unabhängig fühlte, sondern auch seinen Unterthanen gegenüber eine unumschränkte Herrschaft übte. Schon im Jahr 1805 hatte er, Napoleons Weisung »chassez les bougres« befolgend, die alten Stände auseinandergetrieben und die auf Vertrag beruhende ständische Verfassung Altwürttembergs als „eine nicht mehr in die Zeit passende Einrichtung“ aufgehoben. Ein neues umfassendes Steuersystem wurde unter der Leitung Wangenheims eingeführt, das wenigstens das Gute hatte, daß es auch die bisher bevorrechteten Stände in Mitleidenschaft zur Tragung der Landeslasten zog. So konnte der König, unterstützt durch geordnete Finanzen und wohldressirte Beamte — nur zwei hatten dem Selbstherrscher unter der neuen Ordnung der Dinge den Eid verweigert — seiner Willkührherrschaft den

zügellosesten Lauf lassen. Alles und Jedes sollte unbedingt von der Regierung abhängig sein, und diese Gewaltherrschaft ließ sich auch nur durch Gewaltmaßregeln sichern — so lange es eben anging. Neue, sehr strenge Strafen waren nicht nur auf Majestäts- und Staatsverbrechen jeder Art, sondern auch auf Holzdiebstahl und alle Vergehen gegen die Post, Accise und Conscriptionsverordnungen gesetzt; die Untersuchung und das Urtheil war in vielen Fällen den Gerichten entzogen und den Verwaltungsbehörden überlassen; nach Belieben griff der König eigenmächtig in die Strafjustiz ein. Um jeden Versuch zum Widerstande schnell und leicht unterdrücken zu können, errichtete er das Landjägercorps und verbot den Besitz der Waffen; im Jahr 1809 wurde das Scheibenschießen der Schützengesellschaften als eine ganz nutzlose, kostspielige und zeitverderbende Beschäftigung untersagt. Für die Loyalität der Presse sorgte die scharfblickende Censur; jedes Gespräch über politische Gegenstände war bei schweren Strafen verboten. Geheime Kundschafter, Denunzianten an allen Ecken und Enden!

Und die Zustände des Volkes unter diesem König und seiner Regierung? Hören wir beispielsweise, was ein gründlicher Kenner seines Vaterlandes, der warm für das Volk fühlt, Fr. Vischer, hierüber sagt: „Nein, das Herz zieht sich in einem Krampfe des Grimms zusammen, wenn man seiner Thaten gedenkt. Ich habe eine Erinnerung aus meinen Knabenjahren; ich hörte von einer Rede, die ein Abgeordneter in jener Zeit über das unsägliche Leiden hielt, das der Wildstand und die Jagden über das Volk gebracht: die Saaten, die Reben von Hirsch und Eber

abgeweidet, der ausgesogene Bauer, dem Waffe und Schuß verboten war, in kalten Nächten sich vergeblich plagend, das Wild durch angezündete Feuer abzuhalten, zu den großen Jagden schaarenweis als Treiber aufgeboten, als hungernder Sklave wochenlang, während ihm der dürftige Kittel in Schnee und Regen auf dem Leib verfaulte, von seiner Hütte fern, — Schauer übergoßen mich, als dieß Bild des Jammers, das ich kannte, das aber so eindringlich nie an mich gekommen war, sich vor mir aufrollte. Unerschwinglicher Steuerdruck, unerträgliche Censur, Gewaltthat über Gewaltthat, jede Mißhandlung der Menschenwürde, die nur ein orientalischer Despot verüben kann, Vergeudung des Bluts der Unterthanen für den Feind des Vaterlandes, der sie in die Eisfelder von Rußland schleppt, wo sie zu Tausenden hinsinken, geheimes, verrätherisches Festhalten an diesem Bund auch nach der Schlacht von Leipzig." — — —

Anfänglich hatte man diese Zustände mit schweigendem Groll ertragen. Selbst bei den Anhängern des Königs konnte von Liebe zu ihm nicht die Rede sein; aber Respekt hatten sie vor ihm, stolz waren sie darauf, daß er Hunde und Pferde hielt, wie kein anderer Fürst, daß er der beste Schütze war weit und breit, und daß er Alles durchführte, was er anfing, jedem Widerstand zum Trotz. Auch wird es Altwürttemberg nicht ungern gesehen haben, daß die kleinen geistlichen Lande, die Reichsritter u. s. w. aus ihrer bevorzugten Sonderstellung herausgerissen und mit denselben Pflichten in den allgemeinen Staatsverband eingereiht wurden, welche auch die andern Bürger zu tragen

hatten. Aber zu beispiellos war die Willkührherrschaft des Despoten, als daß nicht nach und nach die Stimmung des Volkes sich auf's Entschiedendste gegen ihn geltend machen mußte. Während der König auf dem Wiener Kongresse energisch sich gegen jede Schmälerung oder Beschränkung der bis jetzt von ihm ausgeübten Souveränetätsrechte wehrte und in der Aufstellung sogar eines Minimums landständischer Rechte eine Kränkung der landesherrlichen Oberhoheit erblickte, während er daher ebensowenig von einem Recht des Volkes, wie von einer Einheit des Vaterlandes, die nur durch die Unterordnung der Souveränetät der Einzelstaaten unter den großen Staatszweck denkbar ist, wissen wollte, erinnerte man sich im Schwabenlande wieder daran, daß einst Fox die Verfassung des alten Württemberg mit der englischen verglichen, und daß das alte gute Recht des Landes auf freiem Vertrage beruhe. Auch auf dem Wiener Kongreß wurde bestritten, daß selbst nach den vorausgegangenen Umwälzungen den Fürsten ganz unbedingte oder rein despotische Rechte zuständen; der Verfall der Reichsverfassung habe keineswegs den Umsturz der Landesverfassung nach sich gezogen, und niemals hätten Verträge der Fürsten mit Bonaparte den Rechten ihrer Unterthanen etwas vergeben können. Ebenso wenig hätten die spätern Traktate, worin die Souveränetätsrechte der Fürsten anerkannt worden, ihnen Rechte über ihre Unterthanen beigelegt, die sie vorher nicht besessen hätten. Souveränetät sei niemals gleichbedeutend mit Despotie. Der König von England sei unläugbar so souverän als jeder andere Fürst in Europa, und die Frei-

heiten seines Volkes befestigten seinen Thron, statt ihn zu untergraben.

Diese Wahrheiten waren vorzugsweise auf den König von Württemberg gemünzt. Begreiflich, daß er nicht in der rosenfarbensten Laune zu Anfang des Jahres 1815 von dem Kongreß nach Stuttgart zurückkehrte. An Napoleon sich anzulehnen, ging nicht mehr; im Volke glühte der Zündstoff einer nicht mehr zu verachtenden Opposition; dann lag auch die Besorgniß nahe, der Wiener Kongreß oder gar der deutsche Bund möchte dem unumschränkten Souverän von Württemberg die Grundsätze seiner Regierungsweise vorschreiben. Dem zuvorzukommen, entschloß sich König Friedrich aus freien Stücken, seinem Reiche eine Verfassung zu verleihen. Ganz unerwartet sprach er diese Absicht in einem Manifest aus und legte am 15. März 1815 dem neuen Landtag, den er in Person eröffnete, die unter seinen Auspizien zu Stande gekommene Verfassung vor. Dieselbe sollte alles begangene Unrecht gut und gültig machen, durch das Recht der Beschwerde und Bitte die Sicherheit der bürgerlichen Freiheit „gleichsam" unter die mitwirkende Gewährleistung der Stände stellen, die Beamten von der Wählbarkeit ausschließen, um die königlichen Diener nicht den Einflüssen des Landtags auszusetzen u. dgl. m.

In dieser feierlichen Sitzung beschwört der König die neue Verfassung, ohne den Eid des Landtags auf dieselbe zu fordern. Aber sobald er den Ständesaal verlassen, werden seine Vorlagen verworfen; Adel, Geistlichkeit und Volksabgeordnete fassen einstimmig den Beschluß, die neue Verfassungsurkunde nicht als Grundgesetz anzuerkennen,

sondern Unterhandlungen auf Grundlage der alten Verfassung anzuknüpfen, die nur widerrechtlich unterdrückt sei, gesetzlich aber noch fortbestehe.

Kein Zweifel, die neue Verfassung war besser, dem modernen Staatsbegriff entsprechender und in wesentlichen Punkten liberaler als die alte, welche sich überlebt hatte. Aber das Volk und seine Vertreter wollten kein Gnadengeschenk, wo sie ein Recht zu fordern hatten; es handelte sich zunächst nicht um die Frage politischer Zweckmäßigkeit, sondern um die Herstellung des verletzten sittlichen Verhältnisses. Die alte Verfassung, die auf einem Vertrag zwischen Fürst und Volk beruhte, war vom König einseitig aufgehoben worden; das hatte das Rechtsgefühl des Volkes beleidigt und daher verlangte es die Anerkennung des alten Vertragsverhältnisses. Ein weiterer Grund der Ablehnung des Verfassungsgeschenkes lag sodann im Mißtrauen gegen die Person des Königs, das allerdings nur zu gerechtfertigt war. Es ist das bürgerlichstolze, manneswürdige, ehrenhafte Rechtsgefühl, das sich gegen die neue Verfassung auflehnte und dem Uhland die schönen Worte geliehen hat:

Noch ist kein Fürst so hochgefürstet,
So auserwählt kein ird'scher Mann,
Daß, wenn die Welt nach Freiheit dürstet,
Er sie mit Freiheit tränken kann,
Daß er allein in seinen Händen
Den Reichthum alles Rechtes hält,
Um an die Völker auszuspenden
So viel, so wenig ihm gefällt.

Die Gnade fließet aus dem Throne,
Das Recht ist ein gemeines Gut,
Es liegt in jedem Erdensohne,
Es quillt in uns wie Herzensblut;
Und wann sich Männer frei erheben
Und treulich schlagen Hand in Hand,
Dann tritt das innre Recht in's Leben
Und der Vertrag gibt ihm Bestand.

Vertrag! es ging auch hier zu Lande
Von ihm der Rechte Satzung aus,
Es knüpfen seine heil'gen Bande
Den Volksstamm an das Fürstenhaus.
Ob Einer im Palast geboren,
In Fürstenwiege sei gewiegt,
Als Herrscher wird ihm erst geschworen,
Wenn der Vertrag besiegelt liegt."

Was man in Betreff der alten Verfassung besonders hervorhob, war, wie Uhland mit Recht betonte, daß sich in ihr das Vertragsverhältniß zwischen dem Regenten und Volk so klar und offen darlege, daß in ihr keine bourbonische Legitimität sei, vielmehr sei sie ein Gesellschaftsverhältniß freier vernünftiger Wesen; in dem Reinmenschlichen der alten Verfassung löse sich das Räthsel, daß ein dreihundertjähriger Rechtszustand noch jetzt vollkommen zeitgemäß erscheinen könne. Trotzdem sie nicht mehr zeitgemäß war, erschien sie doch als eine Gewähr für die unveräußerlichen Rechte des Volkes.

Zwar gab der König den gesetzlichen Fortbestand der alten Verfassung nicht zu, ließ sich aber zu Unterhandlungen mit den Ständen herbei. Dieselben dauerten vier

Monate und wurden hüben und drüben mit Erbitterung geführt, ohne daß sie ein Ergebniß hatten. Am 26. Juli wurden die Stände vertagt, und der König ließ seine Reiter um Ludwigsburg streifen, um das Volk, das massenhaft mit Beschwerden und Bitten herangezogen kam, zu zerstreuen.

Uhland, obschon noch nicht Abgeordneter, hatte an den politischen Debatten seiner Heimath den lebhaftesten Antheil genommen. Nach der Vertagung der Stände redigirte er die folgende Eingabe der Stuttgarter Bürger an den König:

„Eure Majestät

haben zu Ende des Jahres 1805 im Drang gebieterischer politischer Verhältnisse die Verfassung, welche seit drei Jahrhunderten das Glück der Württemberger ausmachte, aufgehoben.

„Seit dieser Zeit hat das württembergische Volk das Aeußerste geleistet, was von Menschen gefordert werden kann, ohne in seinem Gehorsam und seiner Treue gegen Eure Majestät und Höchstdero Regentenhaus zu wanken. Alle Herzen wurden daher mit Freuden erfüllt, als Höchstdieselben am 11. Januar d. J. diese unwandelbare Anhänglichkeit Ihres Volkes durch Zusicherung einer Verfassung, welche den innern und äußern Verhältnissen angemessen sein und alle Theile zufrieden stellen sollte, belohnen zu wollen erklärten.

„Bereits hatten wir uns der freudigen Hoffnung hingegeben, daß die vermöge der alten Verfassung d e m w ü r t t e m b e r g i s c h e n V o l k e z u s t e h e n d e n R e c h t e

und Freiheiten, welche dasselbe von seinen Ureltern durch Verträge mit Eurer Majestät Vorfahren erworben und seit Höchstihrer Regierung durch nichts verwirkt hat, hergestellt und im Eingeständniß mit den Landständen nur diejenigen Bestimmungen der alten Verfassung modifizirt werden würden, deren Abänderung der Zeitgeist, die Vergrößerung des Landes und andere politische Verhältnisse erfordern.

„Allein die Verfassungsurkunde, welche Eure Majestät bei Eröffnung der Ständeversammlung bekannt gemacht, entfernte diese Hoffnung und verschaffte uns die Ueberzeugung, daß Höchstdieselben von den Rechten und Freiheiten, welche dem württembergischen Volk von Eurer Majestät Vorfahren, glorreichen Andenkens, zugestanden waren, nur wenige, und diese nur aus Gnade, zurückzustellen geruhen wollten.

„Wir mußten also, sowie das ganze Land, die Bemühungen der Landstände, welche die Rechte des Volks ehrerbietig, aber mit Freimüthigkeit und beharrlich zu vertreten suchten, mit tiefgefühltem Dank erkennen, und glaubten gewiß, daß die Vorstellungen dieser Männer Eure Majestät bewegen würden, durch Wiederherstellung der alten Verfassung, welche seit langer Zeit das Glück des Landes und das Wohl der württembergischen Regentenfamilie begründet hat, und namentlich die fürchterlichsten Verehrungen des dreißigjährigen Kriegs in unglaublich kurzer Zeit vergessen machte, die tiefen Wunden zu heilen, welche die Zeitumstände seit 1806 dem Vaterland geschlagen.

„Unter diesen Umständen hat uns die Auflösung der Stände, welche durch die von Eurer Majestät ausgesprochenen Vertagung derselben seit einigen Tagen erfolgt ist, die tiefste Bekümmerniß verursacht.

„Wir wagen daher in der tiefsten Ehrfurcht Eurer Majestät unterthänigst vorzutragen, daß die Stände des Königreichs durch die Höchstdenselben übergebenen Vorstellungen nichts als unsre Wünsche und Bitten, sowie die des ganzen Landes, ausgesprochen haben, und daß wir den traurigen Gedanken nicht zu fassen vermögen, uns und unsern Mitbürgern, die wir nichts verbrochen, vielmehr uns bis jetzt durch Gehorsam und Treue gegen Eure Majestät vor ganz Deutschland ausgezeichnet haben, nach Anstrengung unsrer äußersten Kräfte, nach Hingabe von Gut und Blut, auch fernerhin unsre altheiligen Rechte und Freiheiten, und die dieselben versichernde alte Verfassung, entzogen zu sehen.

„Wir bitten daher unterthänigst, Eure Majestät wolle gnädigst geruhen, uns, unsere Kinder und Nachkommen durch Wiederherstellung der alten württembergischen Verfassung, unter Vorbehalt der im Einverständniß mit den Ständen zu treffenden etwa nöthigen Modifikationen derselben, zu beglücken und zu dem Ende die Ständeversammlung wieder einzuberufen.

„In tiefster Ehrfurcht verharrend“ u. s. w.

Wie diese Eingabe allerhöchsten Orts aufgenommen wurde, darüber fehlt uns jede Kunde. Inzwischen dauerten die Verfassungswirren fort, und Uhland kämpfte um so eifriger für das alte gute Recht, je hartnäckiger dessen

Wiederherstellung von der Regierung verweigert wurde. In die Zeit dieser Wirren fielen seine politischen Lieder, die gesammelt als vaterländische Gedichte erschienen und der Opposition wirksamen Vorschub leisteten. Einige derselben wie das „Gespräch", „Schwindelhaber", „Hausrecht" beziehen sich auf den schon genannten Freiherrn v. Wangenheim, der von dem König im Oktober 1815 von der Stelle eines Kurators der Universität Tübingen in die Verfassungskommission gerufen wurde.

Freiherr v. Wangenheim hatte aufmerksam die Verfassungswirren verfolgt und sich bald daran mit einer Schrift betheiligt, die im Sommer 1815 unter dem Titel „Die Ideen der Staatsverfassung in ihrer Anwendung auf Württembergs alte Landesverfassung" erschien. Er suchte darin zu zeigen, wie unvereinbar das alte Landesrecht mit den modernen Staatsbegriffen sei und wie unmöglich seine Zurückführung in dem neuen Staate, dessen größere Hälfte nicht einmal das Recht hatte, das alte Recht zurückzufordern, da die aufgehobene Verfassung nur für Altwürttemberg ihre Geltung hatte. Die seltsame Art und Weise, wie er mit Ideen Schellingisch-Eschenmayer'scher Naturphilosophie seine Staatstheorien ausspann, war nicht geeignet, seiner Schrift eine günstige Aufnahme zu bereiten. Es ist die Montesquieu'sche Lehre von dem Gleichgewicht der Gewalten, die er in derselben vortrug. Das demokratische Element zeigt sich in der Masse nur als Vorstellungskraft, in den Gemeinden bereits als Einbildungskraft, während es in den Ständen sich als Begehrungsvermögen (Petitionsrecht) entfaltet. Dem gegenüber steht

das aristokratische Element des Gutsadels (Gefühl), der Gelehrten (Verstand) und der Geistlichen (Gemüth). Ueber Beiden aber thront das autokratische Element, das im Ministerium als Staatsvernunft, in dem Hofstaat als Staatsphantasie erscheint und in dem Regenten, dem Staatswillen, gipfelt. Zu dieser untrüglichen Staatsidee sollte das alte Landrecht hinaufgebildet werden.

Im Herbst 1815 legte Wangenheim den wiederzusammenberufenen Ständen 14 Artikel als Grundlage für ihre Berathungen dar. Dieselben enthielten bedeutende Zugeständnisse: unbedingtes Steuerbewilligungsrecht, Einkammersystem, Revision aller in der achtjährigen Willkührherrschaft erlassenen Gesetze. Nach solchen liberalen Anläufen wandte sich ein Theil der deutschen Presse dem Könige zu, und einsichtige Nichtwürttemberger, wie Stein und Gagern, suchten die Stände zum Entgegenkommen zu bewegen. Allein die kavaliermäßige Zuversicht und burschikose Derbheit, womit der aus Thüringen gebürtige Wangenheim in der württembergischen Kammer auftrat, die schonungslose Art, womit er über schwäbische Eigenthümlichkeiten und Personen sich in Spott erging, die gänzliche Unkenntniß des Volkes, welche ihn dazu verleitete, eine heilige Gewissenssache desselben mit einigen abstrakt philosophischen Sätzen zu lösen: zogen ihm die gründlichste Abneigung der Schwaben und ihrer Vertreter in der Kammer zu. Uhland, der im eminenten Sinne des Wortes ein Schwabe war, fand sich jetzt veranlaßt, vor dem früher befreundeten Wangenheim das Hausrecht zu wahren:

„Wenn ungerechte Rache
Dich aus der Heimath trieb,
Nimm unter meinem Dache,
Als theurer Freund vorlieb!

Nur Eins ist, was ich bitte!
Laß du mir ungeschwächt
Der Väter fromme Sitte,
Des Hauses heilig Recht!“

Wangenheim auch gilt der Vorwurf unseres grundehrlichen Dichters, dem philosophische Spielereien zeitlebens zuwider waren:

„Was unsre Väter schufen,
Zertrümmern ohne Scheu,
Um dann hervorzurufen
D a s eig'ne L u f t g e b ä u;
Fühllos die Männer lästern,
Die wir uns auserwählt,
Weil sie dem Plan von gestern,
Zu huldigen verfehlt;
Die alten Namen nennen
Nicht anders, als zum Scherz:
Das heißt, ich darf's bekennen,
Für unser Volk k e i n Herz.“ —

Ihm auch gilt ferner das Gedicht „Schwindelhaber“, das man erst dann vollständig versteht, wenn man die eigenthümliche Veranlassung kennt, unter welcher es entstanden ist. Am 4. November 1816 erschien nämlich eine Polizeiverordnung des Inhalts: „Die nasse Witterung des verflossenen Sommers hat unter dem Getreide Samenkrankheiten, namentlich R u ß und M u t t e r k o r n veranlaßt,

auch das Gedeihen solcher Pflanzen begünstigt, deren Samen, wie des Dippel- und Schwindelhabers und der Kornraden, sehr schädliche Wirkungen hervorbringen. .... Es wird daher .... sorgfältige Absonderung jener vom Getraide durch Werfen und Sieben befohlen ... und Benützung solcher schädlichen Bestandtheile zu Mehl, Bier rc. rc. bei hoher Strafe verboten. Um insbesondere das Getraide von Ruß zu reinigen, haben alle Müller nicht allein mit einem Koppbeutel sich zu versehen, sondern auch den abgegerbten Kernen nachher durch den Stäuber laufen zu lassen. .... — Schwindelhaber und Kornraden können beide, zuvor abgekocht, dem Rindvieh, auch Pferden und Schafen, gereicht werden. Es haben sich aber die Menschen wohl zu hüten, daß sie sich nicht zu sehr dem, beim Abkochen aufsteigenden Dampfe nähern, welcher Schwindel, Betäubung und deren Folgen verursacht." Sobald Uhland die für den Unterthanenstand so besorgte Polizeiverordnung gelesen hatte, kam ihm der Gedanke zu dem Gedicht, das schon den folgenden Tag fertig auf dem Papier stand.

In dem „Gespräch" ist es wieder Wangenheim, dem unser Dichter je in den zwei ersten Zeilen einer jeden Strophe das Wort läßt:

„„Und immer nur vom alten Recht?
„Wie du so störrig bist!"
Ich bin des Alten treuer Knecht,
Weil es ein Gutes ist.

„Das Beßre, nicht das Gute nur,
„Zu rühmen, sei dir Pflicht!"

Vom Guten hab' ich sichre Spur,
Vom Beßern, leider! nicht.

„Wenn ich dir's aber weisen kann,
„So merk' und trau auf mich!"
Ich schwör' auf keinen einzeln Mann,
Denn Einer bin auch ich.

„Ist weiser Rath dir kein Gewinn,
„Wo zündest du dein Licht?"
Ich halt es mit dem schlichten Sinn,
Der aus dem Volke spricht.

„Ich sehe, daß du wenig weißt
„Von Schwung und Schöpferkraft."
Ich lobe mir den stillen Geist,
Der mählig wirkt und schafft.

„Der echte Geist schwingt sich empor
„Und rafft die Zeit sich nach."
Was nicht von innen keimt hervor,
Ist in der Wurzel schwach.

„Du hast das Ganze nicht erfaßt,
„Der Menschheit großen Schmerz."
Du meinst es löblich, doch du hast
Für unser Volk kein Herz.""

Auf dieses Gedicht antwortete Rückert im Sinne Wangenheims:

„„Ich bin des Alten treuer Knecht,
„Weil es ein Gutes ist."
Das Gute bessern ist ein Recht,
Das nur ein Knecht vergißt.

„Vom Guten hab' ich sichre Spur,
„Vom Beßern leider nicht."

Du schließest deine Augen nur,
Sonst zeigt' ich dir das Licht.

„Ich schwör' auf keinen einzeln Mann,
„Denn Einer bin auch ich."
Wo dich das Ich nicht halten kann,
Sprich, woran hältst du dich?

„Ich halt es mit dem schlichten Sinn,
„Der aus dem Volke spricht."
Schlicht sinn'ges Sprechen ist Gewinn,
Verworr'nes Schreien nicht.

„Ich lobe mir den stillen Geist,
„Der mälig wirkt und schafft."
Doch fordert jedes Werk zumeist
Auch Schöpferarmes Kraft.

„Was nicht von Innen keimt hervor,
„Ist in der Wurzel schwach."
Doch einmal muß man sä'n zuvor,
Was wurzeln soll hernach.

„Du meinst es löblich, doch du hast
Für unser Volk kein Herz."
Für es trag' ich sammt andrer Last
Auch dieser Kränkung Schmerz." — —

Zu der volkthümlichen, auf dem „alten, guten Recht" stehenden Opposition gesellte sich in den württembergischen Verfassungswirren auch noch der erbitterte Egoismus des reichsunmittelbaren Adels, der sich für die erlittenen Verluste rächen zu können hoffte. An ihrer Spitze stand Graf Waldeck, ein Todfeind von Wangenheim, der lächerlicherweise hartnäckig versicherte, das hochfürstlich limpurg'sche Haus habe die Abdankung des letzten römischen Kaisers noch nicht anerkannt. Gegen die neue Ordnung der Dinge

und das neue Verfassungsprojekt, welches das Einkammersystem wollte, hatte er einen Adelsverein organisirt, dessen Glieder über den ganzen Südwesten von Deutschland zerstreut waren. Allein der Umstand, daß auch der Adel mit der volksthümlichen Opposition Hand in Hand ging, konnte Uhland nicht abhalten, sich ebenso entschieden als wahr gegen ihn auszusprechen, wie wir bald sehen werden.

Am 30. Oktober 1816 bestieg König Wilhelm den Thron. Dieses Ereigniß wurde mit einem Jubelruf begrüßt, der weit über die Grenzen von Württemberg hinausreichte. Ueberall hegte man die hoffnungsvollsten Erwartungen von dem neuen Regenten. Ihm gelten jetzt die Worte des Dichters:

„Jetzt, da von neuem Lichte
Die Hoffnung sich belebt,
Und da die Volksgeschichte
Den Griffel wartend hebt:
O Fürst, für dessen Ahnen
Der Unsern Brust gepocht,
Und unter dessen Fahnen
Die Jugend Ruhm erfocht,
Jetzt, unvermittelt, neige
Du dich zu unserm Schmerz!
Ja! du vor Allen zeige
Für unser Volk ein Herz!"

Die Hoffnung, die sich hier auf die Entfernung Wangenheims aus dem Rathe des Königs ausspricht, ging nicht in Erfüllung, vielmehr wurde derselbe zu dem Posten des Cultministers erhoben und besaß das volle Vertrauen des Regenten. Aber die Abneigung der Stände gegen den neuen

Minister war unbesieglich. Als nun abermals dem wiedereinberufenen Landtage ein Verfassungsprojekt, das unbestreitbar des Guten Vieles bot, vorgelegt wurde, erfuhr es kein besseres Schicksal als das vorhergehende: es wurde gleichfalls verworfen. Nach dieser neuen Niederlage des Ministers wurde der König bewogen, hinter Wangenheims Rücken den Ständen ein Ultimatum vorzulegen; auch dieses fiel, und bezeichnend für die Anschauung des Landtags ist die Abstimmung des Freiherrn v. Varnbüler: „Ich ziehe es vor, das württembergische Volk unter der Regierung des jetzigen Königs ohne Verfassung zu sehen, als demselben für künftige Zeiten das Recht, seine von seinen Voreltern ererbte Verfassnng zu reklamiren, zu vergeben."

Durch das Scheitern der Verfassungsvorlage ließ sich König Wilhelm in seinen politischen Reformbestrebungen nicht irren; er gestaltete namentlich das Gemeindewesen unabhängiger und erleichtete die bäuerlichen Lasten. Nach der Berufung des weiland westphälischen Ministers Malchus, der vor allen Dingen eine Reorganisation der Finanzen und des Beamtenthums vornehmen sollte, wurde die Stellung Wangenheims erschüttert, der mit den Vorschlägen des rheinbündischen Staatsmannes in grundsätzlichem Widerspruche stand. Im November 1817 forderte er seinen Abschied und ward dann zum württembergischen Gesandten am Bundestag erwählt. Zwei Jahre später nahmen endlich die Stände in der Angst vor den Karlsbader Beschlüssen aus König Wilhelms Händen in übereilter Hast eine Verfassung an, welche weniger liberale Zugeständnisse enthielt, als die früher dargebotene.

Zum Verständniß der württembergischen Verfassungsangelegenheit ist ein Brief König Wilhelms an Varnhagen von Ense, der damals als preußischer Ministerresident in Karlsruhe weilte, datirt vom 1. Juni 1818, von Interesse. Die wichtigste Stelle aus demselben lautet:

— — — „Ihre Nachrichten über die Konstitutionssache sind mir wichtig gewesen, ich beantworte sie gerne und freimüthig, indem ich immer den Muth habe, das zu verfechten, was ich einmal unternommen habe; wir sind wirklich mit den wichtigsten Vorarbeiten beschäftigt, das eine betrifft die Erneuerung unserer Bauernverwaltung und Justizverfassung in erster Instanz, das andere eine gleichere Vertheilung unserer direkten Steuern; in der ersten Kommission sitzen die zwei ersten Oppositionsmänner und für die Justizverfassung ist nun auch Weishaar beigezogen; sie haben der Regierung bei Beendigung dieses Geschäfts das freimüthige Zeugniß gegeben, daß sie das Wohl und die Selbstständigkeit der Bauern aufrichtig bezwecke, und es unmöglich gewesen wäre, in einem ständischen Kreise in diesem Augenblick diese Absicht zu erreichen. Das zweite Geschäft bietet wegen der Mediatisirten die nämlichen Schwierigkeiten dar, denn sie heben seit Erscheinung der bairischen Konstitution wieder gewaltig die Köpfe empor; noch unterhandelt man mit ihnen, und der Erfolg wird beweisen, ob man mit ihnen abschließen oder ganz brechen muß. Mit der angestrengtesten Thätigkeit werden diese neuen Einrichtungen doch erst gegen Ende dieses Jahres in's Leben treten, und daher unmöglich, noch in dem Lauf desselben die Stände zu versammeln, allein es

wird auch in keinem Falle länger als in dem künftigen Frühjahr hinausgesetzt werden.

„Die höchste Rücksicht ist, das Volk zu erleichtern und in den neuen Formen bewegen zu lassen, ehe man den Schlußstein zum Gebäude setzt.“ — —

Varnhagen selber schreibt in seinen „Denkwürdigkeiten und vermischten Schriften“ über die Verfassungsangelegenheit: . . . „Mir war beschieden, ungenannt und still auch für die württembergische Verfassung heilsam thätig zu sein. Der König hatte den besten Willen, zeigte die freisinnigste Nachgiebigkeit, allein die Sachen waren schlimm verfahren und ließen kein Gedeihen absehen. Die mediatisirten Fürsten und Grafen, verstärkt durch den ritterlichen Adel, und die Altwürttemberger, welche an dem urkundlichen alten Recht eigensinnig festhielten, standen der Regierung in vereintem Widerspruch entgegen. Die Verbindung war unnatürlich, denn die Vornehmen und die schlichten Bürger wollten sehr Verschiedenes, was jene erstrebten, möglichste Rückkehr in die frühere Stellung, konnte diesen nichts helfen, was diese forderten, das alte Recht, konnten jene nicht gebrauchen. Ich kannte die Partheien, war mit einzelnen Gliedern in naher Beziehung, ich sah, daß auf diesem Wege nicht zum Ziel zu gelangen war. Ich rieth daher dem Könige für seine guten Absichten neue Stützpunkte zu nehmen. Die Altwürttemberger waren beschränkt und störrisch in ihren politischen Begriffen, verlangten die für das zusammengesetzte Königreich nicht mehr anwendbaren Satzungen des kleinen Herzogsthums, sie hatten sich im heftigen Streit gegen die Regierung ganz verbittert, eine Aussöhnung

schien kaum möglich. Aber sie waren die ehrlichsten, rechtschaffensten Männer, sie hatten das urkundliche Recht für sich, sie hegten keine Nebenabsichten, sie waren der Kern des Landes. Mit ihnen sollte der König sich einlassen, durch ihre Hülfe sein Werk ausführen. Der König sah die Richtigkeit meines Rathes sogleich ein, und folgte ihm ganz. Zwar fühlten Wangenheim, Cotta und Andere, die bisher auf Seiten der Regierung gegen jene gestritten und manche Unbill erduldet hatten, sich von der neuen Wendung schmerzlich berührt, und mir that es leid, ihnen, die ich meine Freunde nennen durfte, dieß zuzufügen, aber sie dachten zu edel und vaterländisch, um nicht gern dem Gemeinbesten des Landes jedes persönliche Opfer zu bringen. Mit den Führern der Volkspartei war eine Annäherung leicht gefunden, das leiseste Entgegenkommen gewann sie gleich; was konnte damals ein deutscher Fürst, der es redlich meinte, nicht alles mit dem stets vertrauenvollen, stets willigen Volke anfangen! Der falsche Zusammenhang der Altwürttemberger mit dem Adel wurde gelöst, die Verhandlungen lenkten in eine bessere Bahn ein und gewannen heitrere Aussichten. Zwar erfolgte der Abschluß erst lange nachher, denn noch viele Schwierigkeiten blieben zu überwinden, noch mancher Eigensinn machte sich geltend, und die Geduld des Königs hatte noch manche Probe zu bestehen; allein der gewählte Weg wurde nicht mehr verlassen und bewährte sich durchgängig als der rechte, der zuletzt das ersehnte Ziel glücklich erreichte."

In die Zeit der Verfassungswirren fällt auch das berühmte Gedicht „Wenn heut ein Geist herniederstiege";

es ist auf den 18. Oktober 1816 gedichtet und allem Anschein nach hat es an der fünfzigjährigen Jubelfeier der Schlacht von Leipzig nicht nur noch denselben poetischen Werth, sondern auch noch dieselbe politische Bedeutung, wie im Jahre 1816.

„Ihr Fürsten! seid zuerst befraget:
Vergeßt ihr jenen Tag der Schlacht,
An dem ihr auf den Knieen laget
Und huldigtet der höhern Macht?
Wenn eure Schmach die Völker lösten,
Wenn ihre Treue sie erprobt:
So ist's an euch, nicht zu vertrösten,
Zu leisten jetzt, was ihr gelobt."

— — — — — — —
— — — — — — —

Ihr Fürstenräth' und Hofmarschälle,
Mit trübem Stern auf kalter Brust,
Die ihr vom Kampf um Leipzigs Wälle
Wohl gar bis heute nichts gewußt,
Vernehmt! an diesem heut'gen Tage
Hielt Gott der Herr ein groß Gericht.
— Ihr aber hört nicht, was ich sage,
Ihr glaubt an Geisterstimmen nicht.

Was ich gesollt, hab' ich gesungen,
Und wieder schwing ich mich empor
Was meinem Blick sich aufgedrungen,
Verkünd' ich dort dem sel'gen Chor:
Nicht rühmen kann ich, nicht verdammen,
Untröstlich ist's noch allerwärts,
Doch sah ich manches Auge flammen
Und klopfen hört' ich manches Herz."

Die Vertagung der Ständeversammlung am 6. Dez. 1816 veranlaßte die beiden Gedichte Neujahrswunsch 1817 und Den Landständen zum Christophstag 1817. Dieser Tag sollte an den Begründer der alten Verfassung, den Herzog Christoph, erinnern. Der Dichter ruft den Ständen zu:

„Den wird man für erlaucht erkennen,
Der von dem Recht erleuchtet ist,
Den wird man einen Ritter nennen,
Der nie sein Ritterwort vergißt,
Den Geistlichen wird man verehren
In dem sich regt der freie Geist,
Der wird als Bürger sich bewähren,
Der seine Burg zu schirmen weißt.

Jetzt wahret, Männer, eure Würde;
Steht auf zu männlichem Entscheid!
Damit ihr nicht dem Land zur Bürde,
Dem Ausland zum Gelächter seid.
Es ist so viel schon unterhandelt,
Es ist gesprochen fort und fort,
Es ist geschrieben und gesandelt —
So sprecht nun euer letztes Wort.

Und kann es nicht sein Ziel erstreben,
So tretet in das Volk zurück;
Daß ihr vom Rechte nichts vergeben,
Sei euch ein lohnend stolzes Glück!
Erharret ruhig und bedenket:
Der Freiheit Morgen steigt herauf,
Ein Gott ist's, der die Sonne lenket,
Und unaufhaltsam ist ihr Lauf!"

Da inzwischen die Verfassungsangelegenheit nicht den erwünschten Verlauf nehmen wollte, erschien das Gebet eines Württembergers, womit wieder auf Wangenheim gezielt ist, wenn es darin heißt:

„Zu unsrem König, deinem Knecht,
Kann nicht des Volkes Stimme kommen,
Hätt' er sie, wie er will, vernommen,
Wir hätten längst das theure Recht."

Im Jahr 1823 hatte Gustav Schwab den wunderlichen Einfall, die vaterländischen Gedichte von Uhland in's Lateinische zu übersetzen. Sie erschienen unter dem Titel: »L. Uhlandi de constituenda republica carmina latinitate et metris Horatianis vestita Venusinae musae amatoribus offert adjecto textu vernaculo Gustavus Schwab.» —

Aber nicht nur in Versen, auch in Prosa ließ Uhland seine freimüthige Stimme vernehmen, so z. B. in dem Aufsatz den er im Jahre 1817 unter dem Titel „Keine Adelskammmer" an die Volksvertreter richtete. Es ist das edle Feuer mannhafter Ueberzeugung, das aus dem nachfolgenden Flugblatt spricht:

„Keine Adelskammer."

„Die altwürttembergische Verfassung wird mit Recht darum gerühmt, daß sich in ihr das Vertragsverhältniß zwischen Regenten und Volk so klar und ausgesprochen darlege. In ihr ist keine Bourbonische Legitimität, sie ist ein Gesellschaftsverhältniß freier, vernünftiger Wesen. Sie gibt dem Regenten den Standpunkt, von dem ihn die Auf-

klärung der Zeit nicht verdrängen wird, sie gibt dem Volke die Stellung, in der auch ein über Menschenrecht aufgeklärtes Volk sich gefallen darf."

„Eben in diesem Reinmenschlichen unserer alten Verfassung löst sich das Räthsel, daß ein dreihundertjähriger Rechtszustand noch jetzt vollkommen zeitgemäß erscheinen kann, und gerade jetzt, wo das Gefühl der Freiheit und der Menschenwürde neu erwacht ist."

„Steht nun in dieser Verfassung, auf welche der neue Vertrag gegründet werden soll, das Verhältniß zwischen Regenten und Volk so vernünftig, menschenwürdig und darum auch für unsre Zeit geläutert da, sollen wir dazu schweigen, wenn man uns zwischen Adel und übrigem Volk ein Verhältniß herbeiführen will, das jenen rein menschlichen Verband durch Mysticismus und Vorurtheil beflecken würde?"

„Der Adel nehme denjenigen Standpunkt ein, der seinen geschichtlichen Beziehungen und seinem Grundbesitz angemessen ist! Wir machen dem Adel seine Rechte nicht streitig."

„Aber man spreche uns nicht von Söhnen Gottes und Söhnen der Menschen, man stelle nicht Geburt und Verdienst in Vergleichung! Adelsvorurtheil ertragen wir nicht."

„Darum keine Adelskammer (Prälaten und Gelehrte beruhigen uns nicht). Kein Stand soll dem menschlichen Verkehr mit den andern enthoben sein, Alle sollen sich gegenüberstehen, Auge in Auge, wie es Menschen gegen Menschen geziemt."

„Man sage uns nichts von Rechten (wären es auch Casse und Ausschuß), deren Ausübung wir durch Zugeben der Adelskammer zurück erlangen möchten, nichts davon, wie die Adelskammer in Steuersachen und sonst unschädlich gemacht werden könnte! Um die Idee ist es uns zu thun, um die Menschenwürde."

„Unser Adel selbst hat die Trennung nicht begehrt, er wird nicht begehren, was die Zeit verwirft."

„Dreißig Jahre lang hat die Welt gerungen und geblutet. Menschenrecht sollte hergestellt, der entwürdigende Aristokratismus ausgeworfen werden; davon ist der Kampf ausgegangen. Und jetzt nach all' den langen, blutigen Kämpfen soll eben dieser Aristokratismus durch neue Staatsverträge geheiligt werden?"

„Hiezu einwilligen, ihre Volksvertreter, hieße den Todeskeim in die Verfassung legen, neue Umwälzungen vorbereiten, unsre vernünftige altwürttembergische Verfassung entweihen, die Sache des Vaterlandes und der Menschheit verlassen."

In einem Briefe vom 15. April 1817 an einen auswärtigen Freund spricht sich Uhland auf ähnliche Weise gegen zwei Kammern aus. Der Brief lautet:

„Aus einem Deiner Briefe erfahre ich, daß Du ein Votum gegen zwei Kammern herausgegeben hast. Da ich überzeugt bin, daß Du diesen Gegenstand gründlich und eindringlich behandelt, so wünsche ich sehr, Deine Schrift auch bei uns in Umlauf zu bringen, und Du würdest mich verpflichten, wenn Du mir zu diesem Behufe sobald als möglich einige Exemplare zusenden wolltest.

„Unsere Stände haben sich schon früher bestimmt gegen zwei Kammern erklärt, und hiernach in ihrem Verfassungsentwurf nur Eine aufgenommen. Auch der König war dagegen. Die Trennung in zwei Kammern ist aber eine leitende Idee bei Wangenheim, der seit geraumer Zeit von Seite der Regierung an der Spitze der Unterhandlung steht. Er hat diese Idee in den königlichen Verfassungsentwurf gebracht, und wird Alles daran setzen, sie zu realisiren.

„Er findet auch jetzt noch bei dem größern Theil der Stände keine Neigung dafür, vielmehr hat sich die Abneigung schon entschieden genug ausgesprochen. Gleichwohl scheint es mir nicht überflüssig, hierüber die öffentliche Meinung noch weiter aufzuregen und zu bestimmen. Wir hatten früher in Württemberg keinen Landadel, und das Verhältniß zum Adel ist deßhalb ein Punkt, der bei uns bisher nicht so gäng und gebe geworden, wie andere Theile der Verfassung. Auf die Wichtigkeit dieses Gegenstandes muß daher fortdauernd aufmerksam gemacht werden.

„Du erhältst hiebei auch mein Votum, das so eben die Presse verläßt. Du siehst, ich habe mir die Sache leicht gemacht und sie von der einfachsten Seite aufgefaßt. Die einfachste Seite aber wird bei staatsrechtlichen Verhandlungen oft am meisten vernachläßigt. — Ueber unsere Angelegenheiten wird große Täuschung verbreitet. Ich muthe Dir nicht zu, diese zu durchdringen, aber ich bitte Dich, wenn etwa in künftiger Woche schon ein völliger Bruch eintreten sollte, den Vorwurf nicht im Voraus schon auf die Stände zu werfen. Sie sind gerade jetzt in sittlicher Hinsicht ihren Gegnern sehr überlegen.

„Kerner ist nicht zum Politiker geschaffen; er ereifert

sich über eine Einzelheit, die nicht einmal eigentlicher Streitpunkt ist, und sich leicht geben würde.

„Meine Vaterländische Gedichte, die Du zum Theil schon kennst, habe ich zusammendrucken lassen, und schicke sie Dir hiebei. Mit herzlichen Grüßen

Dein U."

Wahrscheinlich ist dieser Brief an Varnhagen gerichtet, dessen indirekte Theilnahme an der württembergischen Verfassungsangelegenheit uns bereits bekannt ist. Das in demselben berührte Verhältniß des Königs zu dem Verfassungsprojekt erläutert jener in dem neunten Bande seiner „Denkwürdigkeiten" des Nähern, wo er einen Besuch am württembergischen Hofe erzählt. Von den Majestäten zur Tafel gezogen, unterhielt sich Varnhagen mit ihnen auch über das große Thema der Verfassung. „Ich scheute mich nicht," schreibt er, „meine Ueberzeugung von der Nothwendigkeit solcher Grundformen sowie meine Vorliebe für einheitliche, nicht in zwei Kammern getheilte, Volksvertretung auszusprechen. Ueber das Mehr oder Minder der hier zu bestimmenden Verhältnisse, Unständigkeiten oder Schranken wurde lebhaft hin und her gestritten, wobei sowohl der König als die Königin sich zu den freisinnigsten Grundsätzen bekannten. Die Hofleute nahmen an dem Gespräch keinen Theil, und schienen dasselbe langweilig, wohl gar verfänglich zu finden. Nach aufgehobener Tafel sagte mir der König noch ganz vertraulich, er sei ganz meiner Ansicht, daß nur Eine Kammer richtiger sei, als deren zwei zu haben, allein bei der Zusammensetzung seines Landes müsse er für seine Fürsten und Grafen eine be-

sondere Kammer einrichten, wäre es auch nur, um sie unschädlich zu machen, denn für sich allein bedeuteten sie wenig, säßen sie aber mit den Bürgern und Bauern zusammen, so übten sie auf diese einen unwiderstehlichen Einfluß, das gemeine Volk sei leider so knechtisch und eitel, daß es sich zur Ehre rechne, von so vornehmen Herren sich beschwatzen zu lassen. Hiegegen konnt' ich nichts einwenden, und habe wohl später aus ähnlichen Gründen des Ortes und Augenblickes mich für die Zweitheilung entscheiden müssen."

Als im Juni 1817 der Landtag wieder aufgelöst wurde, die Verfassungsangelegenheit in beunruhigender Schwebe blieb, bemächtigte sich Uhlands eine trübe Stimmung, seine bisherige Existenz wurde ihm unbehaglich. Während seines kurzen Aufenthalts in Stuttgart besuchte Varnhagen auch den ihm befreundeten Dichter. Er schreibt über ihn: „Ludwig Uhland war mir über alles theuer, sein herrliches Talent, sein strenger, redlicher Sinn, standen mir in höchstem Werth. Aber die Kargheit seiner Mittheilung gab dem Umgang etwas Stockendes, das schwer zu überwinden war. Außerdem war er als unbeugsamer Anhänger des altwürttembergischen Rechts, als Mitglied einer heftigen Opposition, mit dem Hof und der Regierung ganz zerfallen, und lebte in beschränkter Zurückgezogenheit. Mich sah er mit einigem Mißtrauen an, mein Verhältniß zum Könige bezeichnete mich als einen Gegner der altwürttembergischen Parthei, wohin auch meine Verbindung mit Cotta, ja mit Justinus Kerner mich zu stellen schien, und in der That konnte ich den Eigensinn jener Parthei nicht

billigen, während ich ihre Redlichkeit und ihren Muth höchlich schätzte. Wir stritten alles durch, was diese verwickelte Verfassungsfrage betraf, meinen allgemeinen Ansichten hielt er stets das besondere Recht entgegen, ich seinem Rechtsbewußtsein die Forderungen des größeren Zusammenhanges, der fortgeschrittenen Zeit; natürlich bekehrte keiner den andern, allein wir erkannten, daß wir zu demselben Ziele strebten, und daß die Verschiedenheit der Wege unsrer Liebe nicht Eintrag that. Durch solche Erörterungen allein gelang es auch Uhland in Feuer zu zu bringen und sein reiches Inneres zu klarem Redefluß aufzuschließen. — — —

„Durch Uhland wurde mir noch eine besondere Ueberraschung zu Theil. Ich wünschte doch auch das Theater in Stuttgart zu besuchen, und lud Uhland ein, mich dahin zu begleiten. Er stutzte, machte allerlei Ausreden und zeigte eine Verlegenheit, die ich mir nicht erklären konnte. Je mehr ich in ihn drang, desto mehr wich er zurück, ich stellte ihm vor, daß meine Zeit in Stuttgart größtentheils genommen, daß dieß vielleicht die einzige Gelegenheit sei, ein paar Stunden ungestört hinzubringen; er gab dieß zu, bestand aber auf seiner Ablehnung. Endlich fragt' ich ihn, ob er etwa Bedenken trage, sich mit mir öffentlich zu zeigen, ob seine Partheigenossen es ihm mißdeuten könnten? Da nahm er sich ein Herz und sagte: „Nein, das ist es nicht. Aber wir können im Theater nicht beisammen sein, denn du wirst mit mir nicht auf den schlechtern Platz gehen wollen, sondern auf den ersten, und da kann ich nicht hin." Erstaunt rief ich aus, dergleichen

Schändlichkeit werde doch nicht in Stuttgart herrschen, daß im Theater solche entwürdigende Standesunterschiede geboten seien? — „Geboten nicht, erwiderte er, aber so durchaus gebräuchlich, daß es entsetzlich auffallen und morgen in der Stadt ein allgemeines Gerede sein würde, wenn man mich heute Abend in einer Loge sähe. Wir Bürgerlichen begehren auch nicht dahin, wir sind zu stolz, um mit den Vornehmen, mit denen, die sich solche dünken, zusammen sein zu wollen." Nun aber, im Unwillen über diese schmähliche Einrichtung, bestürmt' ich ihn erst recht, ihr verachtend zu trotzen, ich meinerseits rechnete es mir zur Ehre, dazu als Hilfsmittel zu dienen, und wenn die Sache Aufsehen mache, so sei es mir nur um so lieber. Uebrigens sei nichts einfacher, er begleite seinen Freund, der gleich ihm diese Aeußerlichkeiten verachte, und der den Platz, den er ihm anbiete, auch sicher für ihn zu behaupten wissen werde. Nach langem Zaudern entschloß er sich mit mir zu gehen, und in meiner Loge Platz zu nehmen. Ob die Ungewöhnlichkeit, Uhland in einer Loge zu sehen, im Publikum sehr bemerkt wurde, Aergerniß gab und Mißreden erweckte, hab' ich nicht erfahren, aber bei einigen Hofbeamten und Diplomaten, die mich während der Zwischenakte in meiner Loge besuchten, und denen ich meinen Freund Uhland mit eifriger Beflissenheit, als hätte ich einen Prinzen bei mir, vorstellte, bemerkte ich allerdings einiges Befremden, das sich aber schnell in lächelnde Höflichkeit versteckte und dem Dichter sogar einige Schmeicheleien eintrug."

Kurz vor Varnhagens Besuch in Stuttgart, am 17. Dez.

1817, schrieb Uhland einen Brief an seine Eltern, die zu hoffen schienen, er werde sich um die Professur für deutsche Literatur an der Universität Tübingen bewerben, eine Berufsstellung, die seinen inneren Neigungen, der Ruhe und Zufriedenheit seines Gemüths gewiß besser entsprochen hätte, als die lästige Advokatur und die Aufregung der bis jetzt so unfruchtbaren politischen Debatten. Die Hauptstelle des Briefes lautet:

— — — „Was die Professorsstelle für deutsche Literatur anbelangt, so steht mir in Hinsicht derselben der nämliche Grundsatz entgegen, der mich von jeder Bewerbung der neuen Organisation abhalten mußte: vor Herstellung eines Rechtszustandes in unserem Lande auf jede Stellung zu verzichten, welche mit einer Verpflichtung auf den Namen des gegenwärtigen Königs verbunden wäre. Wenn unsere Kollegien nach diesem Grundsatze gehandelt hätten, so wären wir jetzt schwerlich in diesem verfassungslosen Zustand."

Wie sehr sich übrigens Uhland aus der unerquicklichen Lage, in welcher er sich während der Verfassungswirren befand, hinauswünschte, geht aus einem Briefe hervor, den er am 19. September 1818 an einen Freund, vermuthlich wieder an Varnhagen, schrieb:

„Ich kann in den Fall kommen, und er ist vielleicht nahe, daß ich Württemberg verlassen muß. Es ist mir schon angekündigt, daß ich nach einer neuen Einrichtung nicht mehr hier als Advokat werde praktiziren können. Das Advokatengeschäft hab' ich, wie Du weißt, nie aus Nei-

gung getrieben. In beständigem Widerstreit mit meiner Natur verzehrt es mich innerlich, ohne mir äußerlich eine erträgliche Existenz zu verschaffen. Es sollte mir bloß eine Auskunft sein, mich so lange unabhängig zu erhalten, bis andere öffentliche Verhältnisse eintreten würden. Diese habe ich längst vergeblich abgewartet, und ferneres Warten würde mich verderben. Durch sehr feste Bande bin ich an mein Vaterland geknüpft, und es ist nur die Nothwendigkeit, die mich losreißt. Zeigt sich mir ein Mittel, meiner Grundsätze unbeschadet zu bleiben, ich werde es mit Freuden ergreifen; einstweilen aber darf ich nicht versäumen, mich um ein Unterkommen auswärts umzusehen. Du stehst mit vielen Menschen und Orten in Berührung, daher meine Anfrage, ob Du Dich auf nichts besinnen könnest, was mir dienen möchte? Ich weiß, man pflegt in solchen Fällen nicht eben die Auswahl zu haben, doch ist zu wünschen erlaubt."

Gegen Ende des Jahres 1818 machte Uhland einen Ausflug nach Karlsruhe. In seinen „Denkwürdigkeiten" schreibt Varnhagen: „Aus Stuttgart besuchte mich in diesen Tagen Uhland; er offenbarte mir seine gedrückte Lage, im Vaterland war ihm jede Laufbahn verschlossen, als unbeugsamer Behaupter des alten Rechts hatte er selbst frühere Freunde gegen sich; doch wollte und mußte er eine Thätigkeit finden, und er hoffte durch mich den Lehrstuhl der deutschen Literatur an der Universität Basel zu erlangen, deren neue Belebung beabsichtig wurde. Ich schrieb seinetwegen nach Basel, doch ohne den gehofften Erfolg. . . . Uhland brachte in Karlsruhe seine Zeit ganz

bei mir zu, wollte nichts besehen, niemand kennen lernen, wurde von Rahel (Varnhagens Gattin), die er zum erstenmale sah, mit zärtlichster Sorgfalt gepflegt und ermuntert, auch ich ließ es an keiner Bemühung fehlen; aber den lieben Freund und Dichter aus seiner Einsilbigkeit in offenes Gespräch überzuführen, gelang durchaus nicht. Er war in seiner Weise höchst antheilvoll, aufmerksam, sogar vergnügt, was er sagte, hatte guten Sinn, Geist und Witz, aber es war wenig, blutwenig! Ich darf behaupten, daß er in drei Tagen kaum hundert Worte gesprochen hat." —

In derselben gedrückten Stimmung schrieb Uhland am 18. Dezember 1818 an Professor Paulus in Heidelberg:

„Schon bei Ihrer Anwesenheit in Stuttgart ist die Rede davon geworden, wie sehr mir eine baldige Veränderung meiner Lage wünschenswerth sei. Die Advokatenpraxis habe ich nie aus Neigung getrieben, sondern sie sollte mir blos dazu dienen, mich bis zur Erledigung unserer Verfassungsangelegenheiten in einiger Unabhängigkeit zu erhalten. Nun ist aber nicht blos die endliche Herstellung eines verfassungsmäßigen Zustandes weit aussehend, sondern ich bin auch, wie Sie schon aus meinen mündlichen Aeußerungen wissen, durch eine nächst bevorstehende Justizorganisation gedrängt. Bei uns unter dermaligen Verhältnissen in den eigentlichen Staatsdienst zu treten, ist gegen meine Ihnen bekannten Grundsätze. Mein angelegener Wunsch muß es daher sein, außerhalb Würtembergs eine Stelle zu finden, die mir das nöthige Auskommen gewährte, und mich in eine meiner Neigung und Naturanlage angemessene Thätigkeit versetzte.

„Sie haben bereits Kenntniß davon, daß ich mich wegen der Lehrstelle für deutsche Literatur in Verbindung mit der Theorie der schönen Wissenschaften, welche bei der neuorganisirten Universität Basel errichtet werden soll, dorthin gewendet habe. Die erhaltenen Nachrichten lauten aber dahin, daß es sich mit der wirklichen Ersetzung der neuen Lehrstühle ziemlich in die Länge ziehen dürfte.

„Auch in Karlsruhe war ich neuerlich und erkundigte mich dort, ob nicht auf einer der badischen Universitäten in ähnlichen Fächern, wozu ich besonders noch die Erklärung altdeutscher Dichterwerke rechne, etwas zu machen wäre, und man schien dieses nicht für unmöglich zu halten. Sollte sich hiezu Gelegenheit darbieten, so erlaube ich mir Ihre Verwendung in Anspruch zu nehmen.

„Früher schon habe ich ein Augenmerk auf die freie Stadt Frankfurt gerichtet, und es wäre mir von großem Interesse, zu erfahren, ob nicht daselbst bei dem Gymnasium in den eben bemerkten oder verwandten Lehrfächern, bei einer Bibliothek, einem Archiv, einer Kanzlei eine Anstellung zu erhalten wäre. Ich selbst kenne in Frankfurt Niemanden, an den ich mich unmittelbar wenden könnte. Hingegen weiß ich, daß Sie selbst angesehene Bekannte haben, bei denen durch ihre gütige Vermittlung zu meinem Zwecke gewirkt werden möchte.

„Die literarischen Arbeiten, die mir zu einiger Beglaubigung dienen könnten, sind außer einer von mir selbst verfaßten juridischen Dissertation von 1810 eine Abhandlung über das altfranzösische Epos in der Zeitschrift — die Musen von 1812, das Resultat meiner Nachforschungen

in den altfranzösischen Handschriften der Pariser Bibliothek, die 1815 bei Cotta erschienene Sammlung meiner Gedichte, die Ihnen bekannten vaterländischen Lieder, die beiden historischen Schauspiele Ernst von Schwaben und Ludwig der Baier, deren letzteres nächstens bei Reimer in Berlin erscheinen wird. Geschäftskenntnisse in anderer Beziehung habe ich mir durch mehrjährige Advokatenpraxis und frühere Dienstleistung auf der Kanzlei des Justizministeriums erworben.

„Sie würden mich nun zum lebhaftesten Danke verpflichten, wenn Sie es übernähmen, bei Ihren Freunden in Frankfurt Erkundigungen einzuziehen und mir von deren Resultat baldige Nachricht zu geben. Der ich mit der ausgezeichnetsten Hochachtung beharre Ihr

Dr. Ludwig Uhland."

In derselben Absicht richtete Uhland am 9. März 1819 einen Brief an den Oberregierungsrath und Professor Koreff in Berlin. Derselbe lautet:

„Euer Hochwohlgeborenen erinnern sich wohl noch, während meines Aufenthaltes zu Paris in den Jahren 1810 und 11 mich persönlich gekannt zu haben. Dieses, und ein gemeinschaftlicher Freund, Herr v. Varnhagen, geben mir das Vertrauen, mit der nachfolgenden Frage mich an Sie wenden zu dürfen. Seit geraumer Zeit darauf bedacht, mein Verhältniß als Advokat mit einem mir angemessenern zu vertauschen, habe ich unter Anderm bei Errichtung der Universität Bonn mein Augenmerk dorthin gerichtet. Als ich aber hörte, daß diejenigen Lehrfächer, für die ich mich hätte anbieten können, durch Herrn v. Schlegel besetzt werden würden, mußte ich jeden

Versuch aufgeben. Neuerlich vernahm ich nun aber, daß Schlegel wahrscheinlich auf Ostern nach Berlin übergehen werde, und dieß hat den früher gehegten Wunsch auf's Neue in mir angeregt. Die Fächer, denen ich mich würde wiedmen können, wären" — — (Es folgt die nähere Angabe derselben wie im vorhergehenden Brief). „Ob nun für mich Hoffnung vorhanden, bei der Universität Bonn in obgedachten oder verwandten Lehrfächern eine bestimmte Anstellung zu erhalten, und welche Schritte zu diesem Behufe von meiner Seite zu machen wären, — darüber erlaube ich mir Euer Hochwohlgeboren nach derjenigen Kenntniß der Umstände, welche Ihnen ohne Zweifel vermöge Ihres amtlichen Verhältnisses zu Gebot steht, um gütige Belehrung zu ersuchen." — —

In dieser Zeit politischer Kämpfe und einer unbefriedigten Lebensstellung sind es aber nicht bloß die vaterländischen Angelegenheiten, die Uhland zum Liede begeistern, das zuweilen einem recht mißstimmten, ergrimmten und verbitterten Gemüthe entströmt; mitten im Streite der Parteiung hatte er sich öfters auch des Besuchs der friedlichen Muse zu erfreuen. Im Frühling des Jahres 1816 wurde Uhland mit Rückert in einer heitern Gesellschaft durch einen gemeinsamen Freund zu einem Sängerstreit veranlaßt. Dieser, der Prinzenerzieher Fink, stellte den Dichtern die Aufgabe:

„Sänger, sprecht mir einen Spruch!
Sagt mir, was ist minder Noth:
Der Geliebten Treuebruch,
Oder der Geliebten Tod?"

Uhland hatte den Tod als das geringere Unglück dar-

zustellen, Rückert dagegen „Der Geliebten Treuebruch“. Das Gedicht Uhlands lautet:

„Die vom Schwur sich losgezählet,
In der reichsten Schönheit Schmuck
Ist sie doch ein Höllenspuck,
Dessen Anblick schreckt und quälet.
Reines Weib, das nie gefehlet,
Lächelt noch im Leichentuch,
Denn sie schied mit dem Versuch,
Sel'gen Liebestrost zu sagen:
Drum ist minder Tod zu klagen,
Als gebrochner Treuverspruch.

Wenn Verrath, was Gott verhüte,
Einen edlen Sänger trifft,
Wandelt sich sein Lied in Gift,
Stirbt ihm aller Dichtung Blüthe.
Wenn die Braut von reiner Güte,
Hingerafft durch frühen Tod,
Ihm entschwebt in's Morgenroth:
All' sein Blick ist dann nach Oben,
Und in heil'gem Sang enthoben
Fühlt er sich der ird'schen Noth.

Jene, die der Tod entnommen,
Diese, die ein Unbestand
Weltlichen Gemüths verschwand,
Keine wird dir wiederkommen.
Wann der große Tag entglommen,
Wo von Gottes Richterspruch
Heil ergeht und ew'ger Fluch,
Dann ist Jene neugeboren,
Diese bleibt auch dann verloren:
Mehr als Tod ist Treuebruch!

Der du Kampf mir angesonnen,
Wie du sonst mich überfliegst,
Hoff' nicht, daß du heute siegst:
Wahrheit hat voransgewonnen!
Ob dem Sang, den du begonnen,
Wird dir selbst die Wange roth,
Und dein Herz vor banger Noth
In mein Lied herüberflüchtend,
Ruft, des Truges dich bezüchtend,
Falschheit kränket mehr als Tod!"

Rückert löst seine Aufgabe mit den folgenden Versen:

„Gegner, doppelt überlegen,
Ausgerüstet mit zwiefalter
Waff' als Dichter und Sachwalter,
Wenn ich dir mich stell entgegen,
Nenn' ich's um so mehr verwegen,
Als, wie du mir selbst gedroht,
Dir als Antwort dar sich bot
Gute Sach', und mir die schlechte;
Daß mir bangt, wie ich verfechte
Falschheit gegen Treu' im Tod.

Dennoch sprech' ich excipirend:
Wenn ein edles Herz es gibt,
Das uneigennützig liebt,
Im Geliebten sich verlierend,
Dieses, sich mit Demuth zierend,
Trägt Entsagung ohne Fluch,
Wann die Braut, statt Leichentuch,
Fremder Hochzeitschleier schmücket;
Und es fühlt sich selbst beglücket,
Wenn's sie's ist durch Treuebruch.

Ferner: Wenn's ein Herz kann geben
Von so sanfter Blumnatur,
Das aus liebem Antlitz nur
Wie aus Blumen saugt sein Leben;
Wann die Sonnen ihr entschweben
In die lange Nacht, den Tod,
Leuchtet ihm kein Morgenroth;
Doch so lang die Augen funkeln,
Mag auch Untreu sie verdunkeln,
Leben kann es doch zur Noth.

Endlich, wer mit solchen Flammen
Liebt, wie ich zwar selber nicht,
Daß er denkt, was heut zerbricht,
Wächst auf morgen neu zusammen;
Der verschmerzt des Treubruchs Schrammen
Leicht, aus Hoffnung zum Versuch,
Ob sich heilen läßt der Bruch;
Aber mit gebroch'nen Herzen
Läßt sich ganz und gar nicht scherzen;
Drum: Eh'r falsch als todt! mein Spruch."

In diesem Sängerstreit möchte man fast den Grundunterschied, der zwischen den beiden Sängern existirt, vorgebildet finden: bei Uhland gehen Gehalt und Form, Wahrheit und Schönheit immer ineinander auf, er dichtet von Innen nach Außen; der große Verskünstler Rückert dagegen kann sich auch dazu verstehen, das kunstvoll gewirkte poetische Gewand einem Stoffe überzuwerfen, der dessen nicht würdig ist. —

Gleichfalls im Jahr 1816 dichtete Uhland das Mailied, Klage, Rechtfertigung; durch alle schlägt die trübe Stimmung durch, die jetzt den Dichter beherrscht:

„Wenn aber nun vom Scheine
Das Herz sich abgekehrt,
Und nur das Echte, Reine,
Das Menschliche begehrt,
Und doch mit allem Streben
Kein Ziel erreichen kann:
Da muß man wohl vergeben
Die Trauer auch dem Mann.“

Noch vor dem Jahr 1816 haben wir die Entstehungszeit der berühmten Ballade Des Sängers Fluch zu suchen, auf die wir hier deßhalb zurückkommen, weil sie der allegorische Ausdruck von Uhlands patriotischer Entrüstung über die Knechtung Deutschlands durch Napoleon ist. Ueber den Grundgedanken derselben sind von unsern Aesthetikern verschiedene Erklärungsweisen versucht worden. Die einzig richtige ist natürlich diejenige, welche der Dichter selber gegeben hat. Als vor einigen Jahren die Ballade in einem Konzerte zu Tübingen, dem Uhland anwohnte, vorgetragen wurde, befragte ihn ein vertrauter Freund — es war Professor Fichte — um die Entstehungsart des Gedichts und erhielt den folgenden Bescheid: Entstanden ist das Gedicht zur Zeit der Knechtung Deutschlands durch Napoleon; der finstere und bleiche König repräsentire den französischen Kaiser, der junge Sänger die von diesem unterdrückte Freiheit, der alte Sänger das Volk. Jetzt verstehen wir erst recht die Verse:

„Der König schreit es wüthend, er bebt am ganzen Leib,
Er wirft sein Schwert, das blitzend des Jünglings Brust durchdringt,
Draus, statt der goldnen Lieder, ein Blutstrahl hochaufspringt.

Und wie vom Sturm zerstoben ist all der Hörer Schwarm,
Der Jüngling hat verröchelt in seines Meisters Arm,
Der schlägt um ihn den Mantel und setzt ihn auf das Roß,
Er bind't ihn aufrecht feste, verläßt mit ihm das Schloß.

Doch vor dem hohen Thore, da hält der Sängergreis,
Da faßt er seine Harfe, sie aller Harfen Preis,
An einer Marmorsäule, da hat er sie zerschellt,
Dann ruft er, daß es schaurig durch Schloß und Gärten gellt:

Weh euch, ihr stolzen Hallen! nie töne süßer Klang,
Durch eure Räume wieder, nie Saite noch Gesang,
Nein! Seufzer nur und Stöhnen und scheuer Sklavenschritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt!

Weh euch, ihr duft'gen Gärten im holden Maienlicht!
Euch zeig' ich dieses Todten entstelltes Angesicht,
Daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell versiegt,
Daß ihr in künft'gen Tagen versteint, verödet liegt.

Weh dir, verruchter Mörder! du Fluch des Sängerthums!
Umsonst sei all dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms,
Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht,
Sei, wie ein letztes Röcheln, in leere Luft verhaucht!

Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört,
Die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört,
Noch Eine hohe Säule zeigt von verschwundner Pracht,
Auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.

Und rings, statt duft'ger Gärten, ein ödes Heideland,
Kein Baum verstreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand,
Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch;
Versunken und vergessen! das ist des Sängers Fluch.

Wer bewundert nicht die Sehergabe des Dichters, wenn er die Verse liest:

„Noch eine hohe Säule zeugt von verschwundner Pracht,
Auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.“

Ja gewiß: so wahr es eine göttliche Gerechtigkeit gibt, steht diese Säule auf Sand, mögen die Bewunderer des Erfolgs auch sagen, was sie wollen. Es sind die sittlichen Mächte, welche das Leben unserer Geschichte bedingen; wer sie mißachtet, hat keinen Anspruch auf eine ehrliche Zukunft. —

Im Mai 1818 verheirathete sich die Schwester unseres Dichters mit dem Theologen Meyer aus Walsrode im Hannöver'schen, der in Württemberg eine Pfarrstelle erhalten hatte. Das Ereigniß feierte Uhland durch ein herzliches Gedicht „An Louise“, von dem hier die beiden ersten Strophen stehen mögen:

„Du lebtest an der Eltern Herde,
Du warst ihr Trost, ihr liebstes Gut;
Du scheuchtest Sorge und Beschwerde
Mit deinem heitern Jugendmuth.
Die Blume wußtest du zu pflegen,
Und hast damit das Haus geschmückt,
Und selbst bei Wintersturm und Regen
Der Eltern Blick damit erquickt.

Doch wenn die Tochter freudig blühet,
Dann drohet Schmerz der Mutterbrust,
Dann ist der Tag schon aufgeglühet,
Der Beides bringet, Leid und Lust.
Die Liebe, die vom Himmel steigend,
Allmächtig herrscht, wo sie erscheint,
Sie naht, und wir gehorchen schweigend,
Wenn sie hier trennt und dort vereint.“



Zu einem andern Gelegenheitsgedicht gab der Tod der Königin Katharina Veranlassung, welche plötzlich am 19. Januar 1819 nach kurzem Unwohlsein in der Blüthe der Jahre und Schönheit, der segenvollsten Kraft und der reichsten Hoffnungen dahinstarb. Uhland am allerwenigsten war der Mann, der sich jeden Morgen um das Befinden Ihrer Majestäten zu bekümmern pflegte. Hofgeschichten und Hofgeklatsch gewannen ihm, wie recht und billig, nie auch nur das geringste Interesse ab. Nicht nach dem Zufall der Geburt und der Lebensstellung, sondern nach ihrem innern Werth, nach der geistigen und sittlichen Bedeutung der Menschen richtete sich sein Urtheil und seine Theilnahme — gleichgültig, ob ihre Wiege unter einer Krone stand oder unter dem Strohdach einer Bauernhütte. Der vergängliche Schein, ob er auch noch so hell strahlte, er bestach ihn nie; aber das ewige Sein eines guten Menschen war immer seiner Herzenszuneigung sicher. Ebendeßhalb haben auch die ergreifenden Strophen, die Uhland, der nie einer Schmeichelei, nie einer unwahren Empfindung fähig war, auf den Tod der Königin gedichtet hat, doppelten Werth. Sie gaben der Landestrauer, die auf diesen Tod folgte, den tiefgefühlten Ausdruck. Eine Landestrauer fürwahr lag über Württemberg, nachdem die edelste Frau, auf deren Stirn ein Diadem geglänzt hat, beerdigt worden. Denn als eine Landesmutter hatte sie sich überall bethätigt und bewährt, als die Folgen der schweren Hungerjahre in Stadt und Land so traurige Spuren des Elends hinterließen. Damals hatte von ihr das Volk das ächt königliche Wort gehört: „Helfen ist der hohe Beruf der

Frau in der menschlichen Gesellschaft." Aber bei dieser, tugendsamen Phrase ließ sie es nicht bewenden; von Hütte zu Hütte wandelte sie in der harten Zeit, Nahrung den Hungrigen, Arbeit bringend den feiernden Händen. Vor solcher ächt menschlichen Größe der Königin beugte sich die Muse unseres Sängers, und kein schönerer Todtenkranz ist je einer Fürstin auf den Sarg gelegt worden als von Uhland mit dem folgenden Gedicht auf die zu früh Dahingeschiedene:

„Die Muse, die von Recht und Freiheit singet,
Sie wandelt einsam, ferne den Palästen;
Wenn Lustgesang und Reigen dort erklinget,
Sie hat nicht Antheil an des Hofes Festen:
Doch nun der laute Schmerz die Flügel schwinget,
Da kommt auch sie mit andern Trauergästen,
Und hat sie nicht die Lebenden erhoben,
Die Todten, die nicht hören, darf sie loben.

Die Stadt erdröhnt vom Schall der Todtenglocken,
Die Menge brüstet sich im schwarzen Kleide,
Kein Antlitz lächelt und kein Aug' ist trocken,
Ein Wettkampf ist im ungemeßnen Leide:
Doch all dieß kann die Muse nicht verlocken,
Daß sie das Falsche nicht vom Echten scheide;
Die Glocke tönet, wenn man sie geschwungen,
Und Thränen gibt es, die nicht tief entsprungen.

Der reiche Sarg, von Künstlerhand gezimmert,
Mit einer Fürstin purpurnem Gewande,
Mit einer Krone, die von Steinen flimmert,
Bedeutet er nicht großes Weh dem Lande?
Doch wie der Purpur, wie die Krone schimmert,
Die Muse huldigt nimmermehr dem Tande;

Der ird'sche Glanz, kann er die Augen blenden,
Die sich zum Licht der ew'gen Sterne wenden?

Sie blickt zum Himmel, blickt zur Erde wieder,
Sie schaut in alle Zeiten der Geschichte:
Da steigen Königinnen auf und nieder,
Und viele schwinden hin, wie Traumgesichte,
Und sind verschollen in dem Mund der Lieder,
Und sind erloschen in des Ruhmes Lichte,
Indeß in frischem, unverblühtem Leben
Die Namen edler Bürgerinnen schweben.

Drum darf die Muse wohl, die ernste, fragen:
„Hat dieser goldne Schmuck ein Haupt umfangen,
Das würdig und erleuchtet ihn getragen?
Hat unter dieses Purpurmantels Prangen
Ein hohes, königliches Herz geschlagen?
Ein Herz, erfüllt von heiligem Verlangen,
Von reger Kraft, in weitesten Bezirken
Belebend, hülfreich, menschlich groß zu wirken?"

So fragt die Muse, doch im innern Geiste
Ward ihr voraus der rechten Antwort Kunde,
Da spricht sie manches Schmerzliche, das Meiste
Verschließt sie bitter in des Busens Grunde;
Und daß auch sie ihr Todtenopfer leiste,
Ihr Zeichen stifte dieser Trauerstunde,
Legt sie zur Krone hin, der goldesschweren,
Bedeutsam einen vollen Kranz von Aehren:

„Nimm hin, Verklärte, die du früh entschwunden!
Nicht Gold noch Kleinod ist dazu verwendet,
Auch nicht aus Blumen ist der Kranz gebunden,
In rauher Zeit hast du die Bahn vollendet:
Aus Feldesfrüchten hab' ich ihn gewunden,
Wie du in Hungertagen sie gespendet;

Ja, gleich der Ceres Kranze, flocht ich diesen,
Volksmutter, Nährerin, sei mir gepriesen!"

Sie spricht's — und aufwärts deutet sie, da weichen
Der Halle Bogen, die Gewölke fliehen,
Ein Blick ist offen nach des Himmels Reichen
Und droben sieht man Katharinen knieen;
Sie trägt nicht mehr der ird'schen Würde Zeichen,
Sie ließ der Welt, was ihr die Welt geliehen,
Doch auf die Stirne fällt, die reine, helle,
Ein Lichtstrahl aus des Lichtes höchstem Quelle." —

Gleichfalls in den Tagen der Sorge sowohl um die eigene Existenz als um das Zustandekommen einer Gedeihen verheißenden Staatsverfassung entstanden Uhlands dramatische Dichtungen. Der Dichter, der vor allen Dingen stets sich selber kennen zu lernen suchte, hat in seiner gewohnten Bescheidenheit sich das dramatische Talent abgesprochen. Es ist die schlichte, gediegene Ehrlichkeit seines Gemüths, die ihn zum Dramatiker nach den höchsten Anforderungen, die man an diesen stellt, unfähig machte. Uhland vermag nicht, wie es doch der Dramatiker auch soll, dem Schein das Wort zu reden, die wilde Leidenschaft darzustellen, für die Schlechtigkeit Motive zu finden. Er pflegt immer nur mit eigenen Augen zu sehen, ohne eine fremde Brille zu tragen, und nur darauf heftet er seinen Blick mit Liebe, was seinem eigenen geraden und edlen Wesen verwandt ist. „Momentan" — so charakterisirt ihn Vischer in dieser Beziehung — „momentan, im Lyrischen, mit den Lebensformen zu gehen, die seinen eigenen fern liegen, das gelingt unserem Dichter; aber zu ganzen

Charakterschöpfungen, deren Züge seinem braven Wesen entgegengesetzt sind, zu entwickelten Bildern der Leidenschaft, deren Labyrinth seine eigene reine Seele mied, dazu reicht es nicht, dazu ist er zu ungebrochen, zu sehr auf das altdeutsch Gediegene und Biedere gestellt, hat zu wenig gezweifelt, ist zu unberedt. Beredt und schön sind die lyrischen Stellen in seinen beiden Dramen, welche Liebert sehr richtig entwickelte Balladen nennt." Ein edler Pulsschlag patriotischen Hochsinns geht durch dieselben, deutsche Treue, deutsche Ehre, Freiheit und Vaterlandsliebe sind noch nirgends mit innigerer Herzenswärme verherrlicht worden als in diesen Dramen. Man lese einmal in der Tragödie „Ernst, Herzog von Schwaben" die Erzählung Werners von der Kaiserwahl! Schöner, edler und größer kann deutsches Land und deutsches Wesen nicht geschildert werden.

Herzog Ernst frägt seinen Freund Werner, wie er es gemacht habe, daß er unter der Wucht von Acht und Kirchenfluch so fest und aufrecht geblieben sei? Und Werner antwortet:

„Es heißt, die Saat gedeih' im Wetterschein,
Vom Bannstrahl, glaub' ich, wuchs auch mir die Kraft.
— — — — — —
— — — — — —
Woraus *mein* Leben seine Nahrung zieht,
Was mich erhält und was mich kräftiget,
Ist die Erinnrung eines großen Tags,
An dem die deutsche Freiheit mir erschien
In offnem Wirken, in lebend'ger Kraft.
Dieß Angedenken trug ich auf der Flucht
Mit mir, als ein gerettet Heiligthum,



Und unter dieser hohen Eiche hier,
Uralt, doch grünend, wie die Freiheit selbst,
Stell' ich mein wunderthätig Bild dir auf,
Daß es gerad' im Abgrund unsrer Noth
Erhebend sich beweise dir und mir.

— — — — — —
— — — — — —
— — — — — —
— — — — — —

Der fromme Kaiser Heinrich war gestorben,
Des sächsischen Geschlechtes letzter Zweig,
Das glorreich ein Jahrhundert lang geherrscht.
Als nun die Botschaft in das Reich erging,
Da fuhr ein reger Geist in alles Volk,
Ein neues Weltalter schien heraufzuziehn,
Da lebte jeder längst entschlafne Wunsch
Und jede längst erloschne Hoffnung auf.
Kein Wunder jetzo, wenn ein deutscher Mann,
Dem sonst so Hohes nie zu Hirne stieg,
Sich, heimlich forschend, mit den Blicken maß!
Kann's doch noch deutschem Rechte wohl ergehn,
Daß, wer dem Kaiser heut den Bügel hält,
Sich morgen selber in den Sattel schwingt,
Jetzt dachten unsre freien Männer nicht
An Hub- und Haingericht und Markgeding,
Wo man um Esch und Holztheil Sprache hält:
Nein! stattlich ausgerüstet, zogen sie
Aus allen Gauen, einzeln und geschaart,
In's Maienfeld hinab, zur Kaiserwahl.
Am schönen Rheinstrom zwischen Worms und Mainz,
Wo unabsehbar sich die ebne Flur
Auf beiden Ufern breitet, sammelte
Der Andrang sich, die Mauern einer Stadt
Vermochten nicht das deutsche Volk zu fassen.

Am rechten Ufer spannten ihr Gezelt
Die Sachsen, sammt der slav'schen Nachbarschaft,
Die Baiern, die Ostfranken und die Schwaben,
Am linken lagerten die rhein'schen Franken,
Die Ober- und die Niederlothringer.
So war das Mark von Deutschland hier gedrängt,
Und mitten in dem Lager jeden Volkes
Erhub sich stolz das herzogliche Zelt.
Da war ein Grüßen und ein Händeschlag,
Ein Austausch, ein lebendiger Verkehr!
Und jeder Stamm verschieden an Gesicht,
An Wuchs und Haltung, Mundart, Sitte, Tracht,
An Pferden, Rüstung, Waffenfertigkeit,
Und alle doch ein großes Brüdervolk,
Zu gleichem Zwecke festlich hier vereint!
Was Jeder im Besondern erst berieth,
Im hüllenden Gezelt und im Gebüsch
Der Inselbuchten, mählig war's gereift
Zum allgemeinen, offenen Beschluß.
Aus Vielen wurden Wenige gewählt,
Und aus den Wenigen erkor man Zween,
Allbeide Franken, fürstlichen Geschlechts,
Erzeugt von Brüdern, Namensbrüdern selbst,
Kunrade, längst mit gleichem Ruhm genannt.
Da standen nun auf eines Hügels Saum,
Im Kreis der Fürsten, sichtbar allem Volk,
Die beiden Männer, die aus freier Wahl
Das deutsche Volk des Thrones werth erkannt
Vor Allen, die der deutsche Boden nährt,
Von allen Würdigen die Würdigsten,
Und so einander selbst an Würde gleich,
Daß fürder nicht die Wahl zu schreiten schien
Und daß die Wage ruht im Gleichgewicht.
Da standen sie, das hohe Haupt geneigt,

Den Blick gesenkt, die Wange schamerglüht,
Von stolzer Demuth überwältiget.
Ein königlicher Anblick war's, ob dem
Die Thräne rollt' in manchen Mannes Bart.
Und wie nun harrend all die Menge stand
Und sich des Volkes Brausen so gelegt,
Daß man des Rheines stillen Zug vernahm,
Denn niemand wagt' es, Diesen oder Den
Zu küren mit dem hellen Ruf der Wahl,
Um nicht am Andern Unrecht zu begehn
Noch aufzuregen Eifersucht und Zwist:
Da sah man plötzlich, wie die beiden Herrn
Einander herzlich faßten bei der Hand
Und sich begegneten im Bruderkuß.
Da ward es klar, sie hegten keinen Neid
Und Jeder stand dem Andern gern zurück.
Der Erzbischof von Mainz erhub sich jetzt:
„„Weil doch — so rief er — Einer es muß sein,
So sei's der Aeltre!" Freudig stimmten bei
Gesammte Fürsten, und am freudigsten
Der jüngre Kunrad; donnergleich erscholl,
Oft wiederholt, des Volkes Beifallsruf.
Als der Gewählte drauf sich niederließ,
Ergriff er seines edeln Vetters Hand
Und zog ihn zu sich auf den Königssitz.
Und in den Ring der Fürsten trat sofort
Die fromme Kaiserwittwe Kunigund,
Glückwünschend reichte sie dem neuen König
Die treubewahrten Reichskleinode dar.
Zum Festzug aber schaarten sich die Reihn,
Voran der König, folgend im Gesang
Die Geistlichen und Laien, so viel Preis
Erscholl zum Himmel nie an einem Tag.
Wär' Kaiser Karl gestiegen aus der Gruft,

Nicht freudiger hätt' ihn die Welt begrüßt.
So wallten sie den Strom entlang nach Mainz,
Wo selbst der König im erhabnen Dom
Der Salbung heil'ge Weihe nun empfing.
Wen seines Volkes Ruf so hoch gestellt,
Dem fehle nicht die Kräftigung von Gott!
Und als er wieder aus dem Tempel trat,
Erschien er herrlicher, als kaum zuvor,
Und seine Schulter ragt' ob allem Volk. — —
Das ist der große Tag, der mich ergriff,
Der mich in allem Drangsal frisch erhält."

Dreißig Jahre nachher, nach dem der Dichter und Seher diesen herrlichen Tag deutscher Einheit geschildert, schien er in Wirklichkeit anbrechen, das Ideal Fleisch und Blut gewinnen zu wollen. Aber leider fehlten damals an der Spitze der deutschen Nation jene „beiden Herrn, die einander herzlich faßten bei der Hand und sich begegneten im Bruderkuß, die keinen Neid hegten und von denen Jeder dem Andern gerne zurückstand", dagegen standen zwei Staaten an den Stufen, die zum Tempel der deutschen Einheit führten, zwei Staaten, von denen keiner dem andern weichen wollte, von denen jeder sein Ziel in dynastischer Selbstsucht suchte. Der Traum des Dichters sollte nicht zur Wahrheit werden, das Gesicht der deutschen Einheit zerrann wie ein täuschendes Schattenbild. Aber auch diese Täuschung hat der Sänger vorausgesehen. In dem Heldentrauerspiel läßt er W e r n e r sprechen:

„— was vor mir so groß und herrlich stand,
Es ist nicht mehr, nur im Gedanken lebt's.
Der Mann, den wir zum König uns gewählt

Und der so demuthsvoll das Haupt geneigt,
Er hat's emporgeworfen, ihn verlangt
Nach Unbeschränktheit, nach Alleinherrschaft
Und nach der Erblichkeit in seinem Stamm.
Die ihn erwählten, tritt er in den Staub,
Den Kunrad, den er jenesmal geküßt,
Hat er genöthigt, nach dem Schwert zu greifen." —

Allerdings: Unbeschränktheit, Alleinherrschaft und Erblichkeit des Reichsoberhauptes sind mit der deutschen Einheit nicht vereinbar, weil sie die Rechte des Volkes nicht zur Geltung kommen lassen und eine nationale Lebensfrage dem blinden Zufall überantworten. Deßhalb wollte Uhland, als er 1848 im Parlament von Frankfurt saß, auch nichts von dem Erbkaiserprojekte, nichts von der Bevorzugung eines einzelnen Staates, dem man diese Würde zuzuwenden dachte, wissen; das Aristokratische solcher Absichten widerte ihn an; „die Wurzel unserer politischen Neugestaltung ist eine demokratische," sagte er, „der Gipfel aber schießt nicht von den Zweigen, sondern aus der Wurzel empor." Aus der Wahl der Nationalvertreter sollte nach ihm das Reichsoberhaupt hervorgehen, womit natürlich die Möglichkeit zugestanden war, daß selbst ein bürgerlicher Mann zu dieser Ehre berufen und über Fürsten und ihre Hausmacht gesetzt werden könne. Am 22. Jan. 1849 schloß er im Parlament seine Rede mit den bekannten Worten: „Glauben Sie, meine Herren, es wird kein Haupt über Deutschland leuchten, das nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Oels gesalbt ist!" —

Eine besonders schöne Stelle in unserem Trauerspiel

ist auch die, wo Gisela dem Mörder ihres Mannes, des Vaters von Herzog Ernst, Adalbert von Falkenstein, der im Bußkleid am heiligen Grabe Sühne für seine Sündenschuld gesucht hat, seine Werkheiligkeit verweist:

„Den Stein hast du gehöhlt mit deinen Knien,
Am Pflug hast du gezogen, statt des Stiers,
Dich selbst hast du zerfleischt, ob dir gleich
Der, den dein Speer gefällt, so schön verzieh;
Dein Werk ist todt, unfruchtbar all dein Thun.
— — — — — — — —
— — — — — — — —
Und wenn dich nicht die Lust des Lebens lockt,
Weißt du nichts mehr von Sittenpflicht und That?
Ist keine Unschuld mehr bedrängt? ist kein
Unglücklicher, der tapfern Arms bedarf?
Irrt nicht dein Herzog, dem den Vater du
Erschlagen, irrt er hülflos nicht umher,
Geächtet, ohne Burg und ohne Herd?

Adalbert.

— — — — — — — —
— — — — — — — —
Was nicht der Oelberg, nicht das heil'ge Grab,
Was nicht des Jordans hochgeweihte Fluth
An mir gethan, das hat dieß Weib vermocht.
Ja! Gott kann Wunder wirken überall.
— — — — — — — —
Dem Hoffnungslosen ist ein Weg gezeigt.
Nicht das entsühnte meine Mörderhand,
Daß ich sie wund gerungen im Gebet;
Nein! hülfreich sei dem Sohne sie gereicht,
Dem sie den Vater freventlich geraubt!" —

In ihrem Kampf für die deutsche Freiheit enden Ernst und Werner unglücklich, aber sie bewähren ihre Freundestreue durch den Tod. Es war ein schwerer Kampf, den sie gekämpft, denn

„Der Dienst der Freiheit ist ein strenger Dienst,
Er trägt nicht Gold, er trägt nicht Fürstengunst,
Er bringt Verbannung, Hunger, Schmach und Tod;
Und doch ist dieser Dienst der höchste Dienst,
Ihm haben unsre Väter sich geweiht,
Ihm hab' auch ich mein Leben angelobt,
Er hat mich viel gemühet, nie gereut."

— — — — — — — —

Solche Worte spricht Werner zu dem von des Herzogs Sache abgefallenen Mangold, den er an seine Pflicht mahnt, freilich vergeblich. Dann ruft er ihm zürnend zu:

— — „Wenn dem Aar
Der Seinen Eines aus den Lüften fällt,
So schießt er nieder und vertilgt's. Wenn du
Mir in der Schlacht begegnest, sieh dich vor!" —

Das zweite größere Drama Uhlands, „Ludwig der Baier", repräsentirt in den beiden Gegenkönigen die sich bekämpfenden Städte und Ritterschaft. Mit ihm bewarb sich der Dichter 1818 um einen Preis, den man in München für dasjenige Stück ausgesetzt hatte, welches am kräftigsten zur Hebung des bayrischen Nationalgefühls beitragen würde; er mußte aber, obgleich er den Fürsten besang, auf den das bayrische Fürstenhaus stolz sein konnte, einem mit seinem gekrönten Werke längst vergessenen bayrischen Dichter weichen.



Es sind wieder die schönsten Bürgertugenden, die dieses Drama verherrlicht. Denn daß der Dichter in dem Streit zwischen Bürgerthum und Ritterthum mit seinen Sympathien auf Seite des ersten steht, braucht kaum bemerkt zu werden. Auf seine eigene Kraft verläßt sich der deutsche Bürger, aus seinem eigenen Wesen heraus erschafft er sich die wohnliche Heimath und die Einrichtungen des Staates, während die Ritter mit dem französischen Erbfeind des Reichs und mit dem Papst zu Avignon sich verbündet haben. Es sind ächt deutsche Worte, die der Bürgerkönig Ludwig spricht:

„Seit ich berufen ward zur Königswahl,
Ist mein täglich brünstiges Gebet,
Daß Gottes Geist erleuchte meinen Sinn,
Die Wahrheit zu erkennen und das Recht:
Das aber weiset mir kein Himmelsstrahl,
Daß sich die Kirche weltlicher Gewalt
Anmaßen dürfe, daß der König, den
Die deutschen Fürsten wählen, sich vom Papst
Einholen müsse die Bestätigung.
Nein! solchen Einspruch duld' ich nun und nie;
Behaupten werd' ich, wie ich angelobt,
Des Reiches Freiheit und des Königs Recht."

Aber auch ächt römisch und perfid ist es, wie der päpstliche Legat den König Friedrich zu bewegen sucht, das seinem Sieger gegebene Wort zu brechen. Da dieser in den Bann gethan sei, so sei auch Niemand mehr an eine Verpflichtung ihm gegenüber gebunden: einem Ketzer hat man keine Treue zu wahren! Aber weder der päpstliche Legat, noch sein Bruder, noch seine blinde Gattin vermö-

gen Friedrich in seiner Treue wankend zu machen. Als er sich wieder, wie er versprochen, freiwillig zur Gefangenschaft stellt, konnte er zu Ludwig sagen:

„Damals, im ersten Schmerze, schien mir's wohl,
Als hätt' ich Uebermenschliches gethan,
Doch nun ich's recht betrachte, that ich nichts,
Als das Geringste, was ein Mann kann thun:
Ich hielt, was ich versprochen.
— — — — — — —
Ich selbst bin dein Gefangner, wie zuvor.

Ludwig.

Du ein Gefangner? nein! du bist ein Sieger.
Bei Mühldorf siegt' ich durch der Waffen Macht,
Jetzt durch die Macht der Treue siegest du.
— — — — — —
— — — — — —
Das Reich mit allen Rechten, allen Würden,
Wir sollen's beide haben, als ein Mann,
Und als ein Mann uns wider Jeden setzen,
Der unser Einem feindlich sich erweist.
Wir sollen Brüder heißen und als Brüder
Uns halten. In dem Siegel unsrer Macht
Soll beider Name sich verschlingen und
Wir selbst auch sollen fest verflochten sein
Und ungeschieden, bis der Tod uns trennt,
Und noch im Tode nehm' ein Grab uns auf."

Zuletzt sehen wir Ludwig und Friedrich vereint auf dem Throne; die Freundestreue, welche die Knaben verband, welche sich in der Unverbrüchlichkeit des gegebenen Wortes bewährte, endlich in der Gemeinsamkeit edlen Wollens und Wirkens jede Selbstsucht besiegt und als

das Bündniß hochherziger Männer im Dienst großer Zwecke uns entgegenleuchtet — sie ist in Ludwig dem Baier von dem Dichter auf's Ergreifendste in das hellwarme Licht der Verklärung gerückt worden.

Die Uhland'schen Dramen zu analysiren, liegt außerhalb der Aufgabe dieses Buches; wir können sie nur im allgemeinen charakterisiren und auf einzelne Schönheiten aufmerksam machen. Zu diesen rechnen wir in „Ludwig der Baier" auch jene Stelle, welche das Aufblühen deutscher Städte schildert:

— — — „Was herrlich war
Und groß, das sinkt zusammen und vergeht,
Was niedrig stand, erwächst und strebet auf.
Auch unsre Städte, Fröhnerhütten einst,
Sie dehnen sich und weiter stets und weiter
Zieht sich der Mauern und der Thürme Kreis.
Dort schafft der Fleiß, dort rührt sich das Gewerbe
Dort lebt der Handel, dort erblüht die Kunst.
Dort knüpft sich der gesellige Verein,
Dort gründet sich, was tüchtig ist und frommt.
Von ihren Thoren strömt das Leben aus;
Auf tausend Straßen dringt es durch das Land,
Von Schiffen und von Flößen wogt der Strom,
Und Bahn getreten wird durch das Gebirg,
Hoch über Felsen und der Alpen Eis."

Sodann wendet sich der bürgerfreundliche Ludwig mit folgenden Worten an die Ritter:

. . . „Ihr, die ihr euch rühmen möchtet
Des Landes Zierde, neidisch blickt ihr nieder
Von euren Horsten in das blühnde Thal.

Im Strauche lauert ihr dem Wandrer auf,
Den Kaufmann werft ihr, führt das Saumroß weg,
Zerstöret Brücken, brennt Herbergen ab,
Nährt innre Fehde, ruft dem äußern Feind.
Sagt nun, bei wem ist unsres Landes Heil?
Bei wem die Kraft, das Leben, das Gedeih'n?
Wem soll der Fürst vertrauen? wessen Schutze
Die Seinen anbefehlen, wenn er stirbt?" —

Da wir hier von den dramatischen Dichtungen Uhlands reden, mag zugleich an „Normännischer Brauch" und an „Konradin" erinnert werden. Die erstere Dichtung finden wir schon in der 1815 herausgekommenen Sammlung von Uhlands Gedichten, das Fragment „Konradin" dagegen ist viel später entstanden als die beiden größern Drama. „Normännischer Brauch" erzählt in wohlklingenden Versen und mit naiver Einfachheit eine allerliebste Geschichte vom Verlieren, vom Suchen und vom Wiederfinden. „Konradin" ist reich an schönen lyrischen Stellen. Jeder Deutsche wird gerne dem biedern Truchseß beistimmen, wenn er warnend auf das Land hinweist, das für Deutschland oft schon so verhängnißvoll geworden ist:

„Unglücksel'ger Durst
Nach Macht und Schätzen und nach eitlem Ruhm!
Verwünschte Gier, die uns nach Fremdem spornt,
Indeß schmachvoll das Heimische verdirbt!
Wie oft, wie oft schon zog das deutsche Heer,
Erles'ne Männer, schmucke Jünglinge,
Des Vaterlandes Stolz, der Ihren Wonne,
Die Alpen nieder, um auf Welschlands Ebnen
Dahinzuschwinden, wie das Sommergras!

Wo sind sie, deine Väter, meine Fürsten?
Das deutsche Heimathland verschmähten sie,
Um Gift zu saugen in Apuliens Gärten.
— — — — — — — —
— — — — — — — —
So möcht' auch ich dich mahnen, Konradin,
Daß du, von dieses Landes Zauber
Umstrickt, nicht deine Wiege ganz vergessest."

Folgt dann die prächtige Schilderung des Hohenstaufens:

„O denk' an jenen Berg, der hoch und schlank
Sich aufschwingt, aller schwäb'schen Berge schönster,
Und auf dem königlichen Gipfel kühn
Der Hohenstaufen alte Stammburg trägt!
Und weit umher, in milder Sonne Glanz,
Ein grünend, fruchtbar Land, gewundne Thäler,
Von Strömen schimmernd, heerdenreiche Triften,
Jagdlustig Waldgebirg, und aus der Tiefe
Des nahen Klosters abendlich Geläut.
Dann fernhin, in den Burgen, in den Städten,
Gesegnetes Geschlecht, treufeste Männer,
Die Frauen aber sittig und verschämt,
Ja, wie uns Walter sang, den Engeln gleich."

Aber die hohenstaufische Stammburg gehörte nicht mehr Konradin; das Wenige, was auf ihn vom Stammgut kam, ward veräußert und verpfändet, um die apulische Heerfahrt zu bestreiten. Begeisterungsvoll ruft er aus:

„Doch wenn mir Andres nichts zum Erbe blieb,
Das Eine blieb: der angestammte Geist,
Der strebende, der nichts verloren gibt,

Mir blieben die Entwürfe meiner Väter.
Der Hohenstaufen Tagwerk ist nicht klein,
Ich muß es früh beginnen, wie die Vordern
Es früh begannen. Nicht das einzle Land
Ist unser Ziel. Von jedem Fleck der Erde
Kann unser Streben ausgehn." . .

Wie schön spricht sich hier der patriotische und zugleich weltbürgerliche Sinn des Dichters aus! Ja, auch darin stellt sich uns Uhland in eminenter Weise als Repräsentant deutschen Wesens dar, daß er die Mission der aufblühenden deutschen Kultur als eine weltbefreiende und welterlösende im Sinne Fichte's klar erkennt und faßt. Diese Bedeutung und Aufgabe deutschen Wesens können wir auch die religiöse, die christliche nennen. Eine Weltreligion soll das Christenthum werden, eine Religion des Geistes und der Liebe; im Geiste und der Wahrheit soll jene Allmacht angebetet werden, in welcher Alles lebt und webt. Aber wie entschwand nach und nach aller Geist und alle Wahrheit aus dem Christenthum, damit es endlichen und weltlichen Zwecken diene! Die Religion, welche die Natur verklären und heiligen sollte, fing an die Natur zu verläugnen und sich auf die Unnatur zu stützen; an die Stelle der guten Gesinnung und der sittlichen That trat die unzurechnungsfähige äußere Werkheiligkeit; an die Stelle jener Liebe, die der Apostel Paulus in einem Lobgesang verherrlicht hat, wie ihn noch kein Dichter gesungen, die Selbstliebe, der Eigennutz, die Herrschsucht! Aber jetzt war es eine deutsche That von der größten weltgeschichtlichen Bedeutung, welche die sinkende Religion vor dem

Verderben rettete und sie wieder auf die Höhe ihrer ursprünglichen Bestimmung emportrug. Es wird keine Menschen- und Völkerbildung mehr denkbar sein, welche nicht der deutschen Reformation ihre innerste Seele zu verdanken hat. —

Nicht im engern zwar, wohl aber im weitern Sinne des Wortes sind Uhlands größere dramatische Dichtungen politischer Natur. Was der Mann des Volkes für sein Vaterland mit warmem Herzen und festem Freimuth anstrebte, dem gab der Dichter lebensvolle Gestalt in seinen Dramen, und aus diesem Grunde, nicht bloß weil ihre Entstehungszeit in die Anfänge von Uhlands politischer Thätigkeit fällt, darf in diesem Kapitel wohl von denselben die Rede sein.

Während unseres Dichters Lieder und Romanzen schon längst ein Lieblingsbuch des deutschen Volkes geworden sind und in alle lebenden Sprachen Europa's übersetzt wurden, haben seine Dramen auffallenderweise nicht dieselbe Beachtung und Verbreitung gefunden und sind auch heute noch bei Weitem nicht in demselben Grade erkannt, gewürdigt und aufgeführt worden, wie sie es verdienen. Mit Recht nennt Liebert Uhlands Schauspiele aus der Geschichte unseres Vaterlandes verheißungsvolle Versuche, welche dem deutschen Volke, besonders aber der deutschen Jugend an das Herz gelegt werden sollen. Außer ihrem positiven vaterländischen Gehalt, den hohen Bildern deutscher Ehre und Treue, die sie in edler, schön geformter Sprache uns vor Augen führen, sind es gerade auch noch ihre Mängel, vermöge deren sie der Jugend nicht nur

unbedenklich, sondern zugleich als ein wirksames Bildungsmittel zur Veredlung der Sitten, zur Erweckung und Befestigung der Vaterlandsliebe in die Hände gegeben werden können. Roman und Drama sind sonst nicht eine Lektüre für die Jugend, weil dieser das sittlich-unbeirrte Verständniß, die vollendete Reife für die geistig-gesunde Aufnahme von Charakterbildern, Konflikten und Situationen fehlt, welche eine überwundene physische und psychische Entwicklungsperiode, einen Umblick in der Welt, eine gewisse Ausweitung des Gesichtskreises, ein Streben nach Objektivität des Urtheils voraussetzt. Gerade unser größter Dramatiker, Shakespeare, wird am allerwenigsten in eine Jugendbibliothek ꝛc. passen, weil auf die Jugend das Dämonische und Bösartige der Charaktere, das Leidenschaftliche der Konflikte, das Zweideutige der Situationen — wie sie in einem Drama vorkommen und bei Shakespeare in der großartigsten Weise — nicht abschreckend, sondern aufstachelnd, verführerisch und verderblich wirken. Solche Bilder und Vorbilder im schlimmen Sinne aber fehlen in den Uhland'schen Dramen gänzlich, während sie sich, wie gesagt, nach ihrem positiven Gehalt, dem Adel der Gefühle, der Würde der Gesinnung, dem süßen Hauch der Poesie, vorzüglich als eine bildende und erhebende Lektüre für die deutsche Jugend eignen. Ein rühmlichst bekannter Schulmann und Literarhistoriker, Dr. Heinrich Weismann in Frankfurt, hat jüngst in seiner „Einladungsschrift zu den Prüfungen der Musterschule" diese Bedeutung der Uhland'schen Dramen auch gebührend hervorgehoben und ausführlich dargelegt, wie namentlich Ernst von

Schwaben für die Jugend fruchtbar gemacht werden könne. Jedenfalls sollten die beiden Stücke durch schöne und wohlfeile Schulausgaben dem Gebrauche zum Unterricht näher gebracht werden.

Im Jahr 1818 schrieb Uhland Fortunat und seine Söhne. Das Gedicht ist leider Fragment geblieben. Aber die beiden vorhandenen Bücher zeugen von der liebenswürdigsten, heitersten, zuweilen schalkhaften Laune des Dichters und zeichnen sich aus durch muntern Fluß der Sprache und Vollendung des Versbaues. —

Am 13. Juli 1819 ward eine neue Ständeversammlung nach Ludwigsburg einberufen, um über einen neuen Verfassungsentwurf zu berathen. Dieselbe sollte — diese Conzession machte jetzt die Regierung — auf dem Wege des Vertrags zu Stande kommen, und somit war die Aussicht auf eine gedeihliche Verständigung zwischen der Regierung und den Ständen eröffnet. Von dem Oberamt Tübingen wurde nun Uhland in die verfassungberathende Ständeversammlung gewählt, der er fortan die hingebendste Thätigkeit widmete. Schon in den ersten Sitzungen sprach er sich nicht nur zu Gunsten der Oeffentlichkeit der Verhandlungen durch den Druck aus, sondern auch für die Zulassung des Publikums auf den Gallerien des Ständesaals. Nach einigen vorberathenden Sitzungen wurde aus der Mitte der Versammlung eine Commission gewählt, welche im Namen der Kammer mit dem Bevollmächtigten der Regierung in Betreff des Verfassungsentwurfs in Unterhandlung treten sollte. Nach einer mehrwöchentlichen Unterbrechung hielt dann die Ständeversammlung am 2. Sept.

1819 wieder ihre erste Plenarsitzung. Die Berathungen des Verfassungsentwurfes nahmen einen ziemlich raschen Verlauf. Derselbe hatte das Zweikammersystem (§. 123: „Die Stände theilen sich in zwei Kammern") vorgesehen, eine Anordnung, die unter den damaligen Umständen für unvermeidlich angesehen wurde, obschon die Mehrheit der Abgeordneten gegen dasselbe gestimmt war. Im Sinne dieser Mehrheit gab der Abgeordnete Schott die folgende Erklärung zu Protokoll: „Daß solche (zwei Kammern) gegen die Wünsche meiner Committenten, so wie gegen meine eigene Ueberzeugung ist, und daß ich nur darum nicht ausdrücklich gegen zwei Kammern eine Motion gemacht habe, weil ich der unabwendbaren Nothwendigkeit nachgebe, weil mir eine unvollkommene Verfassung lieber ist, als gar keine, eine vertragsmäßige lieber, als die beste gegebene."

Sodann sprach Uhland: „Es ist nicht meine Absicht, über den §. 123, welcher die Eintheilung der Stände in zwei Kammern vorschlägt, die Abstimmung zu verlangen, da ich die Versammlung entschlossen sehe, dasjenige, was sie für unvermeidlich hält, stillschweigend über sich ergehen zu lassen. Aber Eines, glaube ich, sind wir dem Könige, unsern Committenten, uns selbst schuldig, dem Könige die Wünsche des Volks in Beziehung auf die Verfassung vorzulegen. Der vielfach ausgesprochene Wunsch des Volkes verlangt Eine Kammer. Die Mehrheit der Mitglieder dieser Versammlung ist, wie sie sich so eben laut ausgesprochen hat (durch Anschluß an die Erklärung des Abgeordneten Schott), der Trennung abgeneigt. Man kann

es weder für gerecht erkennen, daß der einzelne Stand ein Veto gegen die übrige Vertretung ausübe, noch für heilsam, daß die Gesetzgebung, auf die so Vieles verwiesen ist, daß die Verfassung selbst, welche die Möglichkeit freier Entwicklung in sich tragen soll, einer solchen Hemmung unterworfen werde. Von dem Augenblicke an, da verlautete, daß unsere verehrte Commission die Trennung für unumgänglich erachte, ist von vielen Volksvertretern der freudige Muth, der sie bei Eröffnung der Verhandlungen belebte, sichtbar geschwunden. Das Volk wird diese Stimmung theilen.

„Ich glaube nun darauf antragen zu müssen:

„„Daß, wenn die Versammlung es bei der Bestimmung des §. 123 belassen will, sie um so gewisser mit der Uebergabe des neuen Entwurfs an den König es ausspreche, wie sie nicht aus eigener Neigung auf zwei Kammern eingegangen sei, und wie sie voraussetze, der König werde in gerechte Erwägung ziehen, ob diese weder vom Volke noch von den Ständen gewünschte Einrichtung durch die Zeitumstände unabwendbar geboten sei.““

Auch dieser Antrag fand allgemeine Unterstützung.

Inzwischen stieg jede Minute die Zeit im Preise. Sollte nicht das ganze Verfassungswerk in Frage gestellt werden, so hatte man darauf zu sehen, daß es schleunig zum Ende und Abschluß geführt, daß Württemberg der ihm gebührende Rechtszustand, sein Vertragsrecht gesichert wurde. Denn in dem Kongresse von Aachen und Karlsbad suchte man den liberalen Bestrebungen Deutschlands mit aller Macht entgegenzutreten, indem man alle nationalen Wünsche als

hochverrätherisches Beginnen bezeichnete. Von einem Rechte des Volkes durfte nicht die Rede sein, es sollte nur gehorchen, unbedingt gehorchen. Die im März 1819 erfolgte Ermordung Kotzebue's durch den Studenten Sand kam der aufblühenden Reaktion höchst gelegen; sie benutzte sofort diese That für ihre Zwecke und stellte dieselbe als das Resultat jener volksthümlichen Bestrebungen hin, welche mit den Freiheitskriegen in Deutschland sich geltend machten. Die Ermordung Kotzebue's durch Sand wurde dem ganzen deutschen Liberalismus auf Rechnung gebracht, und war es besonders der am 6. August 1819 eröffnete Karlsbader Ministerkongreß, welcher diesen Liberalismus unschädlich zu machen suchte. Außer gegen die freie, deßhalb naturgemäße und gesunde Aeußerung des menschlichen Geistes, gegen die Presse, richteten sich die Verhandlungen des Kongresses namentlich auch gegen die konstitutionelle Bewegung, welche durch die süddeutschen Verfassungen in das deutsche Volk gekommen war. Metternich, die Seele dieses Kongresses, der Mephistopheles der deutschen Staatsmänner, erklärte, daß die Repräsentativverfassungen nicht zu dulden seien, — nicht nur, weil sie dem Wesen des Bundes widersprechen, sondern auch, weil sie die Existenz anderer Bundesstaaten gefährden und bedrohen. Sie widersprächen aber schon deßhalb dem Wesen des Bundes, weil sie den Grundsatz der Theilung der gesetzgebenden Gewalt zwischen Ständen und Fürsten aufstellten, während der Bund doch nur aus souveränen Fürsten bestehe. Das Repräsentativsystem fließe aus dem Begriff der Volkssouveränetät und untergrabe daher die monarchische Re-

gierungsform; die Einführung dieses Systems würde nur zur völligen Anarchie und zur Auflösung des Bundes führen. Wo demnach Repräsentativverfassungen bereits existirten, müßte eine Remedur gegen solches Uebel angewendet werden.

Angesichts solcher aristokratisch-absolutistischen Anschauungsweise, die sich in den maßgebenden Kreisen immer siegreicher geltend machte, beeilten die württembergischen Abgeordneten ihre Berathung des Verfassungsentwurfs und suchten zu retten, was noch zu retten war. Schon am 26. September konnte über denselben abgestimmt werden; die Annahme der neuen Verfassung erfolgte einmüthig; die Abstimmungen waren indeß größtentheils motivirt. Diejenige von Uhland lautet: „Der König hat seine Erklärung (in Betreff der durchberathenen Verfassung) gegeben, wir geben die unsere. Ich kann Ja oder Nein sagen. Ich sage Ja! Mancher wird Manches vermissen, aber das Wesentliche besteht, vor Allem jener Urfels unseres alten Rechtes, der Vertrag. Nochmals Ja!"

Sonach waren die württembergische Verfassungswirren zu einem gedeihlichen Ende gekommen. Was man auch an der neuen Verfassungsurkunde auszusetzen hatte: sie ist ein hohes Zeugniß für den ächt liberalen, ächt konstitutionellen Sinn des Königs, wie ihn kein deutscher Fürst damaliger Zeit freimüthiger und volksthümlicher bewährt hat. Die Idee des allgemeinen Staatsbürgerthums, welche die Verfassung enthält, der Gleichheit aller Klassen der Staatsbürger in Hinsicht auf Recht, Besteuerung und Volksvertretung, der Gewissens- und Denkfreiheit, der Re-

ligions= und Preßfreiheit, die Oeffentlichkeit der Stände=versammlungen, das Recht derselben, die Steuern zu ver=willigen, an der Gesetzgebung mitzuwirken, der Beschwerde=führung, die Minister wegen Verletzung der Verfassung oder Untreue in Anklagezustand zu versetzen — das alles sind Grundsätze und Gewährungen, welche der öffentlichen Meinung in der erfreulichsten Weise entgegenkamen. Auch Uhland erkannte das Gute, welches die neue Staatsver=fassung darbot, willig an. Als zur Feier des glücklich abgeschlossenen Vertrags das Trauerspiel Herzog Ernst von Schwaben aufgeführt werden sollte, dichtete er hiezu den folgenden Prolog, der wohl am besten seine damalige po=litische Stimmung bezeichnet:

„Ein ernstes Spiel wird euch vorübergehn,
Der Vorhang hebt sich über einer Welt,
Die längst hinab ist in der Zeiten Strom,
Und Kämpfe, längst schon ausgekämpfte, werden
Vor euren Augen stürmisch sich erneun.
Zween Männer, edel, bieder, fromm und kühn,
Zween Freunde, treu und fest bis in den Tod,
Preiswerthe Namen, deutscher Heldenzeit,
Ihr werdet sehn, wie sie, geächtet, irren
Und, in Verzweiflung fechtend, untergehn.

Das ist der Fluch des unglücksel'gen Landes,
Wo Freiheit und Gesetz darnieder liegt,
Daß sich die Besten und die Edelsten
Verzehren müssen in fruchtlosem Harm,
Daß, die für's Vaterland am reinsten glühn,
Gebrandmarkt werden als des Lands Verräther,
Und, die noch jüngst des Landes Retter hießen,
Sich flüchten müssen an des Fremden Herd.

Und während so die beste Kraft verdirbt,
Erblühen, wuchernd in der Hölle Segen,
Gewaltthat, Hochmuth, Feigheit, Schergendienst.
Wie anders, wenn aus sturmbewegter Zeit
Gesetz und Ordnung, Freiheit sich und Recht
Empor gerungen und sich festgepflanzt!
Da drängen die, so grollend ferne standen,
Sich fröhlich wieder in der Bürger Reihn,
Da wirket jeder Geist und jede Hand
Belebend, fördernd, für des Ganzen Wohl,
Da glänzt der Thron, da lebt die Stadt, da grünt
Das Feld, da blicken Männer frei und stolz;
Des Fürsten und des Volkes Rechte sind
Verwoben, wie sich Ulm' und Reb' umschlingen,
Und für des Heiligthums Vertheidigung
Steht jeder freudig ein mit Gut und Blut.
Man rettet gern aus trüber Gegenwart
Sich in das heitere Gebiet der Kunst
Und für die Kränkungen der Wirklichkeit
Sucht man sich Heilung in des Dichters Träumen.
Doch heute — wen vielleicht der Bühne Spiel
Verwundet, der gedenke, sich zum Troste,
Welch Fest wir wahr und wirklich heut begehn!
Da mag er sehn, für was die Männer sterben.

Noch steigen Götter auf die Erde nieder,
Noch treten die Gedanken, die der Mensch
Die höchsten achtet, in das Leben ein.
Ja! mitten in der wildverworrnen Zeit
Ersteht ein Fürst, vom eignen Geist bewegt,
Und reicht hochherzig seinem Volk die Hand
Zum freien Bund der Ordnung und des Rechts.
Ihr habt's gesehen, Zeugen seid ihr alle,
In ihre Tafeln grab' es die Geschichte!
Heil diesem König, diesem Volke Heil!"

Die Aufführung des Herzog Ernst von Schwaben fand am 29. Oktober 1819 statt. Aber der reine Klang der Festfreude, der in den Herzen aller Württemberger nachtönte, sollte bald beeinträchtigt werden. Auch auf das württembergische Verfassungsleben blieben nämlich die Karlsbader Beschlüsse nicht ohne nachtheiligen Einfluß. So mußte in Folge derselben die verfassungsmäßige Preßfreiheit suspendirt werden, noch ehe sie in's Leben trat. Wie ein giftiger Mehlthau bedrohte die siegende Reaktion in Deutschland überall alle Blüthen der Volksfreiheit.

Am 15. Januar 1820 trat nach Annahme der neuen Verfassung der württembergische Landtag zum ersten Mal zusammen. Von seiner Vaterstadt Tübingen war Uhland in denselben gewählt worden und blieb dessen Mitglied bis zum Jahr 1826. Mit der größten Gewissenhaftigkeit und dem treuesten Geschäftseifer nahm er an den Sitzungen theil und unter den Kämpfern für Befestigung und Erweiterung bürgerlicher Freiheit, für Wahrung von Recht und Gesetz, für Schutz der Menschenwürde, für eine offene Bahn des humanen Fortschritts stand er immer in der ersten Reihe. Schon in einer der ersten Sitzungen wurde er mit der Berichterstattung in Betreff der Geschäftsordnung betraut, wie denn überhaupt während der Sitzungsperiode dem tüchtigen und gewandten Arbeiter eine Menge belangreicher Gegenstände zugewiesen wurden, die er für die Kammerberathung vorzubereiten hatte. Bemerkenswerth ist der Antrag, den er in der Sitzung vom 25. Januar stellte und der dahin ging, daß Kommissionen gewählt werden, um die verschiedenen Organisationsedikte zu prüfen

und den Erfund dieser Prüfung mit den Anträgen, die darüber an den König zu bringen wären, der Kammer zur weitern Berathung vorzulegen. Seinen Vortrag begann Uhland folgendermaßen: „Bereits ist der Finanzminister in diesem Saale erschienen. Er hat uns die Verwilligung der Jahressteuer angesonnen, er hat darauf angetragen, daß das Defizit durch eine neue Besteuerung gedeckt werde. Wir sehen, die Minister säumen nicht, sich ihres Bedarfes zu versichern. Säumen denn auch wir nicht in demjenigen, wozu uns die Verfassung berechtigt und verpflichtet! Schon hat uns der Finanzminister eine nächstbevorstehende Ständeversammlung angekündigt. Sorgen wir, daß schon die gegenwärtige wirksam sei, daß wir nicht bloß bewilligen, sondern selbst anregen, was nöthig und nützlich ist." Der Antrag Uhlands wurde in der Weise angenommen, daß nicht mehrere, sondern nur Eine Kommission zur Prüfung der Organisationsedikte gewählt wurde. Unter den fünfzehn Mitgliedern dieser Kommission finden wir, wie recht und billig, auch den Antragsteller. Er hatte über das die Rechtspflege betreffende Edikt Bericht zu erstatten.

In der Kammersitzung vom 15. März ließ der König durch den Justizminister seine bevorstehende Vermählung mit der Prinzessin Pauline von Württemberg anzeigen, zugleich mit der Eröffnung, daß er auf die Entrichtung der sogenannten Prinzessinsteuer verzichte. Die Kammer beschloß nun eine Kommission von drei Mitgliedern zur Entwerfung einer Beglückwünschungsadresse zu ernennen. In dieselbe wurde gewählt: Prälat Schmid, Uhland und v. Theobald. Die Adresse aus der Feder Uhlands lautet:

„Euer Königlichen Majestät
eilen wir, den Ausdruck der Empfindungen darzubringen, womit die Botschaft uns durchdrungen hat, die so eben, freudig überraschend, in unserer Mitte verkündet ward.

„Die Segnungen häuslichen Glückes sollen von Neuem einziehen in das Haus des geliebtesten Königs.

„Dem Throne sollen neue Kränze blühen, dem Vaterlande neue Hoffnungen.

„Stark und heilig sind die Bande, die das württembergische Volk an seinen König knüpfen. Denn wie er mit treuester Sorge das Wohl oder Wehe des Volkes beachtet und mitempfindet, so nimmt hinwieder das Volk innigsten Antheil an Allem, was das Herz des Königs schmerzlich oder erfreuend berühren mag.

„Ein Gefühl der gerührtesten Freude war es, womit die Abgeordneten des Volkes jene Botschaft aufnahmen. Sie erkannten ganz das Ehrenvolle, daß ein so wichtiges Ereigniß in ihrer Versammlung zuerst zur öffentlichen Kunde gelangen sollte.

„Ueberall im Lande wird die Nachricht von Eurer Königlichen Majestät Verlobung dieselben Empfindungen erwecken, und wenn Segenswünsche in Erfüllung gehen, so werden es diejenigen, die ein getreues Volk aus der Fülle der Herzen zum Himmel sendet.

„In tiefster Ehrfurcht verharren wir

Euer Königlichen Majestät“ 2c.

Anläßlich der Etatsberathung für Drucksachen stellte Uhland in der Sitzung vom 25. Mai die Anfrage, ob die nach Abschluß der Verfassung eingetretene Censur der

politischen Tagblätter mit der Verfassung übereinstimme? Zugleich drückte er den Wunsch aus, daß die Kommission für Drucksachen mit Begutachtung dieses Gegenstandes beauftragt werden möchte. Leider fand aber die Anfrage nicht eine befriedigende Antwort.

In einer andern Angelegenheit, bei welcher es sich um die Würde der Kammer und um die Integrität ihrer Mitglieder handelte, trat Uhland wieder auf's Kräftigste für dieselbe ein, aber gleichfalls ohne Erfolg. In der Sitzung vom 19. Dezember 1820 hatte nämlich der nachher so berühmt gewordene Nationalökonom List den Antrag gestellt, daß die Finanzkommission beauftragt werden soll, vor allen Dingen und ehe sie die Prüfung des Finanzplans selbst beginne, den Betrag des Nationaleinkommens zu erheben, und mit der Summe der Nationalausgabe zu vergleichen. Hiezu war der Antragsteller durch die Ueberzeugung bestimmt worden, daß kein Staat mehr Abgaben habe als Württemberg. Kein Staat könne in die Länge eine Haushaltung fortführen, bei der er das Nationalvermögen angreifen müsse. Württemberg habe aber so große Ausgaben, daß nicht bloß das Einkommen, sondern das Vermögen selbst angegriffen werde. Im Sinne dieses Antrags ließ sodann List eine Adresse an die Abgeordnetenkammer lithographiren, welche in freimüthiger Sprache sich über den Zustand des Landes verbreitete und in Betreff der Rechtspflege, der Finanzen und der Verwaltung Verbesserungsvorschläge machte. Die Adresse wurde mit Beschlag belegt und gegen den Verfasser eine Kriminaluntersuchung eingeleitet. Das war eine der auffallendsten Folgen der gemäß der Bundes-

beschlüsse wiedereingeführten Censur, daß eine Schrift, deren Inhalt sich lediglich mit dem Wohle des Staates befaßt, ihrer unliebsamen Form wegen von der Polizei mit Beschlag belegt werden konnte. Es handelte sich nun darum, ob der Angeklagte, wie es die Regierung verlangte, aus der Kammer ausgeschlossen werden soll oder nicht? In der Sitzung vom 7. Februar 1821 wurde eine Kommission von sieben Mitgliedern niedergesetzt, welche die Sache zu begutachten hatte. Inzwischen verhandelte darüber die Kammer selber auf die unerquicklichste Weise. Ob Preßfreiheit oder nicht? das war im Grunde der Kern der Frage. Wenn List in seiner Schrift sagte: „Wo man hinsieht, nichts als Räthe, Beamte, Kanzleien, Amtsgehilfen, Schreiber, Registraturen, Aktenkapseln, Amtsuniformen, Wohlleben und Luxus der Angestellten bis zum Diener herab. Auf der andern Seite Unwerth der Früchte, Stockung der Gewerbe, Fallen der Güterpreise, Klagen über Geldmangel und Abgaben, Steuerpressen, Gantungen, Beschwerden über unredliche Magistrate, gewaltthätige Beamte, Mangel an Unparteilichkeit der Obern, Jammer und Noth überall; nirgends Ehre, nirgends Einkommen, nirgends Fröhlichkeit denn allein im Dienstrock; die Verwaltungsbehörden ohne Kenntniß des Handels, Gewerbes und Ackerbaues, und was noch schlimmer ist, ohne Achtung für die erwerbenden Stände; auf todte Formen und veraltete oder unpassende Bureaugesetze versessen, die Nationalindustrie weit mehr hemmend als befördernd; — die Rechtspflege kostspielig, endlos, unbehülflich, aller Oeffentlichkeit und einer gesunden Gesetzgebung ermangelnd, häufig von Männern

verwaltet, welche, statt an dem reinen und frischen Quell der gesunden Vernunft und des praktischen Lebens zu schöpfen, ihre Weisheit aus einer längst versunkenen Welt heraufholen; — die Staatsfinanzwirthschaft endlich in ihrem durch die schwülstige Verwaltung verursachten Aufwand alle Verhältnisse übersteigend, in ihrem Einkommen den Verkehr erschwerend, die Industrie hemmend, Unterschleife begünstigend; kostspielig und unbehülflich in der Erhebung, ohne Gleichheit in der Einrichtung; das Ganze ohne Plan und staatswirthschaftliches Prinzip — dieß ist ein kurzer, aber getreuer Abriß unserer Verwaltung" — wenn List in der von ihm verfaßten Adresse solchen Tadel ausspricht, so kann ihm das, auch wenn der Tadel ungerechtfertigt wäre, doch gewiß nicht als Verbrechen angerechnet werden. Aber er hatte in das Wespennest der Bureaukratie gestochen, in dem sich bisher ungestört und reichlich der Honig aus den Blüthen des Volksvermögens ansammelte; die Behörden stempelten das Aktenstück zu einem Verbrechen.

In der Sitzung vom 21. Februar erstattete die Kommission durch ihr Mitglied Uhland Bericht über die Angelegenheit und kam zu dem Antrag, „daß die Kammer dermal weder dem Ausschlusse noch der Suspension des Abgeordneten List statt gebe, und von dieser Entschließung unter Anführung der Gründe die Regierung in Kenntniß setze." Denn wenn auch mehrfach die Mißbilligung über die Abfassung der Adresse von List ausgesprochen worden sei, so habe doch Niemand in der Kammer behauptet, daß hier eine Gesetzesübertretung vorliege, die in einem konstitutionellen Staate, dessen Verfassung die Freiheit der Presse

in ihrem vollen Umfange zusichert, als Kriminalverbrechen, als peinlicher Rechtsfall anzusehen sei. Formelle Erkenntnißgründe für das Vorhandensein einer eigentlich kriminellen Untersuchung fehlten in der vorliegenden Sache gänzlich. „Die Gerichte, sagt der Berichterstatter weiter, werden die Untersuchung gegen den Abgeordneten List fortsetzen, sie werden ihn verurtheilen, lossprechen, von der Instanz entbinden, wie sie es den Gesetzen gemäß erachten, ohne daß sie in der Ausübung ihres Berufs auf irgend eine Weise von der Kammer gestört würden. Sie handeln also völlig unabhängig von der Kammer, und wenn das Endurtheil gefällt ist, so wird diese, wie es die Verfassungsurkunde vorschreibt, sich in Gemäßheit desselben benehmen. Aber nicht minder unabhängig muß auch die Kammer in den Grenzen ihres Berufs handeln können. Ueber den Ausschluß eines Mitglieds derselben erkennt nicht der Gerichtshof, sondern darüber beschließt die Kammer selbst." Einstimmig war die Kommission des Dafürhaltens, daß nach dem vorliegenden Stand der Sache der Abgeordnete List nicht gänzlich von der Kammer ausgeschlossen werden könne. Dagegen schien der Kommissionsminderheit die Suspension desselben bis zur endlichen Entscheidung der Sache in der Verfassung begründet. Allein im Namen der Mehrheit der Kommission glaubte sich Uhland auch gegen die Suspension auf das Bestimmteste erklären zu müssen. Derselbe Grund spreche gegen die Suspension, welcher gegen den gänzlichen Ausschluß entscheidend gewesen, nämlich der Mangel an formellen und materiellen Erkenntnißgründen für das Vorhandensein einer

kriminellen Untersuchung im Sinne der Verfassung. Politisch betrachtet aber erscheine die halbe Maßregel der Suspension nur um so gefährlicher, als sie sich durch eine gewisse Gelindigkeit empfehlen möge. Eine starke vollständig entschiedene Ueberzeugung von dem Vorhandensein einer Untersuchung der gedachten Art müßte es sein, welche die Kommission bestimmen könnte, auf Ausschluß oder Suspension — d. h. darauf anzutragen, daß ein Abgeordneter entweder gänzlich aus der Kammer verbannt oder mitten in seiner Berufsthätigkeit gelähmt — und so die Vollständigkeit der Volksvertretung gestört würde. Eine solche Ueberzeugung sei aber der Kommission nicht gegeben, und sie müsse selbst in Abrede ziehen, daß das strafrechtliche Verfahren, wie es in Württemberg bestimmt sei, überhaupt einen formellen Erkenntnißgrund darbieten könne. Wem aber eine ganz entschiedene Ueberzeugung von der verfassungsmäßigen Nothwendigkeit des Ausschlusses oder der Suspension nicht geworden sei, der habe um so mehr Ursache, sich vor der Hand dagegen zu erklären, als das gerichtliche Endurtheil, wie zu hoffen sei, die Sache völlig ins Klare setzen werde. Die Kommissionsmehrheit stellte daher den bereits erwähnten Antrag. Die Minderheit dagegen kam, da List in eine Kriminaluntersuchung verflochten sei, zu dem Schluß, daß derselbe provisorisch aus der Kammer austrete, die letztere aber sich vorbehalte, den Beschluß über dessen Rückkehr in die Kammer oder gänzlichen Austritt alsdann zu fassen, wenn in der von der Kriminalgerichtsbehörde gegen ihn eingeleiteten Untersuchung rechtskräftig erkannt sein werde.

Da nun inzwischen von List in seiner Angelegenheit der Rekurs angemeldet wurde, so hatte nach einem Beschluß der Kammer die Kommission auch darüber zu berichten. Wieder war Uhland Berichterstatter. Es handelte sich um die Frage, ob der Beschluß der Kammer in der Hauptsache auszusetzen sei, bis über den ergriffenen Rekurs gerichtlich entschieden worden? Die Kommissionsmehrheit bejahte diese Frage.

In der Kammersitzung vom 24. Februar brachte sodann nach einer längeren Debatte der Präsident die Frage zur Abstimmung:

„Soll die Kammer ihre Entscheidung über den Austritt des Abgeordneten List so lange verschieben, bis der Oberrichter über die Statthaftigkeit der Kriminaluntersuchung erkannt hat?“

Die Frage wurde mit 59 gegen 27 Stimmen verneinend beantwortet. Mit Nein stimmte auch Uhland und gab hiebei Folgendes zu Protokoll: „Auf meine Ansicht, welche in dieser Sache längst entschieden ist, hat der Rekurs ganz keinen Einfluß. Wenn ich in der Kommission dafür gestimmt habe, daß der Erfolg des Rekurses abzuwarten sei, so geschah es nur, weil es sich angelassen hatte, als ob diejenigen, welche eine Suspension für angemessen hielten, die Entscheidung über den Rekurs zu ihrer vollständigeren Ueberzeugung für nöthig erachteten. Da ich jetzt sehe, daß dieses nicht der Fall ist, so stimme ich Nein!“

Endlich wurde die Hauptfrage:

„Soll der Abgeordnete List aus der Kammer austreten?“

zur Abstimmung gebracht und mit 56 gegen 36 Stimmen bejahend beantwortet. Uhland motivirte seine verneinende Abstimmung folgendermaßen: „Die Verfassungsurkunde beschränkt auf keine Weise meine selbstständige Ueberzeugung: ob eine Kriminaluntersuchung vorhanden sei oder nicht? Ich kann und will keinen peinlichen Fall sehen, wo sich mir keiner darstellt; darum Nein! Bemerkenswerth ist auch, wie der Abgeordnete Beckh abstimmte. „Mein Gefühl sagt mir," gab er zu Protokoll, „daß wenn in einem Gesetze eine Stelle undeutlich gegeben ist, sie zu Gunsten des Beklagten mildernd, und nicht verschärfend ausgelegt werden soll; also Nein! Mir ist es hiebei auch hauptsächlich um Rettung der Preßfreiheit zu thun. „Preßfreiheit ist die Lebensluft der repräsentativen Verfassungen, nur in ihr können sie gesund athmen" — hieß es in einem Kommissionsberichte vom 24. März v. J. „Lieber keine Verfassung als keine Preßfreiheit," sagte ein Engländer, und ich glaube, er hatte Recht."

Zuletzt erübrigte noch die Abstimmung über die Frage:

„Soll der Abgeordnete List das Recht haben, in die Kammer wieder einzutreten, wenn der Oberrichter die Kriminaluntersuchung für nicht begründet erklären wird?"

50 Stimmen antworteten mit Ja! und 36 mit Nein! Unter den letzteren befand sich wieder Uhland, der überhaupt eine Suspension eines Abgeordneten als verfassungswidrig ansah.

So war denn List von der Mehrheit der Kammer preisgegeben worden!

Acht Monate dauerte die gerichtliche Untersuchung

gegen ihn. Dann wurde er zu einer zehnmonatlichen Festungsstrafe und Bezahlung von eilf Zwölfteln der Inquisitionskosten verurtheilt!

Man kann sich die Ueberraschung denken, mit welcher er die Eröffnung dieses unerhört strengen Urtheils vernahm. Er war entschlossen, es wenigstens auf den Rekurs ankommen zu lassen. Inzwischen fand er es für gerathen, aus dem Lande zu flüchten und kam glücklich in Straßburg an. Aber man ließ ihm auch in der Fremde keine Ruhe. Die württembergischen Gerichte ersuchten die Straßburger Mairie, den Flüchtling auszuliefern oder ihm 3000 fl. Caution abzuverlangen. Er wählte daher eine andere Zufluchtsstätte in einem stillen Dorfe im Badischen. Aber auch hier wurde ihm der Aufenthalt von den badischen Behörden von dem Augenblick erschwert, als ihnen die offizielle Anzeige zuging, daß die Appellationsinstanz den Spruch des Eßlinger Gerichtshofes „lediglich bestätigt“ habe. Dann wandte er sich nach Paris, und von da nach der Schweiz.

Nach einer dreijährigen Selbstverbannung glaubte er auf Anrathen seiner Freunde ungefährdet wieder in sein Vaterland zurückkehren zu können. Aber die Unversöhnlichkeit und Verfolgungssucht seiner Feinde hatte nicht aufgehört. Er wurde auf den Asperg abgeführt und hatte hier eine wahrhaft chikanöse Behandlungsweise zu erdulden. Endlich wurde ihm ein Paß in das Ausland ausgestellt; zugleich hatte er auf das Bürgerrecht zu verzichten.

Für die Volkswohlfahrt seines engeren Vaterlandes hatte List in gerechtem Zorn über althergebrachte Miß-

stände ein kräftiges Wort gesprochen; es galt als strafwürdiges Verbrechen. Heute rechnet es sich dasselbe Württemberg, das ihn vor einigen Jahrzehnten als Heimathlosen über die Grenzen gejagt, zur hohen Ehre an, den wackern Vorkämpfer für eine natur- und vernunftgemäße Auffassung und Belebung der Volkswirthschaft zu seinen besten Söhnen zählen zu dürfen. Ganz Deutschland schätzt sein Andenken; von überall her floßen die Beiträge zu seinem Denkmal, bei dessen Einweihung in List's Vaterstadt Reutlingen Tausende von dankbaren Herzen im Hochgenusse einer edlen Festfreude schlugen. Auch darin stellt sich uns Uhland wieder in seiner ganzen geistigen und sittlichen Größe, in seinem lebendigen Rechtlichkeitssinne dar, daß er die Bedeutung dessen, was List anstrebte, frühzeitig vollkommen würdigte und für den vermittelst der Sophistik weit hergeholter Rechtsreduktionen politisch Verfolgten mit der Bravheit eines schlichten Ehrenmannes in die Schranken trat. Freilich vergeblich; auf welcher Seite das Recht war — der unbestechlichste Richter, die Geschichte, hat hierüber bereits ihr unumstößliches Urtheil abgegeben. —

In den Verhandlungen über die List'sche Angelegenheit sprach der Abgeordnete Schott u. A. seinen Zweifel darüber aus, ob die Gerichte, wie sie damals organisirt waren, bei Beurtheilung von Staatsverbrechen als unabhängig betrachtet werden können. Er halte das Erkenntniß des Kriminalgerichtshofs gegen List auch deßhalb für null und nichtig, weil in demselben solche Mitglieder gesessen wären, welche das gesetzliche zweite Dienstexamen nicht erstanden hätten. Im Einklange mit dieser Ansicht

brachte dann Uhland in einer folgenden Sitzung einen Antrag ein, welcher die Unabhängigkeit der richterlichen Beamten bezweckte. Die Kammer stimmte demselben bei. — In einer späteren Sitzung betonte er den Werth einer einheimischen, in der Landessprache abgefaßten Gesetzgebung mit Beseitigung alles subsidiarischen Rechts. „Man soll das neue Gesetzbuch," sagte er, „so vollständig als möglich abfassen. Wenn dann das Gesetzbuch nicht ausreicht, was soll dann ausreichen? Der gesunde Menschenverstand, die Billigkeit, das natürliche Gefühl sind weit besser als der zweifelhafte Ausspruch eines römischen Imperators. Die Richter werden durch die Susidiarität zweifelhaft, die Anwälte können die Sache ins dunkle Feld der Subsidiarität ziehen und deßwegen bin ich gegen alle Subsidiarität." Dem Einwurf eines Abgeordneten, daß sich das Recht nicht auf das Billigkeitsgefühl der Richter stützen könne, indem der Eine sage: das ist billig, und der Andere: das ist billig, entgegnet Uhland, daß das Gleiche auch von den Gelehrten behauptet werden könne, wenn der Eine sage: ich interpretire so, und der Andere: ich anders. Verschiedene hätten zwar die Abfassung eines Gesetzbuches in deutscher Sprache eine Rechtsumwälzung genannt, aber mit Unrecht: denn es sei in Wahrheit nichts anderes als eine Aufklärung der Rechte. Die Regierung solle dasjenige Recht, was jetzt bestehe, ordnen und in einem deutschen Gesetzbuch klar zusammenstellen lassen; damit müßten Männer beauftragt werden, deren freier Blick durch das Lesen der römischen Glossatoren noch nicht abgestumpft sei. Durch eine solche Gesetzgebung werde das Studium des

Rechts keineswegs entbehrlich, sondern wenn ein einzelner Fall entschieden werde, so müsse das Gesetz nachgewiesen werden können, aber nicht ein Gesetz, das die Schöppen nicht einmal zu lesen verstünden. Wenn man Handbücher in populärer Sprache abfassen könne, warum solle man nicht auch Gesetze abfassen können, welche so deutlich und verständlich wären, daß sich der Richter darnach richten dürfe?

Wie Wessenberg auf kirchlichem, so suchte Uhland auf juristischem Gebiete zu wirken. Jener hatte die lateinische Sprache aus dem deutschen Gottesdienste verbannt; auch aus der deutschen Gesetzgebung wollte sie Uhland entfernen.

In der Sitzung vom 9. März wurde auf Uhlands Antrag eine Kommission zur Berathung der Zunftangelegenheiten gewählt. Der Antragsteller führte aus, daß die veralteten Zunftgesetze einer Revision dringend bedürften, so daß es als zweckmäßig erscheine, diesen Gegenstand zur öffentlichen Berathung in der Kammer zu bringen, weil hier manche Erfahrungen mitgetheilt, manche Ansichten entwickelt werden, welche die Regierung bei Abfassung eines neuen Gesetzes benutzen könnte. Vor allen Dingen war die Kommission mit Uhland darüber einig, daß die Zunftordnungen, die zum Theil noch aus dem sechszehnten Jahrhundert stammten, sich überlebt hätten und den seither so ganz umgestalteten Verhältnissen der vorgerückten Kultur und der indeß stattgehabten großen Umwandlung der Gewerbe selbst durchaus nicht mehr angemessen wären.

Auch in dieser Frage, wie man sieht, verläugnete Uhland ganz und gar den Romantiker.

Gegen Ende Juni 1821 wurde der Landtag entlassen, nachdem er einen engern, während der Vertagung in Stuttgart anwesenden, und einen weitern ständischen Ausschuß gewählt hatte. Die Wahl in den ersteren fiel auch auf Uhland; allein er erklärte: er habe sich nun seit zwei Jahren beinahe ununterbrochen ständischen Geschäften gewidmet und finde sich gedrungen, jetzt zu andern Arbeiten zurückzukehren; er müsse daher auf die ihm zugedachte Stelle verzichten. Sodann wurde er in den weiteren Ausschuß gewählt, der nur in den durch das Gesetz bestimmten Fällen einberufen wird. Er hatte jetzt wieder die erwünschte Muße, seinen Lieblingsneigungen und Lieblingsbeschäftigungen sich hinzugeben. Wir werden bald hierauf zurückkommen. Aber seine politische Thätigkeit blieb inzwischen nicht brach liegen. Insbesondere nahm er warmen Antheil an den philhellenischen Bestrebungen, welche damals sich zu Gunsten der aufständischen Griechen unter den freisinnigen Deutschen bethätigten. Er war Mitglied des von seinem Freund Albert Schott gegründeten Griechenvereins, dessen Sitzungen er selten versäumte.

Am 1. Dezbr. 1823 trat der vertagte Landtag unter den günstigsten Auspizien wieder zusammen. Mit ihrer liberalen Opposition, welche damals die württembergische Regierung der Reaktion in Deutschland entgegensetzte, konnte sie zwar, da sie zuletzt vereinzelt dastand, nicht siegreich durchdringen; allein nichtsdestoweniger hielt der König an seinen konstitutionellen Grundsätzen ehrlich und offen fest. In der

Rede, mit welcher er die Versammlung der Stände eröffnete, erklärte er ausdrücklich, daß das Vertrauen seines geliebten Volkes die sicherste Stütze seiner Regierung sei. Sei es ihm gelungen, dieses Vertrauen zu gewinnen, so werde es stets auch sein Bestreben sein, dieses theure Gut zu bewahren. Dieser Gesichtspunkt hätte ihn auch bei den verschiedenen Gesetzesentwürfen geleitet, welche er den Ständen, behufs ihrer verfassungsmäßigen Mitwirkung, im Laufe der Sitzung vorlegen lassen werde.

In die aus sieben Mitgliedern bestehende Kommission zur Entwerfung einer Dankadresse auf die Eröffnungsrede des Königs wurde Uhland als deren erstes mit den meisten Stimmen gewählt, und wir dürfen wohl annehmen, daß seine Thätigkeit bei diesem Geschäft eine ausschlaggebende gewesen sei. In der Thronrede hatte der König der Kammer auch die Geburt des Kronprinzen angezeigt und für die Theilnahme und die Beweise von Anhänglichkeit gedankt, mit welcher die treuen Württemberger dieß Ereigniß gefeiert haben. Dann schloß er die Rede mit folgenden Worten: „Meine angelegene Sorge wird es sein, meinem Sohne Grundsätze einzuprägen, die ihn gleicher Empfindungen werth machen; und hat er dieses Ziel erreicht, dann möge der Erbe meines Thrones auch der Erbe ihrer Liebe sein.“ Die hierauf bezügliche Stelle der Antwortsadresse lautet: „Jetzt Pflegling der zärtlichsten Liebe und begleitet von den innigsten Wünschen des Vaterlandes, bald Zögling, dann Zeuge und Bekenner der Grundsätze des erhabenen Vaters — wird der theure Sohn, einst Erbe des Thrones und unserer Liebe, das Dasein von Eurer

Königlichen Majestät fortsetzen und wiederholen und unser Jubel, welcher jüngst den Ersehnten begrüßte, wird in dem Segen der Enkel wiedertönen. Mögen Eure Königliche Majestät bis ans äußerste Lebensziel, welches die Natur vergönnt, dem erhabenen Sprößlinge Lehrer und Beispiel sein!" Nicht minder schön und in das Herz der Sache treffend lautet in der Adresse auch diejenige Stelle, welche sich auf die Verfassung bezieht: „Daß die Verfassung, von Eurer Königlichen Majestät furchtlos und treu bewahrt, sich in Gerechtigkeit und Milde bewährt, daß sie Blüthen entfaltet und segensvolle Früchte verspricht, daß sie das Licht der Bildung nährt, und kommenden Geschlechtern geistigen und sittlichen Reichthum bereitet, daß sie den Bürger stolz macht auf den Namen Württemberger, daß ihr Besitz ihn stärkt gegen die unvermeidlichen Leiden der Zeit — dieß verdanken wir so gerne und aus vollem, gerührtestem Herzen dem festen Entschlusse Eurer Königlichen Majestät."

Ein Hauptverhandlungsgegenstand des wieder zusammengetretenen Landtags war die Berathung des Finanzetat, bei welcher Gelegenheit **Uhland** schon damals im Sinne einer fortgeschrittenen Zeit Fragen in Anregung brachte, welche zum Theil noch jetzt einer befriedigenden Lösung harren. So beantragte er namentlich bei der Rubrik „Departement der auswärtigen Angelegenheiten" für die Jahre $18^{24}/_{25}$ und $18^{25}/_{26}$ je einen Abzug zu 36,000 fl. In Württemberg wie in allen übrigen deutschen Staaten ist bekanntlich die auswärtige Vertretung viel zu kostspielig. Eine eiternde Wunde in dem modernen Staatsleben sind

auch die stehenden Heere. Es konnte Uhland, der diesen Uebelstand wohl erkannte, nicht einfallen, in einer Zeit die Abschaffung derselben zu beantragen, die ganz und gar nicht dazu angethan war, einem solchen Antrag Gehör zu schenken; dazu war er ein viel zu wenig überspannter Idealist. Aber wenn es immer angehen mochte, wollte er dem Uebel den nährenden Zufluß abgraben, einem Stande, der seinem Wesen nach so wenig produktiv, so wenig volksthümlich ist, den Brodkorb höher hängen. In der Sitzung vom 10. Mai 1824 schlug er daher bei der Rubrik „Departement des Kriegswesens" vor, daß, da es bei diesem Departement schwierig sei, spezielle Anträge auf Ersparnisse zu machen, aber auch gerade bei diesem Departement eine kleine Reduktion schon sehr bedeutend wirke, in jedem Jahr außerdem, was die Kammer abzuziehen beschlossen habe, ein Abzug von 50,000 fl. gemacht werde. Der Antrag wurde an die Finanzkommission gewiesen, die sich jedoch gegen denselben aussprach. Als der Kommissionsbericht hierüber in der Kammer berathen wurde, äußerte sich Uhland des Weiteren folgendermaßen über die Angelegenheit: Indem er den Antrag auf Abzug von jährlichen 50,000 fl. vom Militäretat gemacht, habe er denselben Weg eingeschlagen, den die Kammer bei diesem Departement, so wie bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten in anderen Fällen betreten habe, und auf den sie eben bei diesen beiden Departements manchmal zurückzukommen sich genöthigt sehen werde. Bei der vorigen Ständeversammlung sei von dem Kriegsministerium für den dreijährigen Etat ein Ersparniß von 90,000 fl. angeboten worden. Die Kammer

habe sich bei diesem Anerbieten begnügt, ungeachtet die Finanzkommission auf eine weit größere Ersparniß angetragen habe. Daraus folge nun nicht, daß man mit dem Antritt einer neuen Etatsperiode mit den Ersparnissen nicht weiter zu kommen suchen und auf die früheren Vorschläge nicht zurückkommen dürfe. Die Finanzkommission habe in ihrem Berichte die Besorgniß ausgesprochen, daß durch eine weitere Ersparniß dem Beurlaubungssysteme Eintrag geschehen könnte. Der Etat des Kriegsministeriums enthalte aber doch viele Rubriken, welche mit dem Beurlaubungssysteme in keinem genauen Zusammenhang zu stehen scheinen. Namentlich bestehe noch die Feldjägerschwadron, auf deren Auflösung die Finanzkommission früher angetragen habe. Es werden große Vorräthe zu künftigen Kriegsausrüstungen gemacht, die mehr oder weniger beschränkt werden können und ebenso könne die Remontirung früher oder später geschehen. Dieses Alles wirke nicht auf das Beurlaubungssystem ein; der Redner glaube deßwegen auch, daß 50,000 fl. erspart werden können. — Bei der Abstimmung über den Uhland'schen Antrag trat die Kammer mit 68 gegen 18 Stimmen der Ansicht der Finanzkommission bei. — In einer späteren Sitzung sprach sich Uhland auf's Eindringlichste für eine humane Strafrechtspflege aus, indem er dem Antrag beistimmte, daß gegen Staats- und Körperschaftsdiener und deren Gehülfen wegen solcher vor Bekanntmachung der Edikte vom 31. Dezember 1818 begangener und durch richterliches Urtheil noch nicht erledigter Vergehungen, welche in Führung von Nebenrechnungen, unrichtiger Angabe bei Taggeldern und Reisekostenberechnungen

oder einfacher Geschenkannahme bestehen, keine gerichtliche Verfügung mehr erlassen, sondern die Untersuchung und Bestrafung den administrativen Behörden nach den zur Zeit ihrer Begehung in Ausübung gewesenen Grundsätzen übergeben werde. Uhland hielt den Antrag deßhalb für zweckmäßig, weil er etwas ausspreche, was längst im Vaterlande gefühlt worden sei. Es sei ein großer Uebelstand, wenn die Strafrechtspflege sich mit der allgemeinen Meinung für eine ganze Klasse von Rechtsfällen in Widerspruch gesetzt habe. Wenn derjenige gestraft werde, der in der allgemeinen Meinung nicht schuldhaft erscheine, so habe dieß die weitere Folge, daß auch der wirklich Schuldige sich damit beschönigen könne, das Gesetz sei zu streng.... Der Antrag sollte aber noch eine weitere Ausdehnung erhalten. Er gehe dahin, daß die Straflosigkeit nur hinsichtlich derjenigen eintreten soll, gegen welche noch nicht die gerichtlichen Erkenntnisse ergangen seien, hinsichtlich derer, welche ihre Strafen bereits erlitten haben, lasse es sich nicht anders machen, aber so viel der Widerspruch zu heben sei, sollte er noch gehoben werden. Bei denen z. B., welche noch einen bedeutenden Theil ihrer Strafzeit zu erstehen haben, würde es dem allgemeinen Rechtsgefühle widerstreiten, wenn sie nicht dieselbe Wohlthat genießen würden, die man andern, noch in Untersuchung Begriffenen bewilligen wolle: namentlich könnte es auch bei Vielen der Fall sein, daß sie entsetzt, daß sie für gewisse Jahre oder für immer einer Anstellung für unfähig erklärt worden seien. Auch auf diese sollte diese Wohlthat in so weit einwirken, daß es ihnen möglich gemacht würde, in ihre bürgerliche

Wirksamkeit wieder einzutreten, deßwegen sollte der Antrag sich nicht blos auf diejenigen, gegen welche der Richterspruch noch nicht ergangen, sondern auch auf jene sich erstrecken, bei welchen eine Herstellung noch möglich sei. — Bei der Berathung des Gesetzesentwurfs über die Strafgattungen vertrat Uhland wieder die Rechte und Anforderungen der Humanität. Gegen den Artikel des Entwurfs, nach welchem der Verlust der aktiven und passiven Wahlrechte schon mit jeder mehr als dreimonatlichen Freiheitsstrafe eintreten sollte, bemerkte er: „Mit der Annahme dieser Bestimmung würden wir ein Verfahren der Gerichte festhalten und sanktioniren, welches strenger ist als das strengste unserer Strafedikte, das die Kammer einstimmig als dem Geiste der Verfassung nicht gemäß erkannt und daher schon auf dem vorigen Landtag auf dessen Revision angetragen hat; ich meine das Edikt vom 9. März 1810, die Bestrafung der Staats- und Majestätsverbrecher betreffend. Denn wenn dieses Edikt in den meisten Fällen zwischen Gefängniß-, Festungs- oder Zuchthausstrafe die Wahl läßt, wenn es einen Festungs*arrest* und eine Festungs*arbeit* kennt, und nach seinem ganzen Zusammenhang unter dem Namen Festungs*strafe* beide Strafarten begreift; wenn es in §. 14 einen Festungs*arrest* von 1—6 Jahren ausdrücklich zuläßt, so verbinden die Gerichte, strenger als dieses Edikt, mit weit geringerer Freiheitsstrafe den Zwang für Arbeit und damit den Verlust der wichtigsten staatsbürgerlichen Rechte. Der Antrag der Kommission ist zwar mildernd, indem er den Zwang zur Arbeit erst mit dem Freiheitsverluste, der über ein Jahr geht, verbindet. Allein

auch damit ist der Uebelstand nicht gehoben, so lange überhaupt der Verlust jener Rechte in eine bestimmte Strafzeit und Strafart von einer zeitgemäßen Gesetzgebung, welche zwischen entehrenden und nicht entehrenden Vergehen genauer unterscheidet, abhängig gemacht ist, so lange nicht besonders für politische Vergehen, für Preßvergehen eine andere Strafgesetzgebung und eine andere Einrichtung der Gerichte besteht. Ich halte, um Alles in einem Beispiel zu sagen, das in der Sache des Abgeordneten List ergangene Strafurtheil für ungerecht. Wenn aber einmal ein solches Urtheil die formelle Rechtskraft beschritten hat, so bleibt mir, als Abgeordneter, nur zweierlei übrig: einmal das Recht der freien Meinungsäußerung, der auch ein formell rechtskräftiges Urtheil unterworfen ist, sodann das Recht, bei neuen Gesetzesentwürfen dahin zu wirken, daß solche Fälle nicht wiederkehren."

Am 9. Juli 1824 wurde der Landtag wieder entlassen, nachdem er mit den weiteren Geschäften bis zum Zusammentritt einer neuen Ständeversammlung den ständischen Ausschuß betraut hatte. In denselben war auch Uhland wieder gewählt worden. Eine Wiederwahl in die zweite Ständeversammlung lehnte er jedoch ab; von der politischen Debatte zog es ihn wieder in die stille Freundlichkeit seines Studierzimmers.

Sechstes Kapitel.

Verheirathung. Wissenschaftliche Arbeit.

In seiner Charakteristik Uhland's macht Vischer die treffliche Bemerkung: „Man kann gewiß sagen, es sei eine richtige Probe für die Gesundheit einer Nation, wenn ihre Dichter reine Frauen zu zeichnen, Frauen rein zu lieben, zu ehren vermögen. Uhland ist als Dichter der Liebe nichts weniger, als blöd unschuldig, aber er ist keusch. Er ist keusch, auch wo er neckt, wo er heiß wird, denn er ist auch dann ohne Frivolität, denn Achtung des Weibs, Ahnung des Unendlichen in der weiblichen Erscheinung bleibt Grundzug, und der Refrain ist Treue, Treue bis in den Tod und über den Tod, in Ewigkeit."

Wie in der Dichtkunst, so war Uhland auch im Leben; Ideal und Wirklichkeit verschmolzen sich bei ihm zur beseligenden Harmonie; nach dem Wohlklang der Harmonie strebte all' sein Dichten und Trachten, sei es daß er in öffentlicher Versammlung kämpfte für die ewigen Rechte der Menschheit oder in nimmer rastender Selbstbildung seiner individuellen Bestimmung volles Genüge thun wollte.

Und zu dieser Bestimmung jedes Einzelnen — wir reden von der Regel, nicht von den Ausnahmen — gehört auch die Ehe, die jeder gebildete Mann in dem Sinne zu schließen strebt, daß er darin auch glücklich sein kann — glücklich in der sittlichen, nicht in der materiellen Bedeutung des Wortes, in welcher sich die beiden Ehegatten auch geistig, gemüthlich, ethisch ergänzen.

Eine solche Ehe muß diejenige Uhlands gewesen sein.

Während seines Stuttgarter Aufenthalts hatte er im Hause eines seiner Freunde die Schwester von dessen Gattin kennen gelernt; ein Mädchen von blühender Jugend, sanftem, edlem Herzen. Es war die Tochter erster Ehe der allgemein verehrten Frau Emilie Pistorius, welcher Rückert zu Stuttgart im Juli 1816 seine eilf Sonette „Rosen auf das Grab einer edlen Frau" gewidmet, Emilie Vischer von Calw. In Uhlands Herzen sproßte für das nach Geist, Gemüth und Charakter ihm ebenbürtige Mädchen eine lebhafte, aber geheim gehaltene Neigung auf, an deren Erwiederung er anfänglich kaum zu glauben und zu hoffen wagte. Oft fand sich die heimlich Angebetete auch im Hause des befreundeten Dichters Schwab ein, wo sie um Uhlands willen immer ein besonderer Gegenstand der Aufmerksamkeit der Familie gewesen, da man hier eine Neigung von seiner Seite wohl ahnte. Ihr, „der Ungenannten", gelten die schönen Strophen unseres Dichters, die aus der Tiefe seiner Seele kamen, als er ihrer Gegenliebe versichert war:

„Auf eines Berges Gipfel
Da möcht ich mit dir stehn,

Auf Thäler, Waldeswipfel
Mit dir herniedersehn;
Da möcht' ich rings dir zeigen
Die Welt im Frühlingsschein.
Und sprechen: wär's mein eigen,
So wär' es mein und dein.

In meiner Seele Tiefen,
O sähst du da hinab,
Wo alle Lieder schliefen,
Die je ein Gott mir gab!
Da würdest du erkennen,
Wenn Echtes ich erstrebt,
Und mag's auch dich nicht nennen,
Doch ist's von dir belebt."

Erst nach Ueberwindung verschiedener hindernder Umstände kam endlich die Verbindung mit der Geliebten zu Stande. Die Vermählung fand im Mai 1820 statt. In seiner Gattin hatte Uhland eine Lebensgefährtin gefunden, die seinem ganzen Dasein jene heilige Befriedigung verlieh, die man nur in einer Ehe findet, die im Himmel geschlossen worden ist. Wie wußte der Dichter den Frauenwerth nicht zu schätzen und zu schildern! Wie mußte er diejenige, die über allen stand, die ein so eingehendes Verständniß für sein ganzes Wesen und Wirken hatte und eben deßhalb in allen Wechselfällen des Lebens ihrem Manne die innigste Theilnahme bezeugen konnte, nicht mit der blanken Reinheit und Tiefe einer großen Mannesseele lieben! Alle, die das Glück hatten, dem Uhland'schen Hause näher zu stehen, bezeugen es, daß dessen Verbindung mit Emilie Vischer eine der schönsten und ungetrübtesten war, die es je gegeben,

während ihrer mehr als zweiundvierzigjährigen Dauer für beide Gatten die Quelle des reinsten Glückes, der süßesten Freuden. Der neu gegründete Hausstand war zugleich auch äußerer Sorgen überhoben, und war es dem edlen Ehepaar vergönnt, seinen freundlichen Sinn durch Wohlthätigkeit und Gastfreundschaft zu bethätigen. Die Ehe blieb zwar ohne Kinder, aber deßhalb nicht in eremitischer Abgeschiedenheit und Stille. Nahe Verwandte, insbesondere von Seiten der Frau, fanden sich öfter in dem Hause von Uhland ein; dem einen und andern ihrer Söhne wurde er ein freundlicher und nützlicher Berather. Um doch auch die erziehenden und sittlich bildenden Pflichten der Eltern erfüllen zu können, entschloß sich Uhland und seine Gattin, einen gutgearteten Knaben, den Sohn eines frühverstorbenen Geistlichen, an Kindesstatt anzunehmen. Sorgfältiger hätten ihn die eigenen Eltern nicht pflegen, tüchtiger nicht erziehen können, als es das brave Paar gethan hat. Er hat diese hohe Wohlthat auch durch sein kindliches Vertrauen und seine Pietät gegen die Pflegeeltern auf's Schönste gelohnt. Gegenwärtig lebt er als geachteter Arzt in einer württembergischen Handels- und Fabrikstadt.

Zehn Jahre, von 1820 bis 1830, verlebte das junge Ehepaar, innerlich glücklich und heiter, äußerlich befriedigt, in Stuttgart. Mit seiner Vermählung war für den Dichter eine neue, freundliche Lebensperiode angebrochen. Ein Hausfreund von Uhland, Adolf Schöll, erzählt *): „Ich hatte das Glück des traulichen Umgangs an Uhlands Herd.

*) Siehe die Zeitschrift Orion, Februarheft 1863. Hamburg, Hoffmann und Campe.

Es war um so schöner, als die Grundstimmung des Dichters gerade damals eine froh befriedigte war. Die erste Periode seines politischen Kampfes lag, durchgefochten und versöhnend abgeschlossen, hinter ihm. Früher, als er in Folge jenes Kampfes auch auf der äußern Lebensbahn sich behindert sah, war in ihm eine gewisse Bitterkeit noch nicht überwunden. Sie ließ ihn sogar bei der entschiedenen Neigung seines Herzens an der Erwiederung, die er in dem der Erwählten gefunden hatte, mit Mißtrauen gegen seine Hoffnung zweifeln. Damals ging er mit einem düstern Trauerspiel „Johannes Parricida" um und sagte einmal zu Schwab mitten im Erzählen von diesem trüben Helden: „Es war mit ihm, wie mit mir; er hatte in Allem Unglück gehabt." Wie aber Uhland dieses Trauerspiel nicht ausgedichtet hat, so ward auch sein Mißmuth sehr bald nach jener herbsten Aeußerung, durch anmuthige Befreiung und das besiegelte Glück seiner Liebe, in gehobene Lebensfreudigkeit verwandelt. Zur verbreiteten Anerkennung des Dichters, zur unzweideutigen Hochachtung seines öffentlichen Charakters war nun ein sicheres häusliches Glück, ein durch dieses erhöhter Freundschaftsgenuß und eine behagende Muße zu Geistesarbeiten gekommen. In solcher tiefen Zufriedenheit athmete Uhland, als mir seine Gastfreundschaft gegönnt war, und ich erhielt daher gewiß mehr als Manche, die ihm Jahrzehnte später in wieder trüberen Zeiten politischer Kollisionen begegnet sind, den Eindruck seiner aufgeräumten Gemüthlichkeit und heitern Güte. Noch lag ihm eine hellblonde Locke über der Stirn, und höhte sich, wenn er unter lustigem Erzählen das Glas des Gastes

füllte, der lichte Grundton seines Gesichtes zu warmer Röthe. Seine auf ihn liebenswürdig stolze Frau begleitete mit gütiger Aufmerksamkeit sein Wohlwollen und holte eines Abends mir mit bester Laune das Knabenspielzeug Uhlands herbei, das sie von seinen Eltern sich hatte schicken lassen. Es war eine stattlich und zierlich gebaute Ritterburg mit allerlei Vertheidigungsapparat, dazu eine Mannschaft an Rittern und Knappen, wohlkostümirt, verschiedener Größe und Wappnung, zu Fuß, zu Pferd, wie er aus verschiedenem Material sie sich hübsch gefertigt hatte. Lächelnd erzählte er dazu, wie früh er von solchen Vorstellungen so ganz eingenommen worden und, was er von Ritterbüchern und romantischen Geschichten erwischen konnte, so unersättlich gelesen, daß es seinen Eltern bedenklich geworden. Ein wohlgelehrter Freund, in's Vertrauen gezogen, rieth die Neigung hinüberzuleiten auf solide Geschichte und empfahl die württembergische von Sattler. „Da ging mir's betrübt", sagte Uhland: „Nicht ohne Erwartung bemerkte ich, daß gleich im Anfang von einem Grafen erzählt werden sollte; aber es kam noch nichts, was der Graf gethan oder mit ihm geschehen; sondern es war vor der Hand die Frage, wann der Graf, und wo etwa gewesen, und ob wirklich ein Graf von Württemberg; und nach vielen Seitenzahlen war sein Name und seine Existenz nur immer ungewisser geworden. Ach, dachte ich, wie anders in meinen Ritterbüchern, wo jeder Graf ganz ohne Zweifel auftritt und auf eben so viel Blättern schon tief drinn in den herrlichsten Geschichten wäre! Diese kindliche Naivetät hatte sich — wer denkt Das nicht dabei? — in wahre Poesie und

in eine treue Erfüllung des männlichen Geistes mit allen Vermächtnissen des konkreten Volkslebens entwickelt. Mit derselben vergnüglichen Stimmung, womit seine Frau mir sein artiges Kinderspielzeug aufgestellt, öffnete mir Uhland selbst eines Morgens einen Bücherschrank von wohlbesetzten Fächern. „Was hier steht," sagte er, „hat zum gemeinsamen Inhalt und Gegenstand Volkslieder und Volksgesang. Ich habe hier nach und nach alles Erhebliche, was zu finden war, zusammengebracht; doch kommt noch immer Etwas dazu." Sein Verständniß für die sangbare Grundform der Lyrik in ihrer ausgefüllten Einfachheit hörte ich gelegentlich in kurzer Kritik, als ein Gesellschafts-Festgesang von dem damals fruchtbarsten Stuttgarter Gelegenheitsdichter auf dem Tische lag. Dieser Stadtpoet hatte einen gewissen sprudelnden Odenschwung; von einem ist mir noch der Anfang erinnerlich: „Herr, der im Weltenall Sonnen zerbricht." In diesem andern, dem Stiftungsfest einer Gesellschaft gewidmeten Gesang treten in dichter Reihe Bildung, Sitte, Kunst und Wissen, ich weiß nicht was Alles, und Freundschaft und Geselligkeit auf. Ich las etliche Zeilen, Uhland bemerkte: „Hier ist jedes einzelne Wort schon ein großer Rahmen für ein ganzes Gedicht, das aber freilich erst zu machen wäre." Seine Frau fügte bei: „So rasch bei ihm selbst ein Lied, wenn er's wohl längere Zeit in sich getragen, zu Papier zu kommen pflege, sei er doch zu einem solchen allezeit fertigen Gelegenheitspoeten nicht gemacht, wie noch unlängst eine in Stuttgart lebende Fürstin aus der königlichen Familie erfahren, die für den Geburtstag ihres Gemahls ein Festspiel von Uhland

wünschte. Als der sehr höflich bittende Kammerherr abschlägig beschieden war, kam die Fürstin selbst angefahren. Allein Uhland blieb einfach bei dem Bedauern, zu so Etwas gar kein Talent zu haben." Hier sagte er zu mir: „Es ist gar artig, wie solche Herrschaften Einem immer mit der wohlgemeinten Versicherung zureden, es dürfe ja etwas ganz Leichtes sein; von dem sie selbst übrigens weiter keine Vorstellung haben, als daß es bloß außerordentlich schön zu sein brauche." So ergötzlich ward ich neben den gediegensten Mittheilungen in dem lieben Hause unterhalten. Uhland ließ mich beim guten Becher auch in seine Jugendfreundschaften und die akademische Zeit Blicke thun. An Justinus Kerner erinnert, sprach er im Ton einer ruhig herzlichen Theilnahme: „Es muß nun nächstens Einer von uns nach Heilbronn gehen, dem guten Kerner etwas aus seinem magnetischen Wunderwesen herauszuhelfen, das doch zu arg zu werden anfängt." Dann schilderte er Kerners humoristisches und kindlich befangenes Wesen ..... Gleich gemüthlich und frei von aller Bitterkeit sprach Uhland, wie es kam, von seinen abgemachten politischen Kämpfen. Einmal erzählte er: „In der Zeit, als ich im Landtag mich an schwerbeweglichen Aufgaben abarbeiten mußte, hat mich Nachts mehrmals ein fataler Traum gequält. Ich saß auf der Schulbank und konnte mit meinem Exercitium auf keine Weise zurecht kommen. Es war höchst verdrießlich, da ich mich mit Beschämung als erwachsener Mann in gleicher Zucht wie kleinere Knaben fand und in dieser unpassenden Lage noch gegen sie zurückblieb." Ein andermal war es in Erinnerung seines Gegensatzes gegen den Mi-

nister Wangenheim und dessen Politik, daß mir Uhland sagte, er habe sich in Allem, was er öffentlich gegen Wangenheim in Rede und Lied gesetzt, niemals erlaubt, dessen ehrenwerthe Seite zu entstellen. Wohl habe ihm für sich seine Erhitzung Herabsetzungen des Gegners eingegeben, die schärfer gewirkt haben würden, z. B. ein Gedicht, worin derselbe als Taschenspieler auf dem Jahrmarkte seine unbegreiflichen Zauberkünste anpries, unter andern:

Auch bring' ich einen Landtagsmann,
Den hau' ich in zwei Theile,
Und jede Hälfte tanzt alsdann
Possierlich auf dem Seile,

„Aber," setzte Uhland hinzu, „solchen Spott öffentlich auszulassen, wäre Unrecht gewesen, und ich habe Alles der Art unterdrückt."

Das innige Freundschaftsverhältniß, das früher schon Uhland und Schwab mit einander verband, erweiterte sich nun zur Familienfreundschaft. Häufig theilten sich die Dichter an dem Familientisch, unter lebendigem Antheil der Frauen, ihre Poesien mit, und war die Unterhaltung stets geistig belebt und gemüthlich anregend. Schwab besonders verstand es, das in der Regel so ernste Wesen Uhlands fröhlich aufthauen zu machen. Auch in einem geselligen Kränzchen, das sich von Zeit zu Zeit Abends versammelte, zeigte Uhland in Scherz, Humor und lustigen Einfällen eine Heiterkeit, die man sonst nicht an ihm gewohnt war.

Im Jahr 1820 erschien die zweite, 1826 die dritte, und im Jahr 1829 die vierte Auflage seiner Gedichtsammlung, von denen jede wieder einige neue hinzugekommene Gedichte enthält.

Nach den Arbeiten des Landtags konnte Uhland seinem Drang nach poetisch-wissenschaftlicher Beschäftigung wieder volles Genüge leisten.

Im Jahr 1822 erschien seine Monographie über „Walther von der Vogelweide," ein Schriftchen nicht nur von bedeutendem wissenschaftlichem Werth, sondern das uns zugleich auch den deutschen Dichter in die warme Nähe gemüthlicher Verwandtschaft rückt. Eine so vortreffliche Charakteristik war nur einem Manne möglich, der neben seiner Gelehrsamkeit, welche ihn befähigt, in das Wesen einer historischen Persönlichkeit einzudringen, auch noch „dem Geiste gleicht, den er begreift." Mit Recht bemerkt Pfeiffer in seinem Nachruf an Uhland*): „In der That gibt es in unserer Literatur keine zwei Dichternaturen, die sich in Allem so sympathisch, so verwandt wären, wie Walther und Uhland. Der lebendige Sinn für die Natur und ihr geheimnißvolles Leben und Weben, das innige Empfinden für die selige goldene Zeit des Lenzes und der Liebe, die Begeisterung für „alles Süße, was Menschenbrust durchbebt, und alles Hohe, was Menschenherz erhebt", dabei die überwallende Liebe zur deutschen Heimath, das warme Erfassen des deutschen Wesens und der deutschen Art, das „Herz für's Volk" und für des Vaterlandes Ruhm und

---

*) Ludwig Uhland. Ein Nachruf von Professor Dr. Franz Pfeiffer. Wien. Karl Gerold's Sohn 1862.

Größe, all das finden wir nirgends in dem Maße vereinigt wie in diesen beiden Dichtern. Das Mittelalter hat seinen Walther hochgehalten wie wir unsern Uhland, und den alten Spruch, den dieser seinem Buche vorgesetzt, können wir auch auf ihn anwenden: „Wer deß vergäße, thät uns leide." Das deutsche Volk wird den Einen so wenig vergessen wie den Andern."

Die Monographie Uhlands ist zwar in einzelnen Punkten veraltet und überboten, aber trotzdem er dieselbe nur als einen „Versuch, eine Vorarbeit zu einer größern Darstellung in diesem Fache" bezeichnet, erkennen wir darin den Meister in literarhistorischer Darstellung. Und wunderbar, in diese Monographie, diesen „Versuch" finden wir das ganze Wesen Uhlands, die Dreieinigkeit seiner charakteristischen Bedeutung ergossen: wir schätzen darin den gelehrten Forscher, wir fühlen uns von dem dichterischen Hauche, von der deutschen Gesinnung, die uns aus der Arbeit entgegenströmt, lieblich angesprochen und im innersten Herzen erhoben. Uhland zuerst war es, der die Größe und Schönheit der Walther'schen Muse voll und ganz erfaßte. Welchen Werth die Wissenschaft seiner Arbeit zuerkannt hat, ersehen wir am Besten aus der Zueignung von Lachmanns Ausgabe der Walther'schen Lieder, in welcher es heißt: „Ludwig Uhland zum Dank für deutsche Gesinnung, Poesie und Forschung." Auch die neueste Waltherausgabe vom Wackernagel und Rieger ist Uhland als „dem Nachfolger und Erforscher Walthers" gewidmet.

Die Schrift Uhlands zerfällt in neun Abschnitte, und

wollen wir auf Einiges, das nicht jenseits der Aufgabe unseres Buches liegt, aufmerksam machen.

Von besonderer Bedeutung und bleibendem Werthe ist, was Uhland im Allgemeinen über Walthers Dichtereigenthümlichkeit sagt, was sodann nach verschiedenen Seiten hin ausgeführt wird. So wird im zweiten Abschnitt Walther als Vaterlandsdichter behandelt. Deutschland war nach dem Tode Heinrichs VI. im Jahre 1197 in Zwiespalt und Zerfall gerathen; der Papst und seine Partei wollte die Thronfolge Philipps von Schwaben, des verstorbenen Heinrichs Bruder, hindern. „Die ersten Lieder unseres Dichters, denen wir den Zeitpunkt ihrer Entstehung bestimmter nachweisen können, beziehen sich auf diese Ereignisse. Ernstes Nachdenken über die Zerrüttung des Vaterlandes, Anklage des Papstes, dessen Umtriebe der Zwiespalt herbeigeführt, Aufruf an Philipp, der Verwirrung ein Ende zu machen.“ Zum Belege wird das schöne Gedicht: „Ich saß auf einem Steine“, vollständig angeführt und die andern Lieder dieser Gattung werden nach ihrem Inhalte mitgetheilt. „Wir haben die schmerzliche Klage des Dichters über den Verfall von Deutschland vernommen. Es hat uns daraus eine seiner schönsten Eigenschaften angesprochen, die Vaterlandsliebe. Dieses edle Gefühl ist die Seele eines bedeutenden Theiles seiner Dichtungen. Ueberall erregt es ihn zu der lebhaftesten Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten. Ihm gebührt unter den altdeutschen Sängern vorzugsweise der Name des vaterländischen. Keiner hat, wie er, die Eigenthümlichkeit seines Volkes erkannt und empfunden.

Wie bitter wir ihn vorhin klagen hörten, mit stolzer Begeisterung singt er anderswo den Preis des deutschen Landes vor allen andern, deren er viele durchwanderte." Und diese Schilderung schließt mit dem herrlichen Liede: „Ihr sollt sprechen: willkommen!"

Der dritte Abschnitt hat Walthers Wanderleben zu seinem Gegenstande und schildert den Hof zu Thüringen. Hier war Gelegenheit, „des Dichters Ansichten von Fürsten und Fürstenräthen, von Geburt, Freundschaft, Manneswerth" zu betrachten. Sehr schön spricht Uhland über Walthers inneres Leben: „So streng der Dichter gegen Alles eifert, was er für schlecht erkannt hat, so scharf er auch zu spotten versteht, so erscheint dennoch sein Inneres ungemein weich und milde. In sittlicher Beziehung zeichnet ihn das Zartgefühl, ja die Aengstlichkeit aus, womit er vorzubeugen sucht, daß sein Straflied nicht mit dem Schuldigen zugleich den Unschuldigen verletze. Er ist den Bösen versöhnlich, wenn sie sich bessern wollen. Er duldet manche Unfuge, obwohl er sich rächen könnte. Denen, die im Winter ihm Freude benommen, wünscht er doch, daß die Sommerzeit ihnen wohl bekommen möge. Er kann nicht fluchen, als das üble Wort: unselig! Das wäre aber allzuviel. Seine gedrückte Lage, seine Abhängigkeit von der Gunst oder Ungunst Anderer hat ihn eingeschüchtert, und er lebt sein wahrstes Leben nur in der Einsamkeit und Heimlichkeit des Gemüths. Er hütet sich, daß nicht die Leute sein verdrieße; mit den Frohen ist er froh und lacht ungerne, wo man weinet. Er ist unschädlich froh, daß man ihm wohl zu leben gönne. Heimlich steht sein Herze

hoch. Er scheut sich froh zu sein, wenn es nicht Andere mit ihm sind, damit er nicht ihr Fingerzeigen leide. So verhehlt er auch sein Leid und stellt sich freudenreich; damit hat er oft sich selbst betrogen und um der Welt willen manche Freude erlogen; diese Lüge war aber löblich. — Seiner selbst mächtig zu sein, gilt ihm für eine vorzügliche Tugend:

Wer schlägt den Löwen? wer schlägt den Riesen?
Wer überwindet jenen und diesen?
Das thut jener, der sich selber zwinget."

Der fünfte Abschnitt betrachtet ausschließlich „Walthers Minnesang". „Wir finden bei ihm jene bekannten Gattungen und Formen des Minnelieds: Spielende Wonne und sehnendes Leid im Sommer und Winter, dienstliches Werben, Gespräch zwischen Ritter und Frau, Meldung des Boten, Trennung der Liebenden, wenn der Tag durch die Wolken scheint, Hülferuf an Frau Minne, Klage über die Merker, ein verhaßtes Geschlecht, das die Freuden der Liebe belauert und stört.... Im Allgemeinen hat er von der Minne einen hohen Begriff. Der verlieret seine Tage, dem nie von rechter Liebe ward weder wohl noch weh. Minne ist ein Hort edler Tugenden; ohne Minne wird nimmer ein Herz recht froh. Ja! ohne Minne kann Niemand Gottes Huld erwerben." Indeß ist Uhland für Walther von der Vogelweide keineswegs so eingenommen, daß er alle und jede seiner Dichtungen über die Leistungen anderer Sänger setzt; er spricht es im Gegentheil aus, daß es nicht die tiefere und anhaltende Leidenschaft, die zärtliche

Innigkeit, das Versinken in einem Gefühle sei, was Walthers Minnelieder auszeichne, zumal, wenn sie in dieser Beziehung mit den Liedern anderer vorzüglichen Minnesänger, z. B. Reinmars des Alten oder Heinrichs von Morunge verglichen würden. Mehrere litten an einer gewissen Trockenheit. Das Selbstbewußtsein, die Ueberlegung sei in manchen sehr vorherrschend. Doch hebt Uhland auch die Lichtseite von Walthers Minnegesang gebührend hervor, die er in der sinnlichen Kraft seiner Darstellung, in der Anschaulichkeit und dem Farbenglanz seiner Lebensbilder findet. Zugleich theilt er einige etwas muthwillige Lieder Walthers mit, sowie einige andere von würdiger und hoher Art.

Im siebenten Abschnitt spricht Uhland von Walthers Kunst und Kunstgenossen und von seinem Standpunkt in der Geschichte der deutschen Dichtkunst. „Wie sehr Walther seiner Kunst wegen von den Zeitgenossen geschätzt war, beweist nicht bloß die Gunst, der er sich von den angesehensten Fürsten, zumal demjenigen, der, auch dem Geiste nach, vor allen glänzte, von Kaiser Friedrich II., zu erfreuen hatte; auch die gleichzeitigen Meister des Gesangs zollen ihm hohe Achtung. Das Gepräge der Meisterschaft erkennen wir von den Liedern unseres Dichters vornemlich in dem Einklange von Inhalt und Form. Der Gegenstand ist durch die Form harmonisch begrenzt und die Form ist durch den Gegenstand vollständig ausgefüllt. Für das bloße Spiel mit Formen ist Walther zu gedankenreich. Eben darum sind auch seine Formen in der Mannigfaltigkeit einfach. Es ist eine ansehnliche Stufenleiter von Tönen, auf der er sich

vom einfachsten Volksliede bis zu jenen großartigen Königsweisen erhebt... Der fröhlichen Weise des Volksliedes entspricht die Lebensfrische des Inhalts, und die volleren, gezogenen Töne sind in Uebereinstimmung mit der Würde der Person, an die das Lied gerichtet ist, mit der Wichtigkeit des Gegenstandes, mit der Fülle der Gedanken. — Walther selbst ist sich seiner Meisterschaft im Gesange bewußt. Er spricht von seinem werthen Sange. Er klagt, daß man ihn so arm lasse bei reicher Kunst. Diese ist aber eine hohe Sache; darum entrüstet er sich denn auch vielfältig gegen die Verderber und Entwürdiger derselben." — Die Stelle, die Uhland Walther von der Vogelweide in der deutschen Dichtkunst anweist, ist eine bedeutende. „Sein dichterisches Wirken umfaßt vollkommen die glänzendste Zeit der altdeutschen Liederkunst. Er reicht hinauf in die erste Blüthe des Minnesangs im letzten Viertel des zwölften Jahrhunderts, er reicht hinunter in den Uebergang dieser Dichtungsweise zur Betrachtung und zum Lehrhaften gegen die Mitte des dreizehnten; ja, er selbst erschien als derjenige, der zuerst das jugendlich spielende Lied zur Männlichkeit gekräftigt. Aus der Blüthe der Phantasie und der Empfindung reift ihm die Frucht des Gedankens, die Formen des Minnelieds dehnt er aus, damit sie vermögend seien, die Sache des Vaterlandes, die Angelegenheiten des Reiches und der Kirche zu fassen. Wenn er gleich über den Zerfall des Minnesanges Klage führt, so hat doch gewiß er selbst, nur in anderem Sinne, zerstörend auf denselben gewirkt. Je mehr die Wichtigkeit des Stoffes sich geltend machte, um so merklicher mußte

das zartere Spiel der Poesie erliegen, und wenn in Walthers Liedern noch der Ernst des Gedankens überall mit Poesie getränkt und umkleidet ist, so tritt dagegen bei seinen Nachfolgern immer mehr die Betrachtung in einseitiger und prosaischer Blöße hervor."

In den zwei letzten Abschnitten lernen wir Walthers religiöse Ansichten kennen. „Unser Dichter," sagt Uhland, „ist ebenso ein erklärter Gegner der Priesterherrschaft, als ein begeisterter Herold der Kreuzzüge. Er eifert gegen die Eingriffe der Kirche in die Rechte der weltlichen Gewalt, gegen die Habsucht und Verschwendung des römischen Hofes, gegen den Ablaßhandel, gegen die willkührlichen Bannsprüche, gegen das unerbauliche Leben der Geistlichkeit; zugleich aber ruft er wiederholt den Kaiser zur Vornahme des Kreuzzuges auf. Gerade der fromm begeisterte Sinn muß am meisten Anstoß nehmen, wenn er das Heilige durch Mißbrauch zu fremdartigen Zwecken entweiht sieht. . . Walther verwünscht die Begründung der Priesterherrschaft mittelst der Schenkung Konstantins des Großen, durch welche, nach der von den Päpsten verbreiteten Meinung, die Stadt Rom sammt mehreren Ländereien Italiens dem römischen Bischof übergeben und damit der Kirchenstaat gestiftet worden. . . . Die Ungunst des Geschicks, womit er vielfältig zu kämpfen hatte, konnte frühzeitig seinen Sinn auf das Höhere lenken. Die mannigfachen Erfahrungen einer langen Lebensbahn waren geeignet, ihm die Nichtigkeit der irdischen Dinge aufzudecken. Mit dem vorrückenden Alter sehen wir ihn auch immermehr in das Gebiet ernster und frommer Betrachtung hingezogen. . . Der Dichter, der sonst um das Gold der Für-

sten geworben, möchte jetzt, dieses verschmähend, selbst eine Krone, die himmlische, erwerben. Das heilige Land ist ihm die durch Gottes irdischen Wandel verklärte Erde; der Kampf um dieses Land eine höhere Weihe, ein Uebertritt vom Dienste der Welt in den des Himmels; der Tod in diesem Kampfe der geradeste Pfad nach dem Reiche Gottes. Große Verehrung widmet er der Königin der Engel; er theilt diese Verehrung mit den andern Dichtern seiner Zeit. . . . Am reinsten und über allen Wahn der Zeit erscheint seine Anbetung da, wo er vor Gott sich niederwirft, als den Unbegreiflichen, den zu erforschen alle Mühe bei Tag und bei Nacht verloren ist, den keine Predigt und keine Glaubenssatzung erklärt." —

Wir haben dieser Schrift Uhlands deßhalb einer eingehenderen Beachtung gewidmet, weil sie wohl geeignet ist, das Interesse eines größern Leserkreises zu beanspruchen, und weil sie einen Dichter behandelt, der, wie bereits bemerkt, mit unserem schwäbischen Sänger eine so innige Verwandtschaft hat. —

Im Jahr 1826 vereinigte sich Uhland mit seinem Freunde Schwab zur Herausgabe von Fr. Hölderlins Gedichten. Sie nannten hiebei ihre Namen nicht und enthielten sich jeder kritischen Bemerkung oder Erläuterung, um nicht bei dem geisteskranken Dichter in lichtern Augenblicken traurige Empfindungen zu erwecken. In der That gerieth auch Hölderlin später, als ihm Waiblinger die frohe Botschaft verkünden wollte, daß Uhland und Schwab eine sehr gute Ausgabe seiner Gedichte besorgt hätten, in bittern

Unmuth, zürnend: er brauche die nicht, er könne seine Gedichte selbst redigiren.

Fortwährend beschäftigte sich jetzt Uhland, nachdem er von der landständischen Thätigkeit zurückgetreten, mit altdeutscher Sprache und Mundarten, altdeutscher Literatur, skandinavischer Poesie und Mythologie, älterer Literatur und Poesie romanischer Völker. Er blieb aber nicht bei todtem Sammeln und Aufspeichern stehen; es drängte ihn zu lebendiger Mittheilung, wie wir bereits in der Monographie über Walther von der Vogelweide gesehen haben. Einen freundlichen Blick in sein Stuttgarter Gelehrtenleben läßt uns Adolf Schöll thun.*) Er erzählt: „Im zweiten Jahr (gegen Ende der dreißiger Jahre) der Bekanntschaft, wo ich ganz nahe bei Stuttgart in verwandtem Hause meine Doktordissertation schrieb, trug zur zunehmenden Annäherung meiner Begeisterung für die klassische Mythologie Etwas bei, insofern meine Ansichten über das Wachsthum primitiver Volkspoesie und die Grenzen wissenschaftlicher Behandlung derselben einigermaßen den begründetern entgegenkamen, die Uhland schon seit Jahren an seiner im Stillen wachsenden Sammlung der germanischen Götter- und Heldensagen und den mittelalterlichen Sagenkreisen entwickelte. Die Aeußerung seines Wunsches, eine Reihe Aufsätze dieses Inhalts uns (Schwab und mir) vorzulesen, überraschte mich mächtig, und bald lud hiezu ein Brief Uhlands mich in sein Haus, wo mich ein paar unvergeßliche Wochen seiner und seiner in ihm innigst lebenden Frau gütige Wirthlichkeit labte. Es waren die schönsten Sommertage; da und dort an Garten-

*) Siehe die Zeitschrift „Orion“, Februarheft 1863.

tischen, Abends am häuslichen, las Uhland uns nach und nach eine Uebersicht der Hauptstämme und Verzweigungen germanischer Heldensage. Eine Einleitung faßte die Charakterzüge aller Volkspoesie zusammen. Das Eingreifen der einzelnen Dichter in dieselbe und Untergehen in der Gemeinschaft war dem Fliegen der Wandervögel verglichen, wo abwechselnd ein jeder in die Reihe des Zugführens kommt und wieder abgelöst zum anhängenden Glied am Schwarme zurücktritt. Die Sagengestalten und Gebilde, in ihrem abgehenden Zusammenhang mit der Geschichte, verglich Uhland mit den Wolkengebäuden und Verkettungen, die, aufgestiegen über Gebirgszügen, Motive und Formen der letzteren in einer freieren Region phantastisch wiedergeben. Und er wies am Sagenstamm der Amelungen und andern Geschlechter-Epen solche mit Geschichtscharakteren und Ereignissen unähnlich gleiche und ungleich ähnliche Bestandtheile nach. Die Sagenstoffe, in planmäßigen Gruppen kurz dargestellt, die Heldenfiguren und Sitten in gesammelter Charakteristik drangen mit Reiz und Nachdruck in die Vorstellung, und ein eigenes Naturreich wuchs im Zuhören herauf, in dessen Verhältniß zu den natürlichen Einbildungstrieben Fremdheit mit tiefer Verwandtschaft auf das anregendste gemischt war. Zuletzt las Uhland noch mir allein eines Morgens und fortgesetzt am Nachmitttag eine zusammengefaßte Erzählung der Gralsagen, die als ein so bezaubernder Traum über mich kam, daß ich von der Gesellschaft, in die wir Abends gingen, kaum etwas sah und hörte."

Die Lust, die reichen Ergebnisse seiner Studien und Forschungen in lebendiger Mittheilung zu verwerthen, ließ

Uhland als Lehrer wirken, bevor er noch zu einem solchem öffentlich ernannt war. Jungen, strebsamen Männern ging er stets mit Rath und That an die Hand. So hat er z. B. zu einer Veröffentlichung eines seiner Schüler eine Einleitung geschrieben und sich als Autor derselben bekannt und genannt. Hallings Ausgabe von Fischarts glückhaftem Schiff (Tübingen, bei C. F. Osiander. 1828.) fügte Uhland eine Betrachtung „Zur Geschichte der Freischießen" bei, die in unserer Zeit des neu auflebenden Schützenwesens jedenfalls einen kulturhistorischen Werth hat.

Das große Straßburger Schießen, das im Sommer 1576 abgehalten wurde, ist bekanntlich durch das Zwischenspiel berühmt geworden, daß sich in der Frühe des 20. Juni 54 Armbrustschützen zu Zürich auf der Limmat einschifften und Abends gegen 8 Uhr in Straßburg landeten, einen Hirsebrei in ehernem Topfe noch warm zur Tafel des Ammeisters liefernd. Damit wollten sie zeigen, daß sie aus vier Tagereisen eine machen und in Nothfällen den Freunden Hilfe bringen können, bevor ein Brei kalt wäre. Das Ereigniß ist in der vielfältigsten Weise gefeiert und zum Gedächtniß der Nachwelt festgehalten worden, besonders durch Fischarts „Glückhaftes Schiff". Von Halling aufgefordert, seine neue Ausgabe dieses Gedichtes mit einem Vorwort zu begleiten, hatte Uhland anfangs die Absicht, dasselbe und dessen ernste Haltung im Zusammenhang mit einer besonders anziehenden Seite von Fischarts Charakter darzustellen, nämlich mit der volksthümlichen, vaterländischen Gesinnung dieses Schriftstellers, seiner regen Vorliebe für Alles, was die Schweizer Landskraft nennen. Hieran

fügt Uhland in gedrängter Kürze eine vortreffliche Charakteristik Fischarts, welche wieder von der kernhaften deutschen Gesinnung, von der klaren Einsicht in das Wesen der Poesie bei dem Darsteller wie bei dem Dargestellten ein schönes Zeugniß ablegt. „Nicht bloß," sagt Uhland, „daß er (Fischart) von deutscher Tüchtigkeit und Treue, vom Adel der deutschen Sprache rc. mit stolzem Bewußtsein spricht; er bewährt die Macht dieser Sprache, indem er, ein Brunnen mit zahllosen Röhren, ihren überströmenden Reichthum ausgießt, indem er für sich allein eine Gewalt der Sprachbildung ausübt, welche sonst nur der allmähligen Entwicklung des Sprachgeistes durch die Gesammtheit eines Volkes vorbehalten scheint; er bewährt die treue Anhänglichkeit an das Vaterländische durch seine umfassende Bekanntschaft mit allen Aeußerungen deutschen Lebens. Wie man auf dem Schießen zu Straßburg zweierlei Waffen gebrauchte, die neuere Büchse und die alterthümliche Armbrust, so besitzt Fischart neben der Schulgelehrsamkeit seiner Zeit auch noch die reiche Kenntniß heimischer Ueberlieferung. Er ist wohl bekannt mit den Gestalten des Heldenbuchs, mit den scherzhaften und romantischen Erzählungen, wovon ein Theil noch in unsern Volksbüchern fortlebt, und er selbst hat Einiges dieser Art bearbeitet, er kennt die Schule der Meistersänger und parodirt sie, er kennt die ganze Fülle des Volksgesangs, die Spiele, Sprichwörter, Volkssagen, Kunkelmärlein, allen Kinderglauben. Er kennt die Sitten und Gebräuche, die Mundarten, die Trachten der deutschen Volksstämme, auch was der eine dem andern zum Spotte nachsagt; er kennt die Merkwürdig-

keiten, die kleinsten Eigenheiten der einzelnen Landschaften und Städte. Ein großer Theil der Werke dieses sprachgewaltigsten Deutschen besteht in Bearbeitung aus fremder Sprache, als wollt' er eben nur zeigen, was ein solcher Bearbeiter vermag; seine üppige Kraft ergreift das fremde Gerüst wie die traubenschwere Rebe sich Stab und Geländer sucht. Vom kühnsten der französischen Humoristen angeregt, ringt er mit diesem, nicht sieglos, um den Preis der Kühnheit.

„Die drei weltgeschichtlichen Erscheinungen, welche am Eintritt der neuen Zeit, den Charakter derselben wesentlich bestimmend, von Deutschland ausgegangen: die Erfindung des Schießpulvers, die der Druckkunst und die Reformation, nehmen, jede auf ihre Weise, Fischarts Thätigkeit und Nationalgefühl in Anspruch. Schießpulver und Feuergewehr, obgleich damals längst im Gebrauche, hatten doch das Erschütternde des ersten Eindrucks noch nicht verloren... Bedenken wir, wie genau Fischart (wie aus Gargantua ersichtlich) mit den Handgriffen und Kunstausdrücken der Schießstätte sich vertraut zeigt, wie treffend er die hundert Ausflüchte der Schützen, die gefehlt haben, aufzuzählen weiß, so mögen wir leicht annehmen, daß er selbst solche Uebungen mitgemacht und bei der Bürgerlust von 1576 mit seiner Büchse auf dem Platz gewesen. Mit Begeisterung spricht Fischart von dem großen Funde Guttenbergs zu Straßburg und der Schöffer von Mainz. Er selbst stand in einem genauen und einflußreichen Verhältniß zu der edlen Druckkunst. Bernhard Jobin, Buchdrucker zu Straßburg, war sein Schwager, und so wie dieser ihn

zu manchen Arbeiten veranlaßte, so war anderseits ein mächtiges Werkzeug literarisch-polemischer Wirksamkeit dadurch in Fischarts Hand gegeben, daß ihm Presse und Geschäftsverbindungen eines unternehmenden protestantischen Druckherrn zu Gebote standen. Denn eben der Kampf für die neuerrungene Glaubensfreiheit war es, was seine rastloseste Thätigkeit aufregte. Seine vielverbreiteten Streitschriften und Spottgedichte in deutscher Sprache konnten nicht ohne bedeutende Wirkung im Volke bleiben; Joh. Valentin Andreä nennt ihn mit Recht den Schriftführer der deutschen Nation.

„Unter solchen Gesichtspunkten wird es nicht mehr befremdlich sein, daß Fischart jene deutsche Schützenlust zu Straßburg als etwas Ernstes und Würdiges betrachtete, daß ihm der nachbarliche Freundschaftsbeweis der in Glaubensfreiheit verwandten Stadt Zürich werth und bedeutend war, und daß er nicht mit kaltem Blute zusehen konnte, wenn dasjenige, was er in seinem Ehrengedichte gefeiert hatte, durch schnöden Mißbrauch der edeln Druckkunst, von einem Anhänger des Papstthums verhöhnt und eben dadurch ein Samen der Zwietracht ausgestreut wurde." —

Doch schien Uhland ein Versuch, die vorstehenden Andeutungen über Fischarts Beziehung zum deutschen Volksleben in's Einzelne auszuführen, etwas mühselig für seine Zugabe zum glückhaften Schifflein und er fand es daher passender, sich vom Dichter auf den Gegenstand des Gedichts zurückzuziehen und dem Schützenfeste zu Straßburg ein Seitenstück aus dem Lande, in welchem der neue Abdruck erschien, (aus Württemberg) aufzustellen: ein nicht werth-

loser Beitrag zur Geschichte der Freischießen und des Hofhalts eines der ausgezeichnetsten Fürsten des 16. Jahrhunderts. Die handschriftliche Quelle seiner Mittheilung ist ein Reimgedicht, ein Lobspruch des Pritschmeisters Lienhard Flexel von Augsburg auf das von Herzog Christoph im Jahr 1560 veranstaltete festliche Armbrustschießen zu Stuttgart. Nach der Aufzählung der handschriftlichen Werke dieses Gelegenheitsdichters wendet sich Uhland zum Inhalt des Gedichts, den er in Kürze stellenweise nach dem Wortlaute mittheilt. Dieses Fürstenschießen, das die größte Uebereinstimmung mit der Einrichtung der städtischen, namentlich des Armbrustschießens zu Straßburg von 1576 darbietet, wurde auch von Ulrich Erthel von Augsburg beschrieben; ferner gibt Uhland noch von drei Armbrustschießen Nachricht, welche, der Zeit nach dem Hauptschießen zu Straßburg noch näher, am 16., 25. und 19. Juli 1571, gleichfalls zu Stuttgart, im Thiergarten, gehalten wurden und auch in einem Spruchgedichte beschrieben sind. Der Verfasser des Spruchs, selbst aus der Zahl der Schützen, ist Hans Son, des Spitals zu Eßlingen Hofmeister zu Cannstadt. Am Schlusse dieses Berichts kommt Uhland auf einen sehr beachtenswerthen Punkt zu sprechen, daß nämlich Fischarts und seiner Zeitgenossen lebhafte Theilnahme an dem Schützenfeste zu Straßburg und der Schifffahrt der Zürcher nicht einzig der unbefangenen Lust an solchen Volksfesten, sondern auch allerdings der Bedeutung derselben für politische und kirchliche Verbindungen zugeschrieben werden müsse — wie ja auch die Schützenfeste heutzutage etwas anderes sind als ein bloßes

harmloses Waffenspiel. „Es fragt sich,“ fährt Uhland fort, „ob auch für die zu Stuttgart abgehaltenen Stahlschießen solche Beziehungen auszumitteln seien? Die Anwesenheit des Markgrafen von Brandenburg im Jahr 1571 war nicht ohne bestimmten Zweck; dieser war Mitvormund des jungen Herzogs Ludwig, aber die bei diesem Anlaß gehaltenen Schießen sind doch als bloße Feierlichkeit anzusehen. . . Bedeutender erscheint unter obigem Gesichtspunkt das große Schießen des Herzogs Christoph, wenn gleich Lienhard Flexel auch nichts dergleichen zu vermelden weiß. Mehrere der angesehensten protestantischen Fürsten sind hier versammelt. Auch Geschäftsmänner finden wir in den Reihen der Schützen. . . . Weit die größte Zahl der übrigen Schützen gehört evangelischen Reichsstädten, Fürstenstädten und Ständen der Eidgenossenschaft an. Das Schießen fällt in die Zeit, in welcher Christoph eifrigst mit dem von ihm ausgegangenen Plane beschäftigt war, die evangelischen Fürsten und Stände zu einer neuen Unterschrift des Augsburgischen Bekenntnisses und einer festern Verbrüderung in solchem, zugleich zur Abweisung aller Theilnehmer am Concilium zu Trient zu versammeln. Bei einer Zusammenkunft mit dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz und dem Herzog Johann Friedrich von Sachsen, zu Speier im April 1560, hatte er diese beiden Fürsten für seinen Plan gewonnen. Am 8. Februar 1561 kam dieser wirklich mittelst der Fürstenversammlung in Naumburg zu Stande. Gerade in der kurzen Zwischenzeit, während welcher Christoph auch durch Briefwechsel den Verein thätigst betrieb, im September 1560, gab er

das große Schießen zu Stuttgart, und fast alle die Fürsten, welche hier beisammen waren, erschienen auf dem Tage von Naumburg. Es ist schwer zu begreifen, daß eine Angelegenheit, welche des Herzogs ganze Seele beschäftigte, bei der Gegenwart jener Fürsten an seinem Hofe nicht in Bewegung sollte gebracht worden sein; und wenn nun weiter geschichtlich ist, daß beabsichtigt wurde, die Berufung nach Naumburg vor dem Kaiser und Papste soviel möglich geheim zu halten, so begründet sich allerdings die Vermuthung, daß die Schützenlust zu Stuttgart der heitere Vorwand ernsterer Verhandlungen gewesen sei."

Hatte sich hier Uhland wissenschaftlich mit einer eigenthümlichen Erscheinung deutschen Volkslebens beschäftigt, so nahm er auch persönlich gerne an Volksfesten Theil. Schreiber dieses erinnert sich, mit welchem sichtlichen Behagen der Dichter mit seiner Gattin 1843 einem Gesangfest anwohnte, welches damals auf dem Wöhrd in Tübingen abgehalten wurde. Fast während der ganzen Dauer des Festes hielt sich der hochverehrte Mann in der Nähe jenes Tisches auf, den ein Gesangverein schweizerischer Studenten besetzt hatte, und besonders schien ihm ein junger Appenzeller, der prächtig jodeln konnte, große Freude zu machen. — Auch Adolph Schöll erzählt in dem schon genannten Aufsatze Folgendes aus der Zeit von Uhlands Aufenthalt in Stuttgart:

„Gern gedenk' ich noch der frohen Stimmung, in der Uhland mit uns (dem Erzähler und Schwab) an einem sonnigen Tag eine Stunde von Stuttgart nach einer schattigen Au hinauswanderte, wo etliche Gesangvereine des

Landes und viele Gäste zu einem Liederfest zusammenkamen. Diese volksmäßige Lustbarkeit, wo sich Alt und Jung harmlos aufgeregt durcheinandertrieb, überall bei kleinen Gelagen Bekannte und Verwandte sich anriefen, begrüßten, zutranken, und die begeisternden und lustigen Lieder, die jetzt von dieser, jetzt von jener Tafel emporschollen, alle die engeren Ergötzungen in gemeinsame höhere Lebenspulse verbanden, das war so recht ein Heimathgenuß nach dem Herzen Uhlands. Bald blickte er behaglich die Gruppen entlang, bald trat er wohlgelaunt unter nähere Bekannte, und wenn wir uns ähnlich vergnüglich zerstreut und bei einer Schaar kräftig Singender wieder mit ihm zusammengefunden hatten, sprach helle Befriedigung aus seinen Mienen und Worten. Auch Schwab war herzlich vergnügt, fand in beständiger Bewegung überall alte Freunde und Bekannte auf, die er kürzer oder länger nicht gesprochen, und kam nach jeder solcher Expedition zu Uhland, wie in sein Hauptquartier, mit einem munteren Berichte zurück. Zuletzt hatte ihn ein Kompromotionale und angesehener Pfarrherr lange festgehalten, der sich, wie er nun erzählte, gegen diese neue Liedersitte, als eine gar zu weltliche Erbauungsart, mit ausführlichem Nachdruck erklärt hatte. Dabei war Uhland seinerseits von der strengen Frömmigkeit, deren Urtheile Schwab referirte, sichtlich wenig erbaut. „Nun," sagte er, „so mag er auch die Blätter von den Bäumen reißen und Bibelsprüche daranhängen." Wir lachten, und Schwab trug noch die Bemerkung des Zuchtpredigers nach: es komme doch mit der Begeisterung der meisten dieser zusammengeströmten Gesangfreunde da-

rauf hinaus, daß sie über den Durst tränken; mit dem Zusatze auf sehr unruhige Zecherbänke in unserer Nähe: von Manchen lasse sich das allerdings nicht gut läugnen. Uhland schien dieß für kein so entsetzliches Unglück zu halten."

An diese Erzählung fügt Herr Schöll die folgende Anekdote: „Nicht lange vor jenem Sängerfest, das, wo nicht früher, spätestens im Sommer 1828 stattfand, war ich auf Schwabs Zimmer dabei, wie Schwab in Uhlands Gegenwart mit lebhafter Anerkennung von Platens Gedichten, die er in Händen hatte, sprach, blätternd einzelne hervorhob, so auch den „Pilger von St. Just" vorlesend schön fand, nur den Ausdruck „bediademt" etwas gezwungen. Uhland, ohne die Andern zu überzeugen, nahm den Ausdruck in Schutz: er sei doch wohl verständlich und die etwas kühne Zusammensetzung dem Pomphaften, das bezeichnet werden solle, gemäß; und Schwab ließ sich das gesagt sein. Darauf nun, am Abend jenes Liederfestes, komisch angefochten von den nah anschaulichen Bestätigungen der Rüge seines eifrigen Kompromotionalen, sagte Schwab, in plötzlicher Erinnerung des Platen'schen Epitheton ornans: „Einige sind allerdings „bediadampft" (nicht „bediaduselt", wie die Kölner Ztg. erzählt hatte). Wir andern mußten lachen, und erst lachte auch Uhland ein wenig mit; als aber Schwab auf dem Rückwege, die einmal rege gemachte sittenpolizeiliche Aufmerksamkeit fortsetzend, bei schwankendem Vorübergange anderer Heimzügler den parodischen Terminus wiederholte, verhielt sich Uhland

leise und ablehnend; es war zu merken, daß das Fixwerden einer Travestie seinem Gefühl nicht zusagte."

In den Herbst des Jahres 1828 fällt ein Ausflug Uhlands nach Nürnberg, bis wohin er den nach Göttingen reisenden Adolf Schöll begleitete. „Hier," erzählt dieser, „war ich der Gast meines verehrten Lehrers Roth, damals Rektor in Nürnberg. Wir sahen die erinnerungsvolle Stadt auf's Beste in seiner Führung und Heideloffs, der auf die Nachricht von Uhlands Anwesenheit hoch erfreut herbeigeeilt war und die großentheils durch ihn gereinigten und wiederhergestellten architektonischen Merkwürdigkeiten und Denkmäler uns mit der hingebendsten Gefälligkeit wies und erklärte. Roth führte uns nach Erlangen zu Döderlein, der den Dichter mit einer gewählten Gesellschaft seiner akademischen Kollegen feierte. Als nach Tisch ein geistreicher Professor mit Uhland ein Gespräch über Göthe damit eröffnete, daß er die jugendliche Epoche Göthe's entschieden über die erhob, welche wir die klassische zu nennen pflegen, erinnerte ich mich im Stillen, daß mir Uhland einmal gesagt, der „Faust" sei ihm am liebsten in der Gestalt des Fragments, wie ihn Göthe zuerst herausgegeben. Ich war begierig, ob er sich in diesem Sinne weiter aussprechen und der Ansicht des Professors nähern werde. Dies erfolgte keineswegs. Der beredte Angreifer entwand ihm nicht das kleinste Wort der Zustimmung. Er entgegnete zwischen dessen lebhaften und längeren Ergüssen immer nur wenige Worte. Die einzelnen hab' ich vergessen, weiß aber noch, daß sie, ohne Urtheil von Uhland selbst auszusprechen, die Berufung auf die eingestandene und unverkennbare Wirkung

dieser angefochtenen Werke auf die verschiedensten Talente und geistigen Bestrebungen enthielten, was doch eine ganz andere Kernbeschaffenheit voraussetze, als der Gegenredner finden wolle. Und schließlich wußte Uhland durch eine freundliche Wendung, ohne Zugeständniß in der Sache, dem Streit auszuweichen. Nach der Rückfahrt von Erlangen kam rasch die Abschiedsstunde. Uhland wandte sich zu Fuß nach der Heimath zurück, indem er über Eschenbach gehen wollte, um da in der Liebfrauenkirche zu sehen, ob sie noch eine Spur vom Grabe Wolframs von Eschenbach habe. Für diesen Weg kaufte er sich eine Spezialkarte. Von mir aus der Stadt begleitet, schnitt er das Stück Karte, das seiner Wanderung diente, heraus, das andere warf er ins Wasser; dann sagte er mit Handschlag und Abschiedskuß: „Kommen Sie bald wieder!“ und schritt aus meinen Augen. Damals glaubte ich nicht, daß dreißig Jahre hingehen würden, ehe ich ihn wieder von Angesicht sähe. Zeichen seines wohlwollenden Andenkens und Briefe erhielt ich in der langen Zwischenzeit; das Glück des Wiedersehens aber hatte ich erst vor zwei Jahren, in Stuttgart, wo er gerade zu Besuch war, eine schöne Stunde lang, und dann wieder, eh' er abreiste, einen kurzen theuern Augenblick. Ich fand ihn denselben an Güte und an bereiter Offenheit, auf ein fruchtbares Gespräch einzugehen. Ueber die neueren kritischen Kontroversen in Betreff der Bildungsgeschichte des Nibelungen-Epos und über Deutsch-Mythologisches holte ich sein Urtheil ein und er belehrte mich mit der Bestimmtheit, Klarheit und anmuthigen Rundung der Gedanken, die seine ersten und letzten schriftlichen Aufsätze auszeichnet.“

Siebentes Kapitel.

Professur. Fortgesetzte ständische Wirksamkeit.

Endlich sollte sich für Uhland ein Wirkungskreis eröffnen, wie er ihn schon längst gewünscht hatte und wie er seinen Fähigkeiten, seinen umfangreichen und gründlichen Kenntnissen angemessen war. Durch seine Arbeiten auf dem Gebiete der germanischen Philologie hatte er sich einen Namen gemacht, der jeder deutschen Universität zur hohen Zierde gereicht hätte, und man muß sich nur wundern, daß seine Heimathbehörde nicht früher darauf kam, ihn auf eine Lehrkanzel der Landesuniversität zu berufen. Ohne Zweifel waren politische Gründe hieran Schuld, wie es ja bis in die neueste Zeit deutsche Regierungsmaxime ist, alle diejenigen, deren politisches Glaubensbekenntniß vom Dogma der Regierung abweicht, hintanzusetzen, zu verdrängen oder gar zu verfolgen, trotzdem sie nach ihren Befähignngen und Kenntnissen in dieser oder jener Branche dem Staate und ihren Mitbürgern die größten Dienste leisten könnten. Erst im Jahr 1827 trug der Senat der Universität Tübingen mit Einstimmigkeit darauf an, die schon

1818 gegründete, aber bisher noch nicht besetzte Professur der deutschen Sprache und Literatur an Uhland zu vergeben. Die Sache blieb aber vor der Hand in der Schwebe. Im Jahr 1829 brachte der Senat die Wiederbesetzung des erledigten Lehrstuhls abermals in Erinnerung und nannte neben Gustav Schwab, damals Professor am Gymnasium in Stuttgart, Ludwig Uhland mit einstimmigem Beschlusse als den tüchtigsten Kandidaten. Da Schwab die ihm andeutungsweise zugedachte Ehre ausgeschlagen hatte, so erfolgte endlich am 29. Dezember 1829 die Ernennung Uhlands zum außerordentlichen Professor der deutschen Sprache und Literatur und zum Mitgliede der philosophischen Fakultät mit dem Gehalte eines Ordinarius und mit der Zusicherung, daß für den Fall seiner künftigen Beförderung zum ordentlichen Professor die Ordnung des Dienstalters vorbehalten werden solle. Wie neidlos Schwab den Freund mit der neuen Ehrenstelle bekleidet sah, beweisen wohl die folgenden Zeilen, die er im Januar 1830 an Ullmann's nach Halle schrieb: „Was ich Euch als frohe Neuigkeit melden möchte, daß unser theurer Uhland endlich im dreiundvierzigsten Lebensjahre auf den Posten gestellt worden ist, auf den er in seinem fünfundzwanzigsten gehört hat, und auf Ostern Tübingen als außerordentlicher (und außerordentlicher!) Professor der deutschen Literatur und Mitglied der philosophischen Fakultät beziehen wird, das wißt Ihr doch schon aus den Zeitungen. An meinen Verlust habe ich dabei nicht gedacht, so sehr leuchtet mir die Nothwendigkeit ein, daß durch einen Mann von Geist, Herz und Verstand, durch einen von ganz Deutsch-

schland anerkannten Dichter auf unsere Jugend eingewirkt werde!" — Auch an Schöll ertheilte Schwab diese wichtige Nachricht und erhielt dann folgende Antwort: „Brünn, 16. Jan. 1830. Lieber, theurer Schwab! Dein Brief, den ich gestern zum Abendessen erhielt, elektrisirte mich so, daß meinem ganzen Hause bange ward, ich laufe auf und zu euch. Vor der Hand aber kann ich mich nur beeilen, eine kurze Antwort noch diesen Morgen ablaufen zu lassen. Die Nachricht von Uhlands fixer Anstellung, die mir im allgemeinen schon meine Schwester als von Dir empfangen, mitgetheilt hatte, diese herrliche Nachricht hat mich um Uhlands, um Tübingens, um Schwabens und um der ganzen Menschheit willen gefreut. Es ist mir ein Lebenswunsch damit erfüllt, denn tausendmal habe ich schon gedacht: wenn ich mir etwas vorausbestellen könnte und dürfte, das wäre, in Tübingen Professor zu werden neben Uhland, natürlich so neben-unter ihm, aber doch bei ihm. Vielleicht ist das ein jugendlicher Gedanke, vielleicht aber auch ein Vorgefühl des Künftigen. Deine kurze Anzeige von der Sache ist doch so ganz wie aus meiner Freude herausgeschrieben, besonders Dein Schluß: daß ich doch wieder bei euch wäre, um noch einmal zu seinen Füßen zu sitzen!" — —

Der faktische Amtsantritt Uhlands durch Eröffnung seiner Vorlesungen geschah am 3. Mai 1830. Er begann dieselben über die Geschichte der deutschen Dichtung vom dreizehnten bis sechszehnten Jahrhundert vor einem zahlreichen Zuhörerkreis. Die sorgfältig ausgearbeiteten Vorträge zeichneten sich besonders durch Frische und Schwung

der Sprache aus und übertrafen ihrem Inhalt nach Alles, was damals über mittelalterliche Poesie erschienen war. Später las er über germanische und romanische Sagengeschichte und hielt wiederholt Vorträge über das Nibelungenlied. Er trug aus einem ausgearbeiteten Heft vor, ohne Pathos, aber mit klarer, kräftiger Stimme. Neben seinen Vorlesungen hielt er Uebungen im mündlichen und schriftlichen Vortrag, an welchen sich ein äußerst zahlreicher Kreis von Studenten theils mitwirkend, theils zuhörend betheiligte. Man reichte die schriftlichen Ausarbeitungen, Prosa oder Poesie, dem Professor ein, der sie dann in der Stunde durch den Verfasser vorlesen ließ, anonyme selbst vorlas und dann sein Urtheil beifügte, stets treffend, Lob und Tadel stets unparteiisch austheilend, immer aber anregend und ermuthigend. Nicht selten auch kam es vor, daß er der Versammlung das eine oder andere seiner eigenen Gedichte zum Besten gab, wie z. B. „Ver sacrum“, „Tells Tod“ u. a. Die Art und Weise, wie der treffliche Lehrer seine Kritik zu üben verstand, verfehlte gewiß bei vielen seiner Schüler nicht des erfolgreichsten Ansporns. Unter denselben finden wir Namen, die sich später literarisch, im Amt oder sonst im öffentlichen Leben, hervorgethan haben. Mögen hier einige genannt sein: Joh. B. Fallati, Professor der Statistik in Tübingen; die Brüder Fritz und Reinhold Köstlin, der letztere als Dichter bekannt, Professor des Strafrechts in Tübingen; Gustav Camerer, Direktor im Ministerium des Innern; M. Fr. Duttenhofer, Dichter, Uebersetzer der Cidromanzen, des Silvio Pellico u. a., Arzt in Surinam; Heinrich Loose,

Dichter, deutschkatholischer Prediger; diese alle sind ihrem Lehrer im Tode vorangegangen. Von den noch lebenden erwähnen wir: Gustav Pfizer, Professor in Stuttgart, Dichter; Karl Klüpfel, Bibliothekar in Tübingen, Historiker; Hermann Reuchlin, Geschichtschreiber; Ludwig Seeger, Dichter, Uebersetzer des Aristophanes, Beranger, Viktor Hugo, Shakespeare, Abgeordneter der würtembergischen Kammer; Friedrich Richter, lyrischer und dramatischer Dichter, Geistlicher; Gustav Binder, Oberstudienrath in Stuttgart; Rudolph Kausler, Novellist unter dem Namen K. Rudolf, Pfarrer; Hermann Mögling, Missionär in Ostindien; Julius Krais, Lyriker; Eduard Ernst Steitz, Doktor der Theologie in Frankfurt a. M., Historiker; Albert Autenrieth, Linguist, Professor in Christiania; Karl Fetzer, Dichter, Rechtsgelehrter, Abgeordneter zur württembergischen Kammer und zur Nationalversammlung; Hermann Gundert, Missionar in Ostindien; Eduard von Seckendorf, Lyriker; k. Kammerherr in Stuttgart; Adolph Helfferich, Professor der Philosophie in Berlin, Jurist; Julius Hartmann, Dekan in Tuttlingen, Historiker; J. D. Wildermuth, Professor in Tübingen; Hermann Kurz aus Reutlingen, Lyriker und Novellist; R. Kern, Rektor des Gymnasiums in Ulm; Eduard Eyth, Lyriker, Professor in Schönthal; Ludwig Georgii, Dekan in Tübingen, Uebersetzer des Plato; Wagner von Lauffenburg, Lyriker, Rechtsgelehrter; Wassermann, Romandichter, Rabbiner in Mühringen. Zwei seiner Zuhörer haben sich Uhlands Lehrfach zum Lebensberuf gewählt: Albert Schott, Pro-

fessor des Deutschen am Gymnasium in Stuttgart, gestorben am 21. November 1847, und Adelbert Keller, Uhlands Nachfolger auf dem Lehrstuhl der deutschen Sprache und Literatur in Tübingen.

In der Musenstadt stand der neue Professor besonders mit dem dort eine Gerichtsstelle bekleidenden Paul Pfizer, dessen „Briefwechsel zweier Deutschen" seiner Zeit Aufsehen erregt hatte, in freundschaftlichem Verhältniß, sodann mit dessen Bruder Gustav, der später nach Tübingen versetzt wurde. Hier auch machte er die Bekanntschaft mit Lenau, im Herbst 1831. Auf den österreichischen Dichter war der Eindruck Uhlands ein tiefer. Zu Anfang Dezember schrieb jener von Heidelberg aus an Karl Mayer: „Das allerliebste Gedicht von unserem Uhland hab' ich mit großer Freude gelesen. Dieser gediegene Schmerz — wie Alles an dem herrlichen Manne gediegen ist — treibt nur starke, vollsaftige Sprossen, ohne alle unnütze Sprößlinge. Wenn ich nach Stuttgart komme, will ich ihn auch besuchen. Unvergeßliche Tage sind mir die in Tübingen verlebten."

Im Jahr 1831 starben nämlich die Eltern Uhlands, denen der Dichter in seiner Trauer einen tiefgefühlten Nachruf widmete. Das von Lenau erwähnte Gedicht ist Nummer 5 in dem Nachruf und lautet:

„Zu meinen Füßen sinkt ein Blatt,
Der Sonne müd, des Regens satt;
Als dieses Blatt war grün und neu,
Hatt' ich noch Eltern, lieb und treu.

O wie vergänglich ist ein Laub,
Des Frühlings Kind, des Herbstes Raub!

Doch hat dieß Laub, das nieder bebt,
Mir so viel Liebes überlebt."

Im Januar 1832 schreibt Lenau wieder an Karl Mayer: „Du erinnerst mich, daß Uhland seinen Gruß von mir noch nicht habe. Ist Uhland nicht verstimmt gegen mich? Paul Pfizer kam nach Stuttgart, brachte wohl Grüße an Schwabs von ihm, aber keinen für mich; das fiel mir auf und ich gestehe Dir, sehr empfindlich. Ich liebe Uhland, wie es der Herrliche verdient. Doch — nichts mehr! Diesen Augenblick kocht der Stolz in meinem Herzen." Ein folgender Brief lautet: „Du fragst mich, was mir in Beziehung auf Uhland in der Feder geblieben und im Herzen? In der Feder eine Grille, im Herzen nichts als warme, innige Liebe für den Ehrwürdigen, Liebenswürdigen. Es war nur vorübergehende Empfindlichkeit. Ich werde Uhland und seine gastfreundliche Emma (Emilie) lieben, wenn sie mich auch gar nicht mehr mögen sollten. Aber das ist ja nicht der Fall."

War es in seiner gelehrten Thätigkeit und in seinem Wirken als Lehrer Uhlands eifriges Bestreben, die Schätze der altdeutschen Poesie vor der Vergessenheit zu retten, so schuldet ihm Württemberg noch insbesondere Dank für seine Verwendung um die Erhaltung des merkwürdigen und schönen Baualterthums des ehemaligen Klosters Bebenhausen bei Tübingen. Nachdem er nämlich kurze Zeit hieher übergesiedelt war, vernahm er zufällig von einem Vetter, dem dortigen Kameralverwalter, daß die Gebäude außer der Kirche, der Kreuzgang u. s. w. zum Verkauf für eine Bierbrauerei oder gar zum Abbruch bestimmt seien. Uhland setzte nun

dem Herrn Verwalter den hohen Werth dieser mittelalterlichen, in ästhetischer Beziehung bedeutsamen Bauwerke auseinander, und dieser Intervention ohne Zweifel ist es zuzuschreiben, daß dieselben erhalten wurden. Ohne jene wäre eine hübsche Gelegenheit verloren gegangen, den Studirenden von Tübingen die Theorie der mittelalterlichen Baukunst an einem seltenen Beispiele zu veranschaulichen, wie dieß namentlich von dem berühmten Aesthetiker Vischer, während er Professor in Tübingen war, zuweilen geschehen ist.

Der neue Wirkungskreis in der Universitätsstadt war auch dem poetischen Genius Uhlands günstig. In der ersten Zeit seines Aufenthalts dort sind mehrere seiner vollendetsten Dichtungen entstanden. Zu diesen gehört auch das schöne Gedicht Merlin der Wilde, dessen zwei erste Strophen an Karl Mayer gerichtet sind, der gerne wieder vom Freund neue Lieder vernommen hätte. Dasselbe ist zu bezeichnend für den Charakter seiner Studien, als daß wir es hier nicht ganz folgen lassen sollten:

„Du sendest, Freund, mir Lieder
Voll frischer Waldeslust,
Du regtest gerne wieder
Auch mir die Dichterbrust.
Du zeigst an schatt'ger Halde
Mir den beschilften See,
Du lockest aus dem Walde
Zum Bad ein scheues Reh.

Ob einem alten Buche
Bring' ich die Stunden hin,

Doch fürchte nicht, ich suche
Mir trockne Blüthen drin!
Durch seine Zeilen windet
Ein grüner Pfad sich weit
In's Feld hinaus und schwindet
In Waldeseinsamkeit.

Da sitzt Merlin der Wilde
Am See, auf moos'gem Stein,
Und starrt nach seinem Bilde
Im dunkeln Wiederschein.
Er sieht, wie er gealtet
Im trüben Weltgewühl;
Hier, in der Wildniß, waltet
Ihm neuer Kraft Gefühl.

Vom Grün, das um ihn thauet,
Ist ihm der Blick gestärkt,
Daß er Vergangnes schauet
Und Künftiges ermerkt.
Der Wald, in nächt'ger Stunde,
Hat um sein Ohr gerauscht,
Daß es in seinem Grunde
Den Geist der Welt erlauscht.

Das Wild, das um ihn weilet,
Dem stillen Gaste zahm,
Es schrickt empor, enteilet,
Weil es ein Horn vernahm.
Von raschem Jägertrosse
Wird er hinweggeführt,
Fern zu des Königs Schlosse,
Der längst nach ihm gespürt.

„Gesegnet sei der Morgen,
Der dich in's Haus mir bringt,

Den Mann, der, uns verborgen,
Den Thieren Weisheit singt!
Wohl möchten wir erfahren,
Was jene Sprüche werth,
Die dich seit manchen Jahren
Der Waldesschatten lehrt.

Nicht um den Lauf der Sterne
Heb' ich zu fragen an,
Am Kleinen prüft' ich gerne,
Wie es um dich gethan.
Du kommst in dieser Frühe
Mir ein Gerufner her,
Du lösest ohne Mühe,
Wovon das Haupt mir schwer.

Dort, wo die Linden düstern,
Vernahm ich diese Nacht
Ein Plaudern und ein Flüstern,
Wie wenn die Liebe wacht.
Die Stimmen zu erkunden,
Lauscht' ich herab vom Wall,
Doch wähnt' ich sie gefunden,
So schlug die Nachtigall.

Nun frag' ich dich, o Meister,
Wer bei den Linden war?
Dir machen deine Geister
Geheimes offenbar,
Dir singt's der Vögel Kehle,
Die Blätter säuseln's dir;
Sprich ohne Scheu, verhehle
Nichts, was du schauest, mir!"

Der König steht umgeben
Von seinem Hofgesind,

Zu Morgen grüßt ihn eben
Sein rosenblühend Kind.
Merlin, der unerschrocken
Den Kreis gemustert hat,
Nimmt aus der Jungfrau Locken
Ein zartes Lindenblatt.

„Laß mich dies Blatt dir reichen,
Lies, Herr, was es dir sagt!
Wem nicht an solchem Zeichen
Genug, der sei befragt:
Ob er in Königshallen
Je Blätter regnen sah?
Wo Lindenblätter fallen,
Da ist die Linde nah.

Du hast, o Herr, am Kleinen
Mein Wissen heut erprobt,
Mög' es dir so erscheinen,
Daß man es billig lobt!
Löst' ich aus einem Laube
Dein Räthsel dir so bald,
Viel größre löst, das glaube!
Der dichtbelaubte Wald."

Der König steht und schweiget,
Die Tochter glüht von Scham.
Der stolze Seher steiget
Hinab, von wo er kam.
Ein Hirsch, den wohl er kennet,
Harrt vor der Brücke sein,
Und nimmt ihn auf und rennet
Durch Feld und Strom waldein.

Versunken lag im Moose
Merlin, doch tönte lang

Aus einer Waldkluft Schooße
Noch seiner Stimme Klang.
Auch dort ist längst nun Friede;
Ich aber zweifle nicht,
Daß, Freund, aus deinem Liede
Merlin der Wilde spricht."

Die Erforschung der Vergangenheit führt den Dichter immer wieder in das volle, reiche Leben der Natur und Gegenwart, seine gelehrten Studien, statt ihn, wie dies bei so vielen deutschen Gelehrten der Fall, mit aschgrauen, tauben, fruchtlosen Theorien aufzublähen, befruchten vielmehr den Blumenkelch seiner poetischen Begabung. Ein bedeutender Theil seiner Dichtungen ist durch diese Studien bedingt. Man kann vielleicht fragen, ob der Gelehrte den Dichter nicht beeinträchtigt, ob Uhland nicht mehr und Mannigfaltigeres würde geschaffen haben, wenn er, statt gründlich zu arbeiten, sich so recht dichterhandwerksmäßig unter allerlei Büchern und Menschen nach Stoffen für Gedichte umgesehen hätte? Möglich; sicher ist jedenfalls, daß er ohne diese Studien manche seiner schönsten Gedichte nicht geschaffen, andere wenigstens nicht mit dieser Gediegenheit und Vollendung hätte ausstatten können. Vorzugsweise gilt dieß von seinen Balladen und Romanzen, wie bei „Bertran de Born", dem „letzten Pfalzgrafen", dem „Nothhemd", dem „Glück von Edenhall" und vielen andern.

Aber die dem ganzen Wesen Uhlands so sehr zusagende gelehrte und poetische Beschäftigung sollte bald wieder beeinträchtigt werden. Der Ausbruch der Julirevolution in Frankreich erinnerte das deutsche Volk wieder an die Rechte,

die man ihm vorenthalten, und erfüllte es wieder mit der Hoffnung auf den Sieg der liberalen Ideen. Zuerst im Norden Deutschlands trat die politische Bewegung, meist nicht ohne revolutionäres Ungestüm, auf; indeß erreichte sie ihren hauptsächlichsten Zweck, den sie im Auge gehabt: die Umgestaltung der Verfassungen im Sinne des Repräsentativsystems. Sodann bemächtigte sich die Bewegung des Südens, allein nicht im revolutionären, sondern in reformatorischem Sinne: denn hier hatte man bereits Repräsentativverfassungen; man wollte sie bloß vervollkommnen, zur Wahrheit machen. Bei dieser Gelegenheit ertheilte die Geschichte wieder die so höchst einfache, kinderleichte, aber merkwürdiger Weise heutzutage noch von so vielen eigensinnigen Köpfen immer nicht begriffene Lehre: daß man jedem Menschen, also auch dem Volk, geben und gewähren soll, was ihm von Gott und nach der allgemein gültigen Elle des Rechts gebühre, um vor Revolution sicher zu sein und statt Unzufriedenheit und Haß zu ernten, sich an ordnungsvoller, geistiger Entwicklung und Liebe der Staatsbürger zu erfreuen. Es war eine friedliche, aber frische, luftreinigende Bewegung, die in Süddeutschland das Volk ergriffen und sich namentlich in den Ständeversammlungen geltend machte, die mit einer bisher an ihnen ungewohnten Kühnheit auftraten. Ueberhaupt übte von nun an der Süden Deutschlands einen heilsamen Einfluß auf den Norden aus. „Lange hatten", sagt Gustav Freytag in seinen neuen Bildern aus dem Leben des deutschen Volkes (Leipzig. Verlag von S. Hirzel. 1862.), „lange hatten die Länder des alten Reichs, mehr empfangend als abgebend, still vor

sich hingelebt, sie hatten einzelne große Dichter und Gelehrte nach dem Norden gesendet, aber auch diese gern als ihr besonderes Eigenthum betrachtet, sie hatten mit Liebe die heimische Landesart gegen das norddeutsche Wesen zu schützen gesucht, sie waren ohne besondere Freude durch Napoleon und den Wiener und Pariser Frieden unter die größeren Fürstenhäuser ihrer Landschaften vertheilt worden. Jetzt trat ihr Wesen ergänzend und fortbildend in den Vordergrund. Die Verfassungskämpfe ihrer kleinen Staaten schulten eine Anzahl politischer Führer, warme Patrioten, kräftige, warmherzige Männer, zuweilen von begränztem Gesichtskreis, aber eifrig, unermüdlich, frisch und hoffnungsreich. Die schwäbischen Dichter waren die ersten Künstlerseelen der Deutschen, welche durch Theilnahme an der Politik ihrer Heimath gekräftigt wurden, die süddeutsche Wissenschaft behielt gegenüber dem Universalismus des Nordens vorzugsweise eine patriotische Tendenz. Auch der Charakter des Volkes schützte dort vor Blasirtheit, geistreichem Formalismus und Sophisterei, es schützte ein warmes Herz, das kräftige Zugreifen, ein massiver Menschenverstand, der für übergroße Freiheiten wenig zugänglich war, und eine behagliche Laune. In der Zeit von 1830 bis 1848 standen die Süddeutschen im Vordergrund des deutschen Lebens."

Ein solcher Dichter war Uhland unbestreitbar im vorzüglichsten Sinne. Im Jahr 1831 trug ihm die Stadt Stuttgart die Wahl in die Abgeordnetenkammer an. Wäre er ein deutscher Gelehrter im althergebrachten Sinne gewesen, so hätte er sich in seinen gelehrten Beschäftigungen

durch die damals wieder höher gehenden Wogen der Politik nicht stören, er hätte es sich bei seinen wissenschaftlichen und poetischen Neigungen bequem wohl sein lassen und den Ruf in die Kammer ausgeschlagen. Allein über die Neigung des Gelehrten ging ihm die Pflicht des Mannes und Bürgers; er wollte sich dem Vertrauen, das man in bewegter Zeit auf den bewährten Patrioten setzte, nicht entziehen und nahm die Wahl an. Die Kammer trat aber erst im Januar 1833 zusammen. Inzwischen wurden im Sommer 1832 in Boll und Echterdingen von liberalen Abgeordneten und sonstigen Volksfreunden Versammlungen abgehalten, denen Uhland mit regem Interesse beiwohnte.

Die erste Sitzung des neuen Landtags, der in der Folge der „vergebliche" genannt wurde, fand am 16. Jan. 1833 statt. Schon in der Sitzung vom 24. Januar gab die Berathung der Antwort auf die Thronrede zu lebhaften Verhandlungen Anlaß. Da wichtige Punkte der Verfassung durch die politische Reaktion beeinträchtigt wurden, so fragte es sich, wie folgende Stelle dieser Rede zu beantworten sei: „In den 16 Jahren, seit welchen Se. K. Majestät durch die Vorsehung zu der Regierung dieses Landes berufen sind, sind die Grundsätze ihrer Regierung, der Gang der Verwaltung allgemein bekannt geworden; sie haben Höchst-Denselben die dankbare Anerkennung Ihrer Unterthanen, wie das Vertrauen Ihrer deutschen Bundesgenossen erworben. Nichts wird in diesem von Sr. Majestät Sich Selbst vorgezeichneten Gang Höchst-Dieselben jemals wankend machen. Mit Rührung haben Se. K. Majestät in dieser bewegten Zeit von allen Ständen Ihres geliebten

Volkes manchfache Beweise treuer Anhänglichkeit an Höchst-Ihre Person empfangen, und Sich aufs Neue von dessen ernstlichem Sinne überzeugt, der durch unverrückten Gehorsam gegen die Gesetze sich ausgesprochen hat." — Nach dem Kommissionsvorschlag lautete die Antwort der Kammer auf diese Stelle: „Wohl hat kein Regent sich die Bahn seines Wirkens nach innen und außen würdiger und weiser vorgezeichnet, als es von Eurer Majestät geschehen ist, indem Höchstdieselben Sich mit Ihrem biedern Volke zu einem geordneten Verfassungszustand vereinigt haben. Wenn auch in dieser bewegten Zeit, wie Eure Königl. Majestät selbst das ehrende Zeugniß aussprechen, der Gehorsam gegen die Gesetze immer unverrückt geblieben ist, so mögen Eure Königl. Majestät eben hierin die segensreichen Früchte des von Höchstdenselben herbeigeführten Rechtszustandes erkennen, sowie auch die ungekränkte Wahrung dieses Zustandes die sicherste Bürgschaft für die Fortdauer jener gesetzlichen Ruhe und Ordnung sein wird. Um so mehr ist es auch uns heilige Pflicht, jede Hemmung der freien Bewegung des konstitutionellen Lebens nach allen Bestimmungen der Verfassung der gewissenhaftesten Erwägung zu unterstellen." — Deutlicher wollte Uhland den letzten Satz also ausgesprochen wissen: „Um so mehr ist es auch uns heilige Pflicht, die Hemmungen der verfassungsmäßigen Preßfreiheit, die möglichen Wirkungen der neuesten Bundesbeschlüsse auf das württembergische Verfassungsrecht, wie jede, der freien Bewegung des konstitutionellen Lebens nachtheilige Verfügung der gewissenhaftesten Erwägung zu unterstellen." — Hiezu

bemerkte der Antragsteller, daß er nicht der Meinung sei, daß die Adresse zu einer Angriffswaffe gemacht werden sollte, allein ebenso sei es seine Ueberzeugung, daß das Mindeste, was hierin zu geschehen habe, das sei, daß die Preßfreiheit und die Bundesbeschlüsse, überhaupt alles dasjenige, wodurch wir unsere Verfassung entweder als gekränkt oder bedroht ansehen können, einer gewissenhaften Prüfung unterzogen werde. So viel müsse man wenigstens verwahren. Die Kammer habe diese Dinge nicht herbeigeführt, aber ihre Pflicht sei es, nachdem es in der Thronrede als etwas behandelt sei, was gar nicht in der Wirklichkeit existire, daran zu erinnern, daß die Kammer ihre Existenz kenne und fühle. Die erste Kammer habe auf die fragliche Stelle der Thronrede auf eine ganz unzweideutige Weise geantwortet; sie habe dem Beharren in dem bisherigen Gang, in dem also nothwendig auch die fortwährende Entziehung der Preßfreiheit und über was man sonst sich in verfassungsmäßiger Beziehung zu beklagen habe, begriffen sei, ihren unzweideutigen Beifall gezollt. Da dieser Ausdruck ihrer Gesinnungen vor dem Thron habe dargebracht werden dürfen, warum sollte denn die zweite Kammer nicht so viel sagen dürfen, daß sie diesen Gegenstand ihrer Prüfung und gewissenhaften Erwägung unterstellen werde? Sie spreche ja noch gar nichts Positives, weder ihren Beifall noch eine Beschwerde aus, sondern thue bloß das, was sie ihrer Stellung schuldig sei. Sie verwahre ihre Rechte, bis zur Endigung der ihr obliegenden Prüfung. Er, Uhland, könne die Stellung der Stände nie für eine günstige ansehen, so lange er das

Grundgesetz für gefährdet halten müsse. Lasse man die Gefährdung des Grundgesetzes ohne Verwahrung geschehen, so lasse man sich die Wurzel abschneiden, mithin seien keine Früchte möglich, könne man die nationalen Interessen nicht fördern.

Bei der Abstimmung wurde indeß das Amendement Uhlands mit 52 gegen 25 Stimmen verworfen. Falsche Rücksichten siegten über ein sonnenklares Recht. —

Zu weitern lebhaften Verhandlungen gab die s. g. Demagogenfrage in der Kammer Anlaß. In dieselbe waren nämlich auch vier Abgeordnete gewählt worden, die wegen Theilnahme an einer „hochverrätherischen" Verbindung zur Festungsstrafe mit angemessener Beschäftigung verurtheilt worden waren, einen Theil der ihnen zuerkannten Festungsstrafe wirklich erstanden hatten, welchen aber der weitere Theil dieser Strafe durch die Gnade des Königs erlassen und auch in der Folgezeit durch höchste Entschließung die Wiederherstellung ihrer bürgerlichen Ehre ertheilt worden war. In den Augen des deutschen Bundes galt damals jede freisinnig-politische Bestrebung als Hochverrath und mußte als solcher bestraft werden. Abgesehen von dieser reaktionären Anschauungsweise, handelte es sich nun in der Kammer darum, ob der §. 135 der Verfassungsurkunde, welcher unter den allgemeinen Erfordernissen eines Mitglieds der Ständeversammlung feststellt, daß dasselbe nicht durch gerichtliches Erkenntniß zu Festungsstrafe mit Zwang zu angemessener Beschäftigung verurtheilt worden sein dürfe, auf die fraglichen vier Abgeordneten, Kübel, Rödinger, Tafel und Wagner Anwen-

dung finde oder nicht. Die Mehrheit der Legitimations-kommission war der erstern Ansicht, da das dem Könige eingeräumte Begnadigungsrecht die speziellen Vorschriften des §. 135 der Verfassung über die Wahlfähigkeit zum Ständemitglied nicht zu entkräften vermöge, daß vielmehr das kgl. Begnadigungs- und Dispensationsrecht nur unbeschadet der vertragenen Bestimmungen der Verfassung Wirksamkeit äußern können, daß daher der vorliegende Fall dem klaren Buchstaben des §. 135 der Verfassungsurkunde zu unterstellen sei, dieser aber die vier erwählten Abgeordneten als nicht wählbar bezeichne — und nach dieser gewundenen Deduktion kam daher die Kommission zu dem Antrag, daß die Genannten in die Kammer nicht zuzulassen seien.

Hat das Begnadigungsrecht eine Bedeutung oder hat es keine? Das war die formelle Frage.

In der Sitzung vom 9. Februar sprach sich Uhland darüber auf das Klarste aus: „Wer nach §. 135 verurtheilt ist", sagte er u. A., „kann nach §. 97 (über das Begnadigungsrecht des Königs) begnadigt werden; insofern im §. 135 gerade die mit den dort bezeichneten Strafen verbundene Ehrenkränkung der Grund des Verlusts der staatsbürgerlichen Wahlrechte ist, insofern ist auch die Wiederherstellung dieser Wahlrechte eine Folge derjenigen Restitution, welche die bürgerliche Ehre wiederherstellt." Daher erklärte sich der Redner für die Legitimation der Beanstandeten. „Der Regent ist frei und offen in die Gerichtshalle eingetreten und hat das volle Geschenk der Begnadigung ausgespendet; wer dürfte ihm nun anmuthen,

sich durch eine Hinterthüre hinwegzubegeben und den besten Theil seiner Gnadenspende wieder mit hinauszunehmen!" Die Restitutionsdekrete enthielten alle die unbeschränkte Wiederherstellung der bürgerlichen Ehre, und diese Restitution sei auch nicht etwas, was erst bei diesem Fall zum Vorschein gekommen wäre, sondern sie sei etwas, was schon im Jahr 1818 seine Gestalt erhalten habe, und auch dort schon sei die Wiederherstellung der bürgerlichen Ehre etwas, was in seiner ganzen Fülle bestehe... „Dieser Rechtsfall gehört zu den traurigen Erscheinungen, die sich von Zeit zu Zeit in unserem deutschen Vaterlande erneuern, und dergleichen auch künftig wieder zur Cognition der Kammer kommen werden. Sie haben ihren Grund in den unerfüllten Hoffnungen der deutschen Völker, in der ausbleibenden Feststellung unveräußerlicher Volksrechte, in der Unwirksamkeit, in welche theilweise auch die in den besonderen Staaten zu Stande gekommenen Verfassungen versetzt sind. Hierin liegt ein Keim tiefgehender Bitterkeit im reifern Alter, und so auch jener jugendlichen Verirrungen, wie der Kommissionsbericht sie bezeichnet. Kräfte, die zum Wohl des Ganzen fruchtbar werden könnten, gehen verloren, und ihre Thätigkeit fällt den Strafgesetzen unausbleiblich anheim. Wenn nun unter solchen Verhältnissen der König auf erstatteten Vortrag des Gerichts sich bewogen gefunden hat, die vier Beanstandeten zu begnadigen, so danke ich dem König für diese Gnade und erkläre sie für legitimirt. Man wird einwenden: können Beschlüsse der Kammer über dem königlichen

Begnadigungsrecht stehen? Ich antworte: der König begnadigt, die Kammer legitimirt, jedes in seiner Sphäre. Der König ist für seine Begnadigung Niemand als Gott, und die Kammer lediglich ihrer Ueberzeugung verantwortlich, und wenn ich auf diese von mir bemerkte letzte Garantie, die im Gewissen der Mitglieder der Kammer als Mitglieder einer Legitimationsjury beruht, nicht vertrauen dürfte, so würde ich alle übrigen Garantien für etwas in sich Zerfallendes ansehen." — Bei der Abstimmung erhob indeß die Kammer den Antrag der Legitimationskommission zum Beschluß. Als im Jahr 1848 drei der von der Kammer Ausgeschlossenen wieder als Abgeordnete gewählt worden waren, kam es keinem Menschen mehr in den Sinn, ihre Wahlfähigkeit wegen der früher erlittenen Strafe in Frage zu stellen.

Auch die Abgeordnetenwahl des früheren Ministers von Wangenheim war in der Kammer beanstandet worden. Seit 1823 als württembergischer Bundestagsgesandter entlassen, mußte er auf königliches Geheiß außerhalb Württemberg sich aufhalten und lebte seither in stiller Zurückgezogenheit in Sachsen. Der Oberamtsbezirk Ehingen erinnerte sich seiner wieder und wählte ihn in die Kammer. Allein auf den Grund der Ansicht, daß der Wohnsitz im Königreich Württemberg für die Abgeordneten der Ritterschaft, der Städte und Oberamtsbezirke eine Bedingung ihrer Wählbarkeit sei, stellte die Legitimationskommission den Antrag: den pensionirten Staatsminister, Freiherrn v. Wangenheim, aus dem Grunde, weil er zur Zeit der auf ihn gefallenen Wahl seinen Wohnsitz nicht im Kö-

nigreich hatte, nicht als legitimirt zu betrachten. Eine Minderheit der Kommission hielt nach Sinn und Absicht der Verfassung die Gültigkeit der Wahl aufrecht, und dieser Ansicht war auch Uhland, der, wie wir wissen, früher ein Gegner Wangenheims gewesen war. Die persönlichen Gefühle der Zu- oder Abneigung mußten bei ihm vor der ewigen Macht der Wahrheit und des Rechts stets zurücktreten. Es gereicht seinem unbestechlichen Gerechtigkeitssinn zur höchsten Ehre, daß er in der Kammer ritterlich für den zurückgesetzten frühern Staatsminister in die Schranken trat. Er wies treffend nach, daß die Verfassung nicht den Sinn haben könne, einen außerhalb Württembergs wohnenden Staatsbürger von der Abgeordnetenwahl auszuschließen. Auch die Bundesakte spreche, wenn nicht in spezieller Beziehung auf solches Wohnen, doch im Ganzen offenbar die Richtung aus, daß die zum deutschen Bund gehörigen Staaten sich mehr und mehr gegeneinander öffnen sollen und in diesem Sinne sei auch die hieher bezügliche Stelle des ständischen Verfassungsentwurfs von 1816 abgefaßt. In dem Bericht des Ausschusses und der Mehrheit der Kommission werde sich auf die ministeriellen Erläuterungen bezogen, die dem Entwurf eines Wahlgesetzes beigefügt gewesen; es heiße in dieser Hinsicht: „Und sollte man irren, wenn man als den bestimmten Willen der Verfassung annimmt, daß die Repräsentanten der Volkes-Interessen nur aus den Bewohnern des vaterländischen Bodens“ rc. — „Ich sehe ganz davon ab“, fährt Uhland fort, „daß Wangenheim eine Pensionssteuer bezahlt, daß einer seiner Söhne durch das Loos der Conscription heimgefallen

ist, denn ich halte dieß für außerwesentlich; aber wissen wir nicht auch, daß nach dem §. 3 unserer Verfassungsurkunde Württemberg einen Theil des deutschen Bnndes ausmacht? Wir wissen und fühlen es. Enthält die Verfassungsurkunde nicht in den §§. 85 und 86 Bestimmungen über die Rechte der Stände in Beziehung auf Verträge und Traktate unserer Regierung mit auswärtigen Staaten, und gewinnt man einzig und ganz durch das Wohnen im Lande die Kenntnisse und Erfahrungen, die zu einer richtigen Beurtheilung solcher öffentlichen Verhältnisse nothwendig sind? Ferner — wenn einmal von den Motiven des Gesetzgebers die Rede ist, gibt es nicht auch ein geistiges Heimathsrecht, das nicht ganz von der Scholle abhängt? Ist es nicht auch ein Wohnen im Lande, wenn man im Angedenken seiner Bewohner lebt und durch ihr Vertrauen zur Repräsentation berufen wurde? Ist Wangenheim ein Fremdling in der württembergischen Verfassungsurkunde? Sind es wohl nicht die Verdienste, die er als Vorstand des Studienraths, als Curator der Landesuniversität und als Cultminister sich um die Sache der geistigen Bildung erworben hat, die ihm besonders das Vertrauen seines Wahlbezirks gewonnen haben? So möge ihm denn auch, da jedenfalls keine klare Nothwendigkeit des Gegentheils in der Verfassung liegt, dieses geistige Wohnen in Württemberg unverkümmert bleiben!" — Trotz dieser Vertheidigung wurde auch die Wahl Wangenheims für ungültig erklärt, indeß mit einer schwachen Majorität. —

In der Kammersitzung vom 13. Februar brachte der

Abgeordnete Paul Pfizer eine für das deutsche Verfassungsleben sehr belangreiche Frage auf die Tagesordnung.

Wie früher die Ermordung Kotzebue's so gab das im Mai 1832 abgehaltene Hambacherfest dem Bundestag wieder eine prächtige Veranlassung, mit einem halben Duzend reaktionärer Maßregeln herauszurücken. Sie galten zunächst der Wirksamkeit der Landstände. Auf den gemeinschaftlichen Antrag von Oesterreich und Preußen wurde von ihm einhellig beschlossen: 1) Zurückweisung jedes ständischen Antrags durch die Einzelregierungen, welcher das monarchische Prinzip gefährde; 2) entschiedene Verneinung des Rechts der Stände, die Steuern zu verweigern, oder die Bewilligung derselben an Bedingungen zu knüpfen: sollte dieß irgendwo geschehen, so habe der Bund nöthigenfalls mit Waffengewalt einzuschreiten; 3) Unterordnung der innern Gesetzgebung der Einzelstaaten unter die des Bundes; 4) Ueberwachung der Thätigkeit der Ständeversammlungen durch den Bund; 5) Beschränkung der Oeffentlichkeit der landständischen Verhandlungen; 6) Auslegung der Bundesakte ausschließlich durch den Bundestag.

Durch diese Beschlüsse des deutschen Bundes, welcher das verfassungsmäßige Recht der Preßfreiheit gleich im Entstehen vernichtet hat, war die Verfassung von Neuem bedroht und gefährdet, und Pfizer stellte daher in ausführlicher Begründung den Antrag: „der Regierung gegenüber darauf zu bestehen, daß dieselbe die Beitrittserklärung ihres Gesandten am Bundestage zu den am 28. Juni 1832 beschlossenen sechs Artikeln wo nicht förmlich zurücknehme, so doch diese sechs Artikel, auf eine — unsere Verfassung

sicherstellende — Weise unter anerkennender Zustimmung des Bundestags modifizirt oder erläutert, zur landständischen Verabschiedung bringe, und damit diejenigen Aufklärungen verbinde, welche wir über das in dieser Angelegenheit eingehaltene Benehmen von den Ministern zu erwarten berechtigt sind, und in Betreff ihrer Verantwortlichkeit für unser Urtheil, das wir jetzt noch zurückhalten, eine sichere Grundlage zu gewinnen."

„So lange aber," fährt der Antragsteller fort, „bis dieses geschehen sein wird, bleibt den Ständen zu pflichtmäßiger Abwendung und Verhütung jeder möglichen Schmälerung verfassungsmäßiger Rechte keine andere Wahl, als worauf ich hiemit gleichfalls antrage:

„unsere in ihrem materiellen Bestand gefährdete und formell bereits verletzte Verfassung durch die verwahrende Erklärung zu sichern und wiederherzustellen, daß wir die von den Ministern des Königs promulgirten sechs Artikel als ein für Württemberg verbindliches Gesetz nicht anerkennen, vielmehr als für Württemberg nicht existirend betrachten müssen und gegen jede künftige thatsächliche Verletzung der Verfassung auf den Grund jener sechs Artikel protestiren, insbesondere aber für unsere landständischen Verhandlungen über Angelegenheiten des deutschen Bundes die verfassungsmäßige Unverletzbarkeit und Unverantwortlichkeit der Ständemitglieder nach wie vor in Anspruch nehmen, auch uns die Anwendung aller verfassungsmäßigen Mittel, um dieser Erklärung und Rechtsverwahrung Kraft zu geben, vorbehalten."

In der Sitzung vom 1. März wurde sodann ein königliches

Reskript verlesen, in welchem die Erwartung ausgesprochen wird, daß die Kammer die Motion Pfizers „mit verdientem Unwillen verwerfe.“ Die staatsrechtliche Kommission hatte nun hierüber Bericht zu erstatten. Dieß geschah in der Sitzung vom 7. März durch Uhland. Er ging hiebei von der Frage aus: ob die Kammer unbeschadet ihrer verfassungsmäßigen Unabhängigkeit sich eine Einsprache und ein Ansinnen gefallen lassen könne, wie solche in dem vorliegenden Reskripte an sie ergangen seien? Seine Ansicht hierüber glaubte er am zweckmäßigsten in einer an den königlichen Geheimenrath gerichteten kräftigen Antwortsadresse auszusprechen. In derselben wurde zwar auf eine besondere Beleuchtung der im Reskripte ausgehobenen materiellen Fragepunkte nicht eingegangen, dagegen wurden sie in dem Kommissionsbericht insoweit erwähnt, als auch sie eine formelle Seite darbieten, sofern nämlich in Betreff ihrer durch den beanstandeten Vortrag die Grenze parlamentarischer Freiheit überschritten sein könnte. Allein von einer solchen Ueberschreitung hatte sich die Kommission in keiner Weise zu überzeugen vermocht, und ihr Referent schloß daher seinen Bericht mit den folgenden Worten: „Es erscheint nicht bloß angemessen, den königlichen Geheimenrath auf den dermaligen Stand der Sache aufmerksam zu machen, sondern es ist auch für die Unabhängigkeit der Kammer, sowie zum Behufe des Schutzes, den sie ihren Mitgliedern schuldig ist, nach unserem Dafürhalten durchaus nothwendig, die versuchte Einmischung in den Gang ihrer Berathungen mit Nachdruck abzulehnen. Insbesondere noch müssen wir, hinsichtlich der im Reskript erwar-

teten Verwerfung mit Unwillen, sehr bezweifeln, ob es jemals im Interesse der Regierung selbst liegen könne, der Volksvertretung für ihre Beschlüsse den Ausdruck einer aufgeregten Stimmung anzumuthen." — Die Bestimmtheit und Entschiedenheit, womit Uhland in der Antwortsadresse auf das Reskript die richtige Stellung der Kammer zu wahren suchte, veranlaßte in derselben lebhafte Debatten, in deren Verlauf Uhland die Pfizer'sche Motion auch zu der seinigen machte und einem abschwächenden Amendement gegenüber bemerkte, man könnte auf diese Weise die ganze Adresse ausbeinen. Endlich wurde die Adresse mit 53 gegen 31 Stimmen angenommen, nachdem die Kammer noch, gegen den Willen Uhlands, den vorletzten Satz etwas abgeschwächt hatte. Ihre Schlußworte lauten: „Nimmermehr würden wir uns bestimmt finden können, eine Motion mit Unwillen zu verwerfen, die in uns, noch unabhängig von dem Urtheil über die Hauptfrage, den Eindruck gewissenhafter Forschung von Seiten des Verfassers zurückließ. Vornehmlich aber halten wir uns für verpflichtet, gegen die vorgreifende Einschreitung in den gemessenen Gang unserer Verhandlungen, wie solche durch den Erlaß vom 27./28. Februar geschehen ist, eine Einschreitung, wodurch uns für die erwartete Beschlußnahme selbst die Gemüthsstimmung angesonnen wird, sowohl die Freiheit der Kammer als die verfassungsmäßige Unverantwortlichkeit des einzelnen Mitglieds derselben, hiemit feierlich zu verwahren. In tiefster Ehrfurcht verharren wir" 2c.

Als die Adresse in der Sitzung vom 13. März verlesen wurde, wirkte die Entschiedenheit, womit sie die Unab-

hängigkeit der Kammer aufrecht erhielt, auf mehrere Mitglieder etwas abschreckend, und sie gaben die Erklärung zu Protokoll, daß sie an derselben keinen Theil hätten. Die Regierung aber antwortete am 22. März durch die Auflösung der Kammer!

„Vergeblich“ wurde dieser Landtag deßhalb genannt, weil die Regierung und ihre Anhänger nicht ermangelten, dem Volke die Kosten vorzurechnen, die derselbe verursacht, ohne daß erkleckliche Resultate zu Tage gefördert worden wären. Ein nicht hoch genug anzuschlagendes Resultat war es aber dennoch, daß die Kammer in der ihr rechtlich zukommenden Stellung sich nichts vergeben hatte.

Auf den 20. Mai wurde eine neue Ständeversammlung einberufen. Mit der Auflösung der frühern hatte die Regierung nichts gewonnen; die hervorragendsten Mitglieder derselben wurden wieder gewählt, darunter auch Uhland, als Candidat für die Stadt Stuttgart. Zwar war ihm Obertribunalpräsident Bolley, der hervorragendste Mann der Oppositionspartei bei dem konstituirenden Landtag entgegengestellt worden; der Wahlkampf war ein äußerst hitziger und am Ende die Stimmenzahl für beide Kandidaten gleich. Verfassungsungsgemäß wäre nun Bolley als der Aeltere gewählt gewesen; allein er trat freiwillig zurück und räumte somit Uhland seinen Platz ein. Diesem wurde aber jetzt von dem Ministerium der Urlaub, der ihm vor einigen Monaten unbedenklich ertheilt worden war, unter dem Vorwande verweigert, weil „er in seinem Amte unentbehrlich sei“. Uhland hielt es für Sache der Pflicht und Ehre, seine akademische Lehrthätigkeit der Abgeordnetenstelle zum

Opfer zu bringen; er gab seine Entlassung als Professor ein, und erhielt dann von dem Ministerium den Bescheid, daß ihm dieselbe „sehr gerne“ ertheilt werde. Ein eigener Zufall wollte es, erzählte er später lachenden Mundes dem mit ihm befreundeten Professor Franz Pfeiffer, daß er erst wenige Tage vor jener unerwarteten Urlaubsverweigerung, die ihn zum Rücktritt nöthigte, unter obligatem Pauken- und Trompetenschall die bis dahin immer aufgeschobene feierliche Antrittsrede hielt. Mit leichter Aenderung des Ausdruckes — bemerkt Pfeiffer — konnte er, wie vom letzten Tübinger Pfalzgrafen (Germania 1, 17), auch von sich sagen, daß das Aufblasen für ihn zugleich das Abblasen war.

Wenige Tage nach Einberufung der neuen Kammer, am 25. Mai, trat der nun aus dem Staatsdienst entlassene Uhland in dieselbe ein, und schon am ersten Tage seiner wieder aufgenommenen parlamentarischen Wirksamkeit hatte er Gelegenheit zu zeigen, daß er unter keinen Umständen gewillt war, seiner entschieden volksfreundlichen und verfassungstreuen Gesinnung auch nur ein Jota zu vergeben. Als nämlich an diesem Tage die Antwortsadresse auf die Thronrede berathen wurde, drang er mit seinen politischen Freunden, namentlich mit Paul Pfizer, darauf, daß in Betreff der Verfassungsfrage ein offenes, ehrliches Wort gesprochen werde. Allein die Mehrheit der Kammer war nicht dieser Ansicht; sie wollte den Pelz waschen, ohne ihn naß zu machen, und beschloß eine Adresse, welche die wichtigste politische Frage der damaligen Zeit fast gänzlich umging. Unter den dreizehn Stimmen, welche sich gegen diese lau-

warme Adresse aussprachen, befand sich natürlich auch Uhland. Er könne für die Adresse nicht stimmen, sagte er, weil er sehr wichtige Verfassungsrechte in ihr nicht gewahrt und die materiellen Interessen nicht nachdrücklich genug geltend gemacht finde. Er hege allerdings auch die Ueberzeugung, daß ohne Vertrauen zwischen Regierung und Volksvertretung nichts wahrhaft Gedeihliches zu Stande kommen könne; aber unter Vertrauen von Seiten der Abgeordneten verstehe er nicht ein schlaffes, dienstbares, sondern ein freies, selbstkräftiges. Offen müsse er aber auch, um nicht mißverstanden zu werden, erklären, daß er zu dem konstitutionellen Geiste der damaligen Minister kein Vertrauen habe, indem er über die Zeit der Auflösung, der Wahl, der Legitimation weder blind, noch taub, noch fühllos gewesen sei. — In der That soll auch die Regierung damals alles Mögliche gethan haben, um eine gefügige Kammer zu Stande zu bringen, wie denn auch in derselben mehrere Beschwerden wegen Beeinträchtigung der Wahlen eingebracht wurden.

Aehnlich sprach sich Uhland in der Sitzung vom 17. Juli aus, als die Frage verhandelt wurde, ob der Bericht der Militärkommission auf die nächste Tagesordnung gesetzt werden solle oder nicht. „So lange uns über die wichtigsten Verfassungsfragen," sagte er, „darüber, ob der öffentliche Zustand Württembergs ein wahrhaft verfassungsmäßiger sei, noch nicht einmal Bericht erstattet ist, kann ich es einer würdigen Stellung der Kammer nicht gemäß finden, eine Verwilligung, die gar keine Eile hat, so sehr voranzustellen." Wie in seiner frühern Stellung

als Volksabgeordneter so hielt es Uhland auch jetzt für seine Pflicht, auf Beschränkung des Aufwandes für das stehende Heer zu dringen. In der Sitzung vom 20. Juli hatte er einen Antrag auf Herabsetzung des Militärbudgets gestellt; derselbe lautet: „Die Kammer hat in der Sitzung vom 17. d., unter Widerspruch mehrerer Mitglieder, zu denen auch ich gehörte, beschlossen, den Commissionsbericht über den Gesetzesentwurf, die Rekrutenaushebung für die Jahre 1834/36 betreffend, jetzt schon auf die Tagesordnung zu setzen. Abgesehen von dem Grunde, der damals meine Abstimmung leitete und mir noch gültig ist, scheint es mir doch, daß auch solche, die hierin anders denken, sich bestimmt finden könnten, der Verabschiedung des Aushebungsgesetzes eine andere Entschließung vorangehen zu lassen. — Wenn man es für unausführbar hält, daß eine, die Lasten des Volkes wesentlich erleichternde Aenderung in unserm Militärbestand und damit auch in unserm Militäraufwand augenblicklich eintrete, so wird man doch nicht geradezu die untröstliche Aussicht eröffnen und festhalten wollen, daß eine solche Erleichterung auch im Verlaufe ganzer drei Jahre und selbst für eine entferntere Zukunft unmöglich sei. — Wir leben jetzt seit siebzehn Jahren in tiefem Frieden, und sollen doch immer den fünften Theil der gesammten Staatseinnahme, mehr als den vollen Betrag der Grundsteuer, für das Kriegswesen aufwenden. Auf mehr als 26 Milionen beläuft sich dieser Aufwand in den siebzehn Friedensjahren, auch wenn er niemals größer gewesen wäre, als er jetzt berechnet wird. Wir sollen, sagt man, im Frieden für den Krieg gerüstet sein. Allein

steht hier der Aufwand für die Mittel der Vorbereitung irgend im Verhältniß mit dem Vortheil für den wirklichen Gebrauch? Würde man es billigen, wenn Jemand den weise nennen würde, der sich die Nahrung entzöge, um für den Fall einer zukünftigen Krankheit mit Arzneimitteln versehen zu sein? Und für welche künftige Kriege soll Württemberg so große Opfer im Voraus bringen? Hat es eine selbstständige Politik, die ihm gestattet, nur wahrhaft nationale Interessen zu vertheidigen? hat sich die Einigung im Bunde selbst schon als eine, in der Nation begründete erwiesen? kann bei solchem Stande der Dinge Württemberg wissen, unter welcher größeren Fahne, und zu welchen Zwecken seine Truppen zunächst ausziehen, welchen mächtigen Verbündeten sich seine Straßen und Thore öffnen, nach welcher Windecke die durchziehenden Geschütze ihre Mündung richten werden? Gibt es aber einen Krieg für wahrhaft vaterländische Interessen, dann wird der außerordentliche Zustand auch einen außerordentlichen Aufschwung erzeugen, der jede vorbereitende Berechnung überflügelt. — Doch ich verfolge hier nicht dieses unbeliebte Thema. Ich beschränke mich auf die materielle, handgreifliche Seite des Gegenstandes, auf die keines weiteren Beweises bedürfende Thatsache, daß unser Militäraufwand ein gerechtes Verhältniß zu den Kräften des Landes um Vieles übersteigt, daß auch Württemberg an derselben Calamität leidet, die das Mark so mancher deutschen Länder aufzehrt, — an der Ueberbürdung durch stehende Heere. — Nützliche, nöthige Ausgaben für staatswirthschaftliche und geistige Zwecke werden auch für die neue Finanzperiode unterbleiben

müssen, um einen Aufwand bestreiten zu können, der in solchem Maße weder nöthig noch nützlich erscheint. Alle Ersparnisse, die wir beschließen können, werden wenig fühlbar sein, wenn nicht hier erspart wird, während umgekehrt schon eine geringere Reduction im Bestande des Militärs bedeutend auf den Etat der Ausgaben einwirkt. — Wohl ist es hergebracht jenes allgemeine Uebel und unsern besondern Theil daran, als etwas Unvermeidliches zu bezeichnen. Bundespflicht und Militärsystem sind die zwei starken Worte, mit denen seit Herstellung unserer Verfassung in Ministerialvorträgen, Commissionsberichten und Berathungen der Kammer jedes Ringen nach Abhilfe niedergehalten wird. Aber sind diese zwei Saiten der alten Leier nicht nachgerade etwas abgegriffen? Wir kennen unsere Bundespflicht, sie läßt sich ausrechnen; wir wissen, daß unser Militärsystem, sei es auch an sich unverbesserlich, doch in seiner Anwendung von den Forderungen des Bundes, und daß von beiden wieder der Betrag unserer Militärkosten abhängig ist. — Sind denn aber jene beiden Worte ein ewig unabwendbarer Schicksalsspruch? dreht nicht Württemberg selbst wenigstens einen Faden da, wo das Schicksal gesponnen wird? — Das Ministerium des Auswärtigen wird selbst nicht in Abrede ziehen, daß unsere Militärlast sehr drückend sei. Es wird Aufschlüsse darüber geben können, was bisher von seiner Seite durch Instruirung des württembergischen Bundestagsgesandten geschehen ist, um auf Milderung des Druckes hinzuarbeiten. Sollte aber bisher nichts zu diesem verdienstlichen Zwecke geschehen oder das Geschehene ohne Erfolg gewesen sein, so werden

wir uns doch nicht gänzlich darein ergeben wollen, daß auch fernerhin nichts, gar nichts geschehe. — Ich höre zum Voraus die Einwendung, es liege nicht im Vermögen einer der minder mächtigen Bundesregierungen, auf diese Verhältnisse fruchtbar einzuwirken, es sei somit auch ein vergebliches Unternehmen der württembergischen Abgeordnetenkammer, der Regierung ein solches Bemühen anzusinnen. Allein die Sache gewinnt doch eine andere Gestalt, wenn man annimmt, daß die Ständekammern aller deutschen Repräsentativstaaten nach demselben Ziele hindrängen, daß alle deutschen constitutionellen Regierungen gegen so gerechte Wünsche ihrer Völker nicht fühllos seien, daß sie vielmehr für dieses dringende Verlangen ernst und einmüthig beim Bunde thätig werden. Gewiß, eine solche Thätigkeit am Bunde wäre eine lohnende, Dank und Segen einbringende. Und so darf sich auch die württembergische, wie jede andere deutsche Ständeversammlung berufen fühlen, in dieser ebenso deutsch-nationalen, als württembergisch praktischen Angelegenheit einen Anstoß zu geben oder zu dem, was anderwärts dafür geschieht, an ihrem Theil und nach ihren Kräften mitzuwirken. — Bevor daher die Kammer zur Verabschiedung eines Gesetzes schreitet, durch welches der bisherige Maßstab für drei weitere Jahre festgehalten werden soll, wird es nach dem Vorgetragenen zweckmäßig sein, daß sie erst noch ihre Anfrage und ihr Ansuchen wegen Herbeiführung eines leidlicheren Zustandes an die Staatsregierung bringe und deren Eröffnungen hierauf abwarte. — Die Lasten der Gegenwart tragen sich leichter, wenn ein heiterer Ausblick in die

Zukunft geöffnet ist, und ein allzu hoffnungsloser Beginn unserer ständischen Wirksamkeit wäre der durch förmliche Beschlußnahme ausgesprochene Verzicht auf baldige Abhilfe so großen Uebelstandes. — Hiernach stelle ich den Antrag: die Kammer der Abgeordneten möge vor Verabschiedung des vorliegenden Gesetzesentwurfs über die Rekrutenaushebung mittelst Adresse an den königlichen Geheimenrath sich darüber Auskunft erbitten, ob und welche Einleitungen von Seiten der Staatsregierung zum Behuf der Erleichterung der militärischen Bundespflicht Württembergs bei der deutschen Bundesversammlung getroffen worden seien; zugleich aber möge die Kammer für den Fall, daß zu diesem Zwecke bis jetzt keine Einleitungen stattgefunden, um Anordnung solcher in der Art dringend einkommen, daß dieselben wo möglich noch im Laufe der nächsten dreijährigen Periode auf Verminderung der aushebenden Mannschaft und damit auf Herabsetzung des Militäraufwands ihre wohlthätige Wirkung äußern." — Bei der Berathung des Militäretats wollte Uhland für die Etatsjahre 1834 bis 1836 namentlich keine Ausgaben mehr für die Offizierbildungsanstalt bewilligt wissen, indem er nicht für gut halte, daß mittelst eines militärischem Seminars so frühe schon die Scheidewand zwischen dem Militär, das doch aus den Söhnen des Landes bestehe, und dem Civilstand gezogen werde. Daß für die Bedürfnisse der Mannschaft wohlwollend gesorgt werde, war ihm schon recht, aber unter dem Vorbehalt, daß dieß nicht zum Schaden der größern Mannschaft, des Volkes nämlich, geschehe. — Zu Gunsten der Preßfreiheit stimmte er in einer spätern

Sitzung dem Antrage bei, welcher den Sportelsatz für politische Zeitschriften gestrichen wissen wollte, da man aus dem Sporteltarif eine weitere Beschränkung der Preßfreiheit abzuleiten gesucht und vermöge desselben politische Zeitschriften nicht bloß zu besteuern, sondern deren Herausgabe auch zu verweigern, sich für ermächtigt gehalten habe. — Desgleichen sprach er sich, wie in frühern Jahren schon, für eine Verminderung der Kosten der diplomatischen Gesandtschaften aus, da das Departement der auswärtigen Angelegenheiten den Württembergern schon so bittere und verdorrte Früchte gebracht habe, daß er die fernere Erzeugung solcher Früchte und noch viel weniger eine Pflanzschule für solche durch Verwilligungen fördern möchte. Auch redete er der öffentlichen Verhandlung der Frage über die Kosten der Gesandtschaften das Wort, als die Mehrheit der Kammer eine geheime Sitzung beschloß, und berief sich hiebei auf das benachbarte Baden, wo die Gesandtschaftskosten bedeutend herabgesetzt wurden. Die Verhandlungen hierüber hätten dort auch öffentlich stattgefunden, bemerkte Uhland, ohne daß deßhalb irgend ein Gewitter seinen Donner habe hören lassen!

In der Sitzung vom 5. November kam die Motion Schotts auf Preßfreiheit zur Berathung. Trotzdem unter den damaligen Verhältnissen nicht zu hoffen war, daß dieselbe irgend einen praktischen Erfolg habe, so nahm sich Uhland doch auf's Wärmste für sie an. „Von allen staatsrechtlichen Fragen,“ sagte er, „die in dieser Kammer angeregt wurden, von den Interessen, die man den materiellen gegenüber die geistigen nannte, ist einzig die Frage von der Preßfreiheit

zur Begutachtung und nun auch zur Berathung durchgedrungen. So oft aber auch diese Frage in Erinnerung gebracht wurde, war es immer, als ob ein Gespenst durch den Saal schritte, etwa der Geist eines Erschagenen. Ich gebe dieser Scheue keine feindselige Deutung, sondern die billigste.

„Es war eine alte Verheißung: ein freies, großes Deutschland, lebenskräftig und in Einheit gehalten, wiedergeboren aus dem ureigenen Geiste des deutschen Volkes, sollte wieder unter den Völkern Europa's erscheinen. Das hatten nicht deutsche Demagogen verkündigt, sondern mächtige Monarchen den Völkern zum Lohn ihrer Anstrengungen verheißen. Aehnliches wurde noch zur Weihe des eröffneten Bundestags ausgesprochen. Die deutschen Völker harrten in unermüdlicher Geduld auf die Erfüllung dieser Verheißungen, sie verharrten geduldig, auch nachdem sie den Glauben an die Erfüllung derselben aufgegeben hatten. Selbst einzelne thätliche Ausbrüche der Ungeduld stehen in keinem Verhältniß mit der vorherrschenden Ruhe in der großen Masse des Volkes, in welcher sie weder Anhalt hatten, noch Anklang fanden. Es war aber auch in der That nicht möglich, daß die verheissene Verjüngung Deutschlands in Erfüllung gehe. Sie sollte heraustreten aus dem Geiste des Volkes; diesem Geiste aber war kein Organ geschaffen, kein Feld freier Wirksamkeit für das große Erneuungswerk eröffnet. Im Gegentheil wurde dieser Geist in immer engere Bande geschlagen. Die Beschlüsse, wodurch die Preßfreiheit vernichtet, Bücher und Zeitblätter verboten, die öffentlichen Verhandlungen der Volkskammern unter besondere Aufsicht gestellt, Vereine und Versamm-

lungen untersagt, gemeinschaftliche Vorstellungen an den Bundestag über öffentliche Angelegenheiten für ungesetzlich erklärt wurden, alle diese Beschlüsse waren nicht geeignet, den ureigenen Geist des deutschen Volkes zur Gestaltung zu bringen. Gleichwohl hat derselbe je zuweilen ein Lebenszeichen gegeben. Die Juli-Revolution des Jahres 1830 gab nicht bloß den politischen Ideen des weltbürgerlichen Liberalismus neues Leben; sie erweckte auch ein Gefühl von mehr natürlicher, als politischer Art, das Nationalgefühl. Der Aufschwung eines in seiner Würde gekränkten und sich in ihr wieder fühlenden Volkes war eine Mahnung an alle andern, sich ihrer Stellung und ihrer Kraft bewußt zu werden. Auch in der deutschen Eiche hob es wieder zu rauschen an. Die Volksstämme der vorliegenden, konstitutionellen Bundesstaaten betrachteten sich und sahen ihre Blöße. Ohne selbstständige Macht, ohne Anhalt in einem größeren Verbande, dem sie mit Neigung und Vertrauen angehört hätten, standen sie in dumpfer Erwartung, ob sie, bei ausbrechendem Kampfe, mit Aufopferung deutschen Nationalgefühls dem Zuge der liberalen Ideen, oder im deutschen Bundesheere der Fahne des Absolutismus folgen würden. In diesem peinlichen Zustande der Unentschiedenheit mußte die Erinnerung an jene alte Verheißung von einem mächtigen und zugleich freien Deutschland schmerzlich wiederkehren.

„Diese Empfindung hat sich, auch nachdem der Friede Deutschlands ungestört geblieben war, als nachhaltig bewährt. Es prägte sich ein deutscher Liberalismus aus, der die freisinnige Idee mit der Vaterlandsehre zu ver-

binden trachtete. Von unverkennbarem Einfluß war auf diese Stimmung der gleichfalls durch die Julitage hervorgerufene Heldenkampf der polnischen Nation und dessen tragischer Ausgang. Je lebhaftere Theilnahme dieser Kampf auch in Deutschland gefunden hatte, um so tiefer mußte das Bewußtsein einschneiden, daß Polen nicht untergegangen, diese alte Vormauer Deutschlands und des gesammten mitteleuropäischen Festlandes nicht gefallen wäre, wenn es eine freie deutsche Nation, wenn es ein machtbegabtes Organ deutscher Nationalgesinnung gegeben hätte. Statt daß nun ein großartiger Entschluß diesen neuerwachten Regungen des deutschen Nationalgefühls entgegengekommen wäre und sich derselben zu schöner Entwicklung bemächtigt hätte, folgten sich Schlag auf Schlag weitere und verstärkte Hemmungen und Zwangsmaßregeln. Selbst die unschuldigen Hülfrufe deutscher Staatsbürger an den Bundestag zu Gunsten des mit der Verzweiflung ringenden polnischen Volkes waren streng zurückgewiesen und zum Anlaß genommen worden, die Thore des Bundespalastes gemeinschaftlichen Vorstellungen über öffentliche Angelegenheiten des deutschen Vaterlandes für immer zu verschließen. So war dem Geiste des deutschen Volkes jedes gemeinsame, gesetzliche Organ benommen. Nur vereinzelt bestand noch in den minder mächtigen Staaten der ständische Organismus. Es gehört zu der Unnatur der deutschen Zustände, daß das Repräsentativsystem nur in den kleinen Bundesstaaten sich begründet hat. Die schwächeren Schultern sollen die Träger der großen Volksrechte sein.

„Jede unverhältnißmäßige Last aber verursacht eine un-

stete, bald angespannte, bald zitternde Bewegung, und damit erklären sich manche Erscheinungen in den süddeutschen Staaten. Ermüden wir dennoch nicht, unsere ehrenvolle Bürde, das künftige Eigenthum des gesammten Deutschlands, einer helleren Zukunft entgegenzutragen! Rechte und Freiheiten, die in unserer Pflege mühsam gedeihen, können, wenn wir sie nur treulich schirmen und furchtlos vertheidigen, einst noch von größern Volksvertetungen und in der Mitte selbstständiger Bundesstaaten von einer deutschen Nationalvertretung zu voller und segensreicher Entfaltung gebracht werden."

Von dem Präsidenten unterbrochen, fuhr dann der Redner fort:

„Die Frage von der Preßfreiheit ist geeignet, alle übrigen Fragen, welche die freie Entwicklung des Volksgeistes angehen, zu vertreten und in sich aufzunehmen. Unterliegen wir aber auch im Kampfe für sie, einem Kampfe der geistigen, der moralischen Kraft gegen die mechanische: so werde ich doch niemals das Vertrauen aufgeben, daß der ureigene Geist eines großen, reichbegabten Volkes einst noch diesem die würdige Stellung erringen werde, die ihm nicht bloß von Monarchen dieser Erde verheißen, sondern von einer höhern Macht angewiesen ist.

„Die Preßfreiheit ist in der Bundesakte unter den Rechten, welche den Angehörigen der deutschen Bundesstaaten zugesichert werden, aufgestellt; sie ist im württembergischen Verfassungsvertrage als eines der wichtigsten staatsbürgerlichen Rechte beschworen. Können die Bestimmungen dieser

beiden Haupturkunden unseres öffentlichen Rechts, des allgemeinen und des besonderen, zu ihrem Gegentheil umgedeutet werden, wo ist dann überhaupt noch ein gesicherter Rechtszustand?"

Schotts Antrag, „die Regierung um Wiederherstellung der verfassungsmäßigen Preßfreiheit durch Aufhebung der Censur zu bitten", wurde endlich nach langer und vielfach interessanter Debatte mit 64 gegen 27 Stimmen von der Kammer angenommen.

Sofort wurde in derselben Sitzung zur Verhandlung der Frage über die Censurkosten geschritten. Der Antrag Schotts, „diese Kosten für die Vergangenheit anzuerkennen, doch mit der ausdrücklichen Erklärung: daß die Kammer in Zukunft hiefür im Etat keine Position bewilligen werde", erhielt wieder eine Mehrheit von 64 Stimmen (gegen 22).

In der Sitzung vom 6. Dezember wurde endlich über den Hauptfinanzetat für die Periode vom 1. Juli 1833 bis dahin 1836 abgestimmt. 70 Stimmen waren für, 19 gegen die Verwilligung; unter den letzteren auch Uhland. Er begründete sein Votum folgendermaßen: „Die Abstimmung über das Budget ist die Blume aller vorangegangenen Abstimmungen. Früher ausgesprochene Gesinnungen verlieren ihre Geltung, wenn sie nicht in dieser Endabstimmung Probe halten. Ich meines Theils würde mit meinem ganzen bisherigen Verfahren in Widerspruch gerathen, wenn ich jetzt für die Verwilligung stimmte. Von den Verfassungsfragen, auf die ich besondern Werth legte, ist keine erledigt. Ueber die Bundesbeschlüsse vom 28. Juni

1832, deren praktische Bedeutung wohl nicht lange mehr zweifelhaft sein wird, hat keine Berathung mehr stattgefunden. Durch Unterdrückung der Preßfreiheit ist die Verfassung in einem der wichtigsten Rechte verletzt; darum kann es mir nicht genügen, um Herstellung dieses verfassungsmäßigen Rechts zu bitten. Mit einer solchen Bitte ist gar Nichts geschehen, wenn zugleich zur Fortsetzung dieses verfassungswidrigen Zustandes die Mittel dargebracht werden. Das Steuerverwilligungsrecht steht mir nur durch die Verfassung zu, ich darf es auch nur für diese, für den von ihr begründeten Rechtszustand gebrauchen. Im Laufe der Etatsberathung selbst bin ich, nach Form und Gegenstand, bei vielen und erheblichen Abstimmungen in der Minderheit geblieben. Vorzüglich finde ich den Aufwand für die Departements des Kriegswesens und der auswärtigen Angelegenheiten, welch letzteres zu den unserem Verfassungsleben feindseligen Beschlüssen mitgewirkt hat und solche täglich vollzieht, weder der Größe unseres Landes angemessen, noch den wahren Interessen desselben förderlich. Dagegen sind die Anerbietungen der Kammer für Zwecke des Unterrichts und der Volksbildung, worin ich unsere wahrsten Interessen erkenne, nicht angenommen worden. — Ueber das gerechte Verhältniß der verschiedenen Steuern unter sich, will ich nicht aburtheilen, aber ich kann es nicht für gerecht ansehen, daß die Apanagen, des Antrags der Kammer unerachtet, von der allgemeinen Besteurung frei bleiben sollen. — Unter solchen Umständen stimme ich, meinen frühern Abstimmungen getreu, auch hier mit Nein."

Am 19. Dezember 1833 wurde sodann die Ständeversammlung vertagt.

So sehr Uhland durch seine parlamentarische Thätigkeit in Anspruch genommen war, so wußte er doch immer noch Zeit zu erübrigen für seine gelehrten Forschungen. Mitten in die heftigsten Kämpfe um verfassungsmäßige Freiheit fällt das Erscheinen des ersten Bandes der „Sagenforschungen“ mit dem „Mythus von Thôr“ (Stuttgart und Augsburg 1836), „der“ — so urtheilt eine der ersten Autoritäten auf dem Gebiete der altdeutschen Literatur, Professor Franz Pfeiffer, — „wie ein wunderbarer, fremdartiger und doch wiederum bekannter Klang aus grauer Vorzeit in die von ganz anderen Ideen bewegte Gegenwart herübertönte. In dieser vom feinsten poetischen Sinn und Verständniß, vom liebevollsten Eindringen in die religiöse Weltanschauung der germanischen Völker schönes Zeugniß gebenden Arbeit hat Uhland der deutschen Mythen- und Sagenforschung, wenn sie mehr sein soll als gelehrte Spielerei, für immer Richtung und Ziel angewiesen. Leider bis jetzt vergeblich, denn das zarte Erfassen, die maßvolle Besonnenheit, die er in seinen Mythendeutungen überall an den Tag gelegt hat, ist, wie der Augenschein zeigt, ohne Nachfolge geblieben. Nicht ohne Unmuth betrachtete er den immer mehr in Schwung kommenden verkehrten Betrieb der deutschen Mythologie, und er hat demselben in seinen Gesprächen mit mir öfter Ausdruck und Worte geliehen. Beim Lesen dieser ungeheuerlichen Ausschreitungen ungezügelter Einbildungskraft, sagte er mir einst, meine er oft, in einem Narrenhause zu sein.“

Dem Thôr-Mythus sollte ein zweites Bändchen mit dem Mythus von Odhin (Wuotan) folgen; die fleißige Arbeit wurde aber durch das stürmische Jahr 1848 unterbrochen, das Uhland wieder aus der Gelehrtenstube in das Frankfurter Parlament rief. In den fünfziger Jahren nahm er die Arbeit wieder auf, ohne jedoch damit zu einem Abschluß zu kommen. —

Im Jahr 1836 hatte er in Tübingen das von dem frühern Kanzler der Hochschule, C. G. Wächter, neuerbaute Haus an der Neckarbrücke gekauft, in welchem er gestorben ist. Dasselbe lehnt sich an den Oesterberg, mit terrassenförmig aufsteigendem Garten, und gewährt einen freien Ausblick in das neckardurchrauschte Thal, der sich oben im Gartenpavillon über bewaldete Vorhügel hinweg bis zu den sargähnlichen Höhenzügen der schwäbischen Alb erweitert, — ein Dichterhaus mit den Reizen ländlicher Umgebung, das sich zugleich der Vortheile einer Stadtwohnung erfreut. —

Auf den 16. Januar 1838 war ein außerordentlicher Landtag nach Stuttgart einberufen worden. Derselbe hatte sich hauptsächlich mit der Berathung eines neuen Strafgesetzbuches zu beschäftigen. Auch die Todesstrafe kam hiebei zur Sprache. Bevor die Kammer über die Art und Weise der Hinrichtung, wie sie im Gesetzesentwurf bestimmt war, berathen wollte, wurde in derselben die Frage aufgeworfen, ob Todesstrafe überhaupt zuläßig sei? Es entspann sich eine lebhafte und interessante Diskussion, und zuletzt wurde mit 53 gegen 29 Stimmen die Beibehaltung der Todesstrafe beschlossen. Auch Uhland

befand sich unter den Gegnern derselben; seiner Abstimmung fügte er Folgendes bei: „Ist die Todesstrafe nicht nothwendig, so ist sie auch nicht zuläßig. Dieses setzte ich als anerkannt voraus. Von der Nothwendigkeit, sie in die neue Strafgesetzgebung aufzunehmen, bin ich nicht überzeugt worden. Dieß ist individuell, es steht aber dieser Ansicht jedenfalls kein Beweis aus der Erfahrung entgegen. Die Todesstrafe ist ferner diejenige Strafart, bei der ein Mißgriff des Richters auf keine Weise und zu keinem Theile gut zu machen, bei der keine Zeit gelassen ist, in deren Verfolge der formellen Rechtskraft gegenüber die Unschuld noch wirksam an den Tag kommen könnte. Wer dessen ungeachtet dieselbe im Allgemeinen für zuläßig und unentbehrlich hält, wird sich doch aufgefordert finden, diese gänzlich irreparable Strafe nur den sicherndsten Formen des Strafverfahrens anzuvertrauen. Kann dieß aber in einem Augenblicke geschehen, in welchem dieselbe entweder dem bestehenden Strafprozeß, dessen Gebrechen erkannt sind, hingegeben werden muß, oder einem künftigen, für dessen Geist und Richtung, besonders in Beziehung auf den Beweis und die Oeffentlichkeit, noch keine Gewähr vorhanden ist? Es treffen bei Beurtheilung dieser Frage Beweggründe, Motive des Verstandes mit denen des Gemüths, die Betrachtung der Vergangenheit mit dem Blick in die Zukunft, so weit uns dieser vergönnt ist, zusammen. Daraus bildet sich ein Gesammteindruck, und wie dieser mir geworden ist, muß ich gegen die Beibehaltung der Todesstrafe stimmen."

Gegenüber dem Gesetzesentwurf, den die Todesstrafe

durch das Schwert vollzogen wissen will, hatte die vorberathende Kommission das Fallbeil als Werkzeug dieser Strafe beantragt, was von der Kammer mit großer Mehrheit angenommen wurde. Bei der Abstimmung äußerte sich Uhland u. A.: „Ich würde es als ein Mackel der würtembergischen Strafrechtspflege betrachten, wenn ein neues Strafgesetzbuch die Zerfleischung mit dem Schwerte nicht bestimmt und ausdrücklich ausschlöße. . . . Es war früher in Aussicht gestellt, daß die Regierung auf das sicherste Werkzeug der Vollziehung Bedacht nehmen werde. Man hat damals der Regierung freie Hand gelassen, allein diese freie Hand hat das Schwert bis jetzt festgehalten, und will es auch heute nicht fallen lassen... Nachdem die Beibehaltung der Todesstrafe beschlossen worden ist, muß ich für den Kommissionsantrag stimmen.“ —

In Betreff des Artikels 87 des Strafgesetzbuches, welcher von der Strafe unterlassener Verhinderung von Verbrechen und Vergehen handelt, sprach sich Uhland in der Kammersitzung vom 8. Febr. 1838 gegen die Denunziationspflicht aus. Diese, als Grundsatz aufgestellt, habe keine bestimmte Grenze und könne keine haben, keine Grenze für den Ehrenhaften und keine für den Schlechten. Sie erstrecke sich besonders auch auf solche gesetzwidrige Handlungen, bei denen schon die Vorbereitung, schon der entfernte Versuch mit bedeutenden Strafen bedroht sei. Hier könne nun gerade der gewissenhafte Bürger in die bittere Wahl versetzt werden, entweder der Kriminaljustiz anheimzufallen, indem er Erscheinungen, die er selbst für unwichtig und nicht für strafwürdig halte, unangezeigt lasse, oder

durch die Anzeige Untersuchungen herbeizuführen, bei denen, nachdem vielleicht der Angeschuldigte Jahre lang in den Kerkern herumgeschleppt worden, nichts herauskomme. Ein verfassungsmäßiges Recht, das Art. 24 des Grundgesetzes zusichere, sei Gewissensfreiheit. Zur Wahrung der Gewissensfreiheit stimme der Redner gegen die Denunziationspflicht. Ferner stimmte er gegen den Artikel des Strafgesetzes, welcher eine Strafminderung für denjenigen eintreten lassen will, welcher seine Mitschuldigen entdeckt oder aus eigenem Antriebe zu deren Ergreifung Mittel und Gelegenheit gegeben hat; denn es sei schwer genug, die Verbrecher zu bessern, die Gesetzgebung sollte sie nicht noch verschlechtern. Es sei aber das Gegentheil eines Besserungssystems, wenn man in ihnen eine neue Saite der Schlechtigkeit anrege, nämlich den Reiz, um den Lohn der Strafmilderung ihre Genossen anzugeben. — Hatte sich Uhland überhaupt gegen die Todesstrafe ausgesprochen, so konnte er dieselbe auch nicht, wie es der strafrechtliche Entwurf will, für Hochverräther im Falle einer hochverrätherischen Verschwörung gelten lassen, um so weniger, da das Gesetz keinerlei ermäßigende Rücksicht darauf genommen habe, wenn Untersuchungen dieser Art durch unleidliche Bedrückung, durch offenbaren Verfassungsbruch herbeigeführt wären. Nach Art. 130 des Gesetzesentwurfes werde das Verbrechen des Hochverraths u. A. begangen durch Angriff oder Verschwörung gegen die Person des Königs oder Reichsverwesers, wenn eine solche Unternehmung dahin abziele, den Regenten zu tödten, gefangen zu nehmen, in Feindes Gewalt zu liefern oder demselben auf irgend eine Weise die Ausübung

möglich zu machen. Die Paciszenten des Verfassungsvertrags hätten für nothwendig gefunden, in §. 13 der Verfassungsurkunde eine Vorkehrung für den Fall zu treffen, daß auch während der Regierung eines volljährigen Regenten die Bestellung einer Regentschaft nothwendig würde. Für dieses Verfahren sei kein Termin in der Art vorgeschrieben, daß von dem eintretenden Bedürfniß bis zum Eintritt des Verfahrens selbst volle Jahresfrist ablaufen könne. Hier sei gewiß denkbar, daß innerhalb dieser Zeit der öffentliche Zustand sich zum unerträglichen steigern könne. Wenn nun unter solchen Umständen ein Unternehmen bereitet werde, wodurch dem Regenten, der sich in dieser Lage befinde, das Regieren unmöglich gemacht werden sollte, und wenn bei diesem Unternehmen keine verbrecherische Absicht irgend einer andern Art vorliege, sondern dasselbe vielmehr darauf abziele, einem größern allgemeinen Ausbruch vorzubeugen, so sei hier allerdings ein, wenigstens formell strafbares, aber gewiß nicht ein todeswürdiges Unternehmen vorhanden, und doch müßte hier die Todesstrafe ohne Weiteres erkannt werden. — Gegen den Artikel über Hoch- und Landesverrath wider den deutschen Bund erklärte sich Uhland deßhalb, „weil er sich des Glücks nicht rühmen dürfe, daß ihm Deutschland auch in Beziehung auf innere Politik Ein Vaterland sei." Im Hinblick auf die Entwicklung, die das öffentliche Recht des Bundes in neuerer Zeit genommen, sei er gegen den Artikel. — Ebenso stimmte er für Weglassung des Artikels über unerlaubte Verbindungen der in Folge des Bundesbeschlusses vom 5. Juli 1832 (wonach alle

politische Vereine verboten wurden) in die württembergische Gesetzgebung aufgenommen worden ist. Im Eingang dieses Bundesbeschlusses wurde ausdrücklich gesagt, daß solcher in Erwägung der gegenwärtigen Zeitverhältnisse und für die Dauer derselben gefaßt sei. „Nun aber soll diese Anordnung", bemerkt Uhland, „deren Rechtsgültigkeit für Württemberg ein Theil dieser Kammer seiner Zeit bestritten hat, den Stempel eines Landesgesetzes erhalten und dadurch zu einer bleibenden Norm erhoben werden. Die Landesgesetzgebung soll also über die Fürsorge des Bundes hinausgehen und der politische Belagerungszustand in den ewigen Frieden hinübergenommen werden. Ich bin hier, wie bei dem ganzen Capitel von politischen Verbrechen, der Ueberzeugung, daß Unternehmen dieser Art durch nichts sicherer verhindert werden, als durch Entwicklung eines öffentlichen Zustandes, bei dem das deutsche Volk des vollen Genusses politischer Ehre sich zu erfreuen hätte, worauf es vermöge seiner geistigen und sittlichen Bildung Anspruch hat. Verbote und Strafbestimmungen dagegen, die das Ehrgefühl eines über seine Rechte und seine Pflichten nachdenkenden Volkes nothwendig kränken, halte ich für ein gänzlich ungeeignetes Mittel, die Rechtsordnung zu befestigen. . . . An Strafen gegen Vereine zu rechtswidrigen Zwecken ist die Rüstkammer unseres Strafgesetzbuchs reich genug. Durch den genannten Artikel werden nun aber auch löbliche und gleichgültige Zwecke politischer Vereine mit Strafen bedroht, die bis zu zweijährigem Gefängniß gehen können."
— Bei den Verhandlungen über die Strafbestimmungen

gegen den Zweikampf bemerkte Uhland gegenüber der Milde, mit welcher hier die Strafzutheilung erfolgen sollte: „Man ist geneigt, schonend gegen den zu verfahren, der durch Zweikampf seine Ehre schützen wollte, es kann aber auch z. B. ein wegen politischer Verbrechen Angeschuldigter der aufrichtigen Ueberzeugung sein, daß sein Unternehmen nicht sowohl um seiner persönlichen Ehre, als um der Ehre seines Vaterlandes willen, nothwendig gewesen sei.“ — Bei dem Artikel über Ehrenkränkung stellte Uhland den Antrag, daß derjenige, der einen Andern dem öffentlichen Spotte aussetze, nicht, wie es der Entwurf wollte, mit einer Injurienstrafe zu belegen sei; das wäre zu weit gegangen; der Volkswitz sei ein so schönes Talent, daß man es nicht unterdrücken sollte. Es werde manches damit auf die unschädlichste Weise abgemacht, und ein gesunder Spott sei oft heilsamer als eine langweilige Lehre. — In Betreff des Artikels über die Dienstpflichtverletzungen der Kirchen- und Schuldiener sprach sich Uhland gegen das damals beliebte System aus, welches die Geistlichen in politischen Angelegenheiten zur Theilnahmlosigkeit verurtheilen und sie politisch mundtodt machen wollte. — Ueberhaupt läßt sich der Antheil, den er an der Debatte über das Strafgesetz nahm, kurz mit Einem Wort charakterisiren: er vertheidigte stets die Rechte der Humanität, faßte die Strafe niemals anders auf als ein Mittel der Besserung, und wie er in Betreff des Fortschritts in der Menschheitgeschichte fest auf den endlichen Sieg des Guten über das Böse vertraute, so hoffte er auch in Betreff des strafwürdigen Individuums, daß das Gute bei ihm endlich

wieder die Oberhand gewinne; er wollte ihm die Aussicht nicht verschließen, sich wieder mit der bürgerlichen Gesellschaft auszusöhnen und wieder in das ehrliche Leben eintreten zu können. In der Sitzung vom 4. Mai 1838 bemerkte er: „Ich halte bei der Berathung des ganzen Strafgesetzbuchs die Ansicht fest, daß die Verbrecher oder diejenigen, die dem Strafrichter heimfallen, nicht immer die schlechtesten Menschen sind. Es sind oft Menschen von gewaltsamen Leidenschaften und wildem Geiste. Wenn die Leidenschaft ausgetobt und der unruhige Geist seine Härten abgestoßen hat, so können sie die besten Menschen in der Gesellschaft werden."

Allein mit solchen Ansichten blieb Uhland in der Regel in der Minderheit. Indessen hatte die zweite Kammer bei der ersten Berathung des Gesetzesentwurfs sich doch für einzelne Bestimmungen entschieden, welche das Gesetz im Sinne der Humanität und der staatsbürgerlichen Freiheit zu ermäßigen unverkennbar die Absicht hatten. Mit solchen Bestimmungen war aber die Kammer der Standesherren nicht einverstanden, und sie wurden dann später auch von der Abgeordnetenkammer wieder fallen gelassen. Hatte sich Uhland vor Jahren schon gegen eine Adelskammer ausgesprochen, so mußte er jetzt jene Befürchtung, daß von derselben wenig Gutes für das Volk ausgehen werde, leider erwahrt finden. Bei der Hauptabstimmung über den Entwurf des neuen Strafgesetzbuches stimmte er daher mit Nein und berief sich hiebei auf sein Verhalten bei der Berathung der einzelnen Artikel. „Die Gründe meiner Abstimmung," sagte er in Uebereinstimmung mit dem bereits

oben Angeführten, „beruhen wesentlich darin, daß auch im Verbrecher der Mensch zu achten und aufrecht zu halten, daß gewissenhaft Keinem, nach Absicht und Erfolg, mehr anzurechnen, als er beweisbar wirklich verschuldet hat, daß die Wiederherstellung eines unschuldig Verurtheilten nicht durch die Strafart zum Voraus unmöglich zu machen, daß durch keine Strafandrohung dem Gewissen Zwang anzuthun, daß keiner nicht konstitutionellen Vorstellung vom Stande der Personen zur Strafschärfung zu huldigen, daß Nichts zu bestrafen sei, was dem Bürger eines Staates mit freier Verfassung vernunftgemäß zukommt.“

Möchten unsere Gesetzgeber diese goldenen Worte sich unauslöschlich in das Herz graben! —

Am 22. Oktober wurde die Ständeversammlung aufgelöst, und jetzt zog sich Uhland bis auf Weiteres ganz von der parlamentarischen Thätigkeit zurück. Einen unmittelbar praktischen Erfolg hatte dieselbe nicht, aber sein Wirken als Abgeordneter des Volkes wird für uns und unsere Nachkommen, für das engere und weitere Vaterland nicht verloren sein. An seinen muthigen, überzeugungskräftigen Worten werden sich die deutschen Jünglinge und Männer erfrischen und stärken für die noch ungelösten Fragen der Gegenwart und Zukunft; sie werden in ihm den Vorkämpfer gegen alle Schäden und Vorurtheile ehren und lieben, von denen Deutschland in den einzelnen Staaten und dem großen Ganzen befreit werden muß, wenn anders von einem gedeihlichen Volksleben, von deutscher Macht, Größe, Einheit und Freiheit die Rede sein soll. Die Fragen, in welchen er sein gewichtiges Wort

sprach, sind meist noch unerledigt. Fortwährend noch zehren die stehenden Heere am Mark des Volkes, verhöhnt die deutsche Polizei die Grundsätze der Humanität, wird bald in diesem bald in jenem Staate die gesetzliche Selbstständigkeit der Kammern, werden klare Bestimmungen der Verfassung mißachtet, für hohe Staatsbeamte und leeren Schein unverhältnißmäßige Kosten aufgewendet, während die Interessen für Volksbildung und Unterricht vernachläßigt werden. In den meisten Staaten entbehrt bis zur Stunde noch das Recht der Gewissensfreiheit, des gesetzlichen Widerstandes, das Vereinsrecht des vernünftigen Schutzes; noch nicht überall ist die Oeffentlichkeit der Rechtspflege eingeführt, während noch vielfach die Strafgesetzgebung an die Barbarei des Mittelalters erinnert. Wußte sich doch die Reaktion der letzten Zeit besonders groß damit, daß sie überall wieder die abgeschaffte Todesstrafe eingeführt hat!

Wären die Worte, die Uhland in so bedeutungsvollen und beziehungsreichen Fragen auf den württembergischen Landtagen gesprochen, nicht Worte einer verschwindenden Opposition, nicht Johannisrufe in der Wüste geblieben, man hätte gegenwärtig nicht mehr nöthig, sich mit der Lösung des Räthsels deutscher Einheit und Freiheit abzuquälen.

Aber die Opposition Uhlands hatte nicht den Charakter verbissener Partheileidenschaft; er trat dem Gegner immer achtungsvoll gegenüber; war ihm persönlich zu Nahe getreten worden — er vergalt es nicht mit Gleichem; er hatte immer nur das klar für wahr Erkannte im Auge, unbeirrt von Beifall, Mißkennung, Spott oder Schmähung.

Ob der Erfolg der Sache augenblicklich dieser oder jener sein mochte, das vermochte ihn nie zu bestimmen, auch nur ein Jota von dem aufzugeben, was als Recht und Wahrheit in seiner edlen Brust lebte. Mit Luther durfte er sagen: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders!" Das ist das Verhalten des Weisen, der auf den endlichen Sieg der befreienden Wahrheit vertraut.

Uhland hat in der Kammer nicht allzuoft und allzulange geredet. Glänzende und bestechende Reden zu halten, die es wie die Deklamationen der Schauspieler auf den händeklatschenden Beifall der Menge absehen, war ganz und gar nicht seine Sache. Sein einfaches, schlichtes, bescheidenes Wesen bewahrte er auch als Abgeordneter. Aber seine Bescheidenheit ging nie so weit, daß er nicht gegen die geringste Verletzung der Verfassung, gegen die geringste Beeinträchtigung der Volksrechte, kam sie von Oben oder von Unten, sogleich Protest erhoben hätte. Stets sprach er in knappen Sätzen und körnigen Worten, immer in den Kern der Dinge eindringend, meist den Nagel auf den Kopf treffend, nicht selten die Frage durch ein glückliches Bild beleuchtend. Feind aller Phrase, war seine Rede immer gedankenschwer, immer das wohlangemessene Kleid einer ehrlich gewonnenen Ueberzeugung. Außerordentlich gewissenhaft besuchte er die Kammersitzungen und mit dem aufopferungsvollsten Fleiß vertiefte er sich selbst in diejenigen Verhandlungsgegenstände, die seinen Studien, seinen Neigungen und Interessen ferne lagen. Bewundernswerth ist die korrekte Logik, die er bei den Abstimmungen stets selbst beobachtete und beobachtet wissen wollte.

War der Ruf des Dichters Uhland schon längst festgestellt, so wurde nun sein Name auch als freisinniger und muthvoller Kämpfer für Wahrheit und Recht in und außerhalb Württembergs ein hochgeschätzter. Seine Stuttgarter Wähler ehrten ihn durch Festmahle und Ueberreichung eines kunstvoll gearbeiteten silbernen Pokals; die Stuttgarter Frauen machten ihm einen Teppich von reichster Arbeit zum Geschenk, und im fernen Norden Deutschlands benannten die Erbauer eines hanseatischen Schiffes dasselbe nach seinem Namen. Zum Lorbeerkranz des Dichters, der schon längst sein Haupt schmückte, fügte nun das deutsche Volk noch die wohlverdiente Bürgerkrone, deren sich Uhland auch in späteren Jahren noch so würdig bewies wie wenige deutsche Männer.

Achtes Kapitel.

Reisen.

Mit Wessenberg theilte Uhland die Vorliebe zu der stammverwandten Schweiz. Es war nicht bloß die großartige Alpennatur, die Fülle landschaftlicher Reize, welche in seltenstem Reichthum über jenen kleinen Fleck Erde ausgegossen ist, die den Dichter, — nicht bloß die vielfältigen historischen Erinnerungen, welche sich an das freie Land knüpfen, die merkwürdigen Sagen, welche dort von Geschlecht zu Geschlecht überliefert werden, die kostbaren Schätze der Bibliotheken und Archive, — die den Gelehrten dorthin zogen: es war vielmehr das Volksleben, der freie Gemeindeorganismus, die aus dem „ureigenen Geiste" deutschen Wesens herausgeborene politische Staatseinrichtung, welche hauptsächlich Uhlands Anhänglichkeit und Liebe für die benachbarte Alpenrepublik begründete. Auch darin zeigt sich wieder die lautere Gesundheit seiner ächt deutschen Natur, daß er ein warmes Gefühl hatte für die Stammesverwandtschaft mit der Schweiz und dieses Gefühl, wie es treue Blutsverwandte auch müssen, nie erkalten ließ durch äußerliche Rücksichten, wie sie etwa von einer wetterwendischen Politik von hüben oder drüben geboten werden wollten.

Die Zusammengehörigkeit der Schweiz namentlich mit Süddeutschland hat sich im Wechsel der Zeit und der Geschichte immer wieder lebendig erhalten.*) Zwischen Beiden fand stets ein gegenseitiges Geben und Empfangen, ein materieller und geistiger Güterverkehr, ein Tauschhandel in jenem edlern Sinn statt, daß das eine Land das andere mit demjenigen, was es ihm bot, nicht übervortheilte, sondern ihm damit eine Wohlthat erwies. Besonders ist der Einfluß, den die Schweiz als politische Gemeinschaft auf Deutschland von jeher geübt hat, bemerkenswerth. Schon in den ersten Kämpfen der Eidgenossenschaft während der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts zeigte sich derselbe, und zwar zunächst bei der Landbevölkerung in den angrenzenden Ländern, namentlich im Breisgau (im Hauensteinischen), Schwaben, der Grafschaft Werdenfels, zum Bisthum Freisingen gehörig,und in Tyrol. Wahrscheinlich schon um diese Zeit bildete sich im Hauensteinischen jener Bund von etwa 150 Dörfern, welcher später, im Jahr 1433, durch einen Bundesbrief besiegelt wurde, mit einer vollkommen republikanischen Verfassung, zwar ohne dem Abt von St. Blasien und dem Hause Oesterreich, zu dem sie eigentlich gehörten, den Gehorsam aufzukündigen, jedoch mit der klar ausgesprochenen Absicht, ihre Freiheit und Selbstregierung zu behaupten und sich allzuhoher Besteuerung zu wehren. Im Württembergischen soll zu jener Zeit der Grund gelegt worden sein zu der spätern Vertretung der Landgemeinden an den Landtagen,

---

*) Siehe hierüber „Reden und Vorträge von Professor Dr. K. Hagen. Bern und Solothurn, 1861. Verlag von Jent und Gaßmann

zu dem „alten guten Recht". Die volksthümliche Verfassung von Werdenfels hat ihren Ursprung wohl ebenfalls in jener Zeit. — In der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts war die Wechselwirkung der Eidgenossenschaft und der volksthümlichen Elemente in Deutschland noch stärker. In diese Zeit fällt namentlich der Konstanzer Bund, der zum Zweck hatte, eine dauernde Einigung zwischen den deutschen Reichsstädten und der schweizerischen Eidgenossenschaft zu Stande zu bringen und den Grund zu legen zu einer Bundesverfassung, welche nicht bloß augenblickliche Zwecke verfolgte, sondern sich offenbar zu einer politischen Macht zu gestalten beabsichtigte. Allein der deutsche Städtebund war in seinen Bestrebungen und Kämpfen nicht so glücklich wie die Eidgenossenschaft, sonst würde ohne Zweifel mindestens ganz Süddeutschland bis an den Main sich zu einer politischen Verfassung umgestaltet haben, wie sie die Eidgenossenschaft besaß. — Zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts war es der Appenzellerkrieg, der eine zeitlang bedeutenden Einfluß auf die deutsche Nachbarschaft übte. 1405 wurde ein Bund aller Landschaften um den Bodensee mit den Appenzellern geschlossen, der zu einer ähnlichen Eidgenossenschaft führen zu wollen schien, wie die schweizerische war. Diese Aussicht verwirklichte sich jedoch nicht. Bald nachher aber machte sich in einer andern Angelegenheit der Einfluß der Schweiz auf die Geschichte des deutschen Reiches geltend, indem sie auf das Kräftigste und Erfolgreichste zur Niederschlagung des von Pabst Johann XXIII. mit Hilfe Friedrichs von Oesterreich unternommenen Reaktionsver-

suches gegen das Konstanzer Konzilium mitwirkte. — In politischer Hinsicht blieb von nun an die Schweiz für die Bestrebungen der deutschen Städte und Bauernschaften Muster und Vorbild und daher stets ein Gegenstand der Erbitterung von Seiten der Fürsten und Herren. Bei dem zweiten großen Städtekrieg (1448, 1449) ist der moralische Einfluß der Schweiz insofern unverkennbar, als den Städten von ihren Gegnern zum Verbrechen angerechnet wurde, daß sie dasselbe wollten, was die Schweizer bereits erreicht hätten. — Nach dem glücklichen Ausgang des Krieges gegen Burgund fingen in Deutschland die Freiheitsbestrebungen in allen Sphären der Gesellschaft sich wieder zu regen an. Die Bauernaufstände, welche von der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts bis zum Jahr 1525 Deutschland beunruhigten, sind sämmtlich durch das Beispiel der Schweiz veranlaßt und haben als letztes Ziel die Herstellung einer schweizerischen Freiheit. Sehr bezeichnend ist in dieser Hinsicht eine Weissagung, die im Volksmunde ging: es werde einst auf dem Schwanenberge (einem Berge in Franken) eine Kuh stehen und so brüllen, daß man's mitten in der Schweiz höre, d. h. ganz Deutschland sollte zur Schweiz, zu einem schweizerischen Freistaat werden, so daß die brüllende Kuh auf dem Schwanenberge, der als die Mitte Deutschlands betrachtet wird, allerdings mitten in der Schweiz gehört würde. — Zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts trugen sich die Reichsstädte mit dem Gedanken, sich an die Eidgenossenschaft anzuschließen und schweizerisch zu werden, und bereits waren zu diesem Zwecke Unterhandlungen im Gange. Nach dem mißlunge-

nen Revolutionsversuche Huttens und Sickingens (1523) und der damit in Verbindung stehenden Vertreibung der fränkischen Ritter durch den schwäbischen Bund, worauf eine politische und religiöse Reaktion eintrat, hielten die Städte 1524 mehrmals Berathungen, in denen der Anschluß an die Eidgenossenschaft lebhaft besprochen wurde. — In der Reformation hatten sich die süddeutschen Städte bekanntlich dem Zwinglianismus angeschlossen, ein Anschluß, der zugleich ein politischer an die Schweiz war; denn das Prinzip der ganzen Freiheit hatte Zwingli, Luther gegenüber, mit der vollen Macht seines hellen und unbefangenen Geistes vertreten.

Während der Zeit politischer und religiöser Reaktion lockerte sich das Band zwischen Deutschland und der Schweiz. Im achtzehnten Jahrhundert dagegen ist der Einfluß der letztern auf jenes in der Wissenschaft und der Literatur wieder hoch anzuschlagen. Von den ersten und edelsten Männern beider Länder wurden die lebhaftesten geistigen Beziehungen unterhalten. Viele Deutsche kamen nach der Schweiz, so namentlich Klopstock, Wieland, Fichte, Göthe, Zschokke. Der Letztere hatte sich bekanntlich in derselben eingebürgert und durch sein journalistisches und literarisches Wirken sich um die Volksbildung die größten und segensreichsten Verdienste erworben. Die schweizerische Freiheit begeisterte namhafte deutsche Dichter zu ihren poetischen Schöpfungen. Bei Klopstock besonders und seinen Nachahmern spielt sie eine vorwiegende Rolle; Lessing wollte über Henzi's (eines Berners) Revolutionsversuch im Jahr 1744 ein Drama schreiben, wovon die beiden ersten

Akte noch vorhanden sind, und die bedeutendste und vollendetste Schöpfung des gefeiertsten deutschen Dichters, gleichsam sein politisches Testament, hat die Verherrlichung der schweizerischen Freiheit zu ihrem Inhalt. Wir brauchen kaum zu sagen, daß wir Schillers Wilhelm Tell meinen. — Auf dem Gebiete der Erziehung war es Rousseau, der eine sehr nachhaltige Wirkung auf Deutschland ausgeübt hat. Von ihm rühren die Ideen her, von denen sich die Sturm- und Drangperiode leiten ließ. Seine Ansichten über Erziehung hat Basedow weiter ausgeführt, und man ist sofort an eine praktische Ausführung derselben gegangen. — Die Bedeutung des Geschichtschreibers Johannes v. Müller machte sich in doppelter Hinsicht in Deutschland geltend: einmal insofern als Müller eine Zeit lang als Muster eines Geschichtschreibers hingestellt und nachgeahmt wurde; zweitens insofern als er zum ersten Male wieder nach langer Zeit die Geschichte der Schweiz den Deutschen näher brachte. Seine Auffassung der Schweizergeschichte als Epos der Freiheit wurde nun die maßgebende und in hohem Grade für die Belebung freiheitlicher Ideen befruchtend. — Epochemachend war der Einfluß Pestalozzi's, der die durch Rousseau ausgesprochenen Ideen zu einer Reform der Erziehung in selbstständiger Weise, zunächst mit vorzüglicher Rücksicht auf die Elementarschulen, weiter entwickelte.

In neuester Zeit endlich war es die Schweiz, welche zuerst in klarer und folgewichtiger Weise die Unterscheidung zwischen Ultramontanismus und Katholizismus vollzog und im Sonderbundskrieg jenes unreine Element von

sich ausstieß. Dadurch erst konnte in dem paritätischen Staate der konfessionelle Frieden hergestellt werden und der Katholizismus an den Segnungen der Reformation, die das Wesen des Christenthums vor dem Untergang rettete und in das Deutsche übersetzte, theilnehmen. Eine weitere glückliche Folge hievon war, daß sich die schweizerischen Freistaaten zu einer größeren Einheit zusammenschlossen und aus den zweiundzwanzig Wurzeln des Staatenbundes der kräftige Stamm des Bundesstaates hervorwuchs.

Die neueste Geschichte der Schweiz wird gewiß auch für Deutschland lehrreich sein. Es ist keine deutsche Einheit denkbar ohne die Versöhnung des Katholizismus und Protestantismus im Sinne deutscher Bildung, ohne ein religiöses Leben von Innen heraus, statt von Außen — auch geographisch genommen — herein, und wieder wird sich die deutsche Einheit nur gründen und befestigen lassen durch Umwandlung des Staatenbundes in den Bundesstaat auf Grund der freien Gemeinde, mit vollster Gewährung unveräußerlicher Volksrechte.

Am Klarsten hat dieß Uhland erkannt und vielfach ausgesprochen. Die Entwicklung der neuesten Schweizergeschichte fesselte daher sein Interesse auf das Lebhafteste. Im Jahr 1847, als die Spannung zwischen der Jesuiten- und liberalen Partei wie eine athembeschwerende Gewitterwolke auf den Gemüthern lag, war er nach Zürich gereist, und hatte dann trotz der Warnung seines Freundes Orelli der bekannten Landesgemeinde der Sonderbündler am Rothenthurm (Kanton Schwyz) angewohnt, welche von der „mittelalterlichen Gestalt“ Abybergs präsidirt worden

war. Nach dem Sonderbundskrieg verfolgte er den Gang der Dinge in der Schweiz mit freundlicher Theilnahme, und es waren seine Sympathien für das schweizerische Staatsleben, welche seiner parlamentarischen Thätigkeit im Frankfurter Parlament zu Grunde lagen.

Oftmals hatte Uhland Reisen in die Schweiz gemacht, meist von seiner Gattin begleitet. Keinen bedeutenden Punkt giebt es in derselben, der von ihm nicht besucht worden ist. Mit Vorliebe hörten wir ihn besonders von der schönen Aussicht auf dem Weißenstein bei Solothurn erzählen. Mit Ausnahme des Wallis hatte er die sämmtlichen Kantone der Schweiz durchwandert. Mit vielen Schweizern stand er in freundschaftlicher Verbindung, so u. A. mit Professor Orelli in Zürich, mit Professor Wackernagel in Basel, Zschokke in Aarau, Wagner in Laufenburg. Wilhelm Tell war eine seiner Lieblingsgestalten; es ist ein schöner Freiheitssang, durch welchen er ihn verherrlicht hat:

„Grün wird die Alpe werden,
Stürzt die Lawin' einmal;
Zu Berge ziehn die Heerden,
Fuhr erst der Schnee zu Thal.
Euch stellt, ihr Alpensöhne,
Mit jedem neuen Jahr
Des Eises Bruch vom Föhne
Den Kampf der Freiheit dar.

Da braust der wilde Schächen
Hervor aus seiner Schlucht,
Und Fels und Tanne brechen
Vor seiner jähen Flucht.

Er hat den Steg begraben,
Der ob der Stäube hieng,
Hat weggespült den Knaben,
Der auf dem Stege gieng.

Und eben schritt ein Andrer
Zur Brücke, da sie brach;
Nicht stutzt der greise Wandrer,
Wirft sich dem Knaben nach,
Faßt ihn mit Adlerschnelle,
Trägt ihn zum sichern Ort;
Das Kind entspringt der Welle,
Den Alten reißt sie fort.

Doch als nun ausgestoßen
Die Fluth den todten Leib,
Da stehn um ihn, ergossen
In Jammer, Mann und Weib;
Als kracht' in seinem Grunde
Des Rothstocks Felsgestell,
Erschallt's aus einem Munde:
Der Tell ist todt, der Tell!

Wär' ich ein Sohn der Berge,
Ein Hirt am ew'gen Schnee,
Wär' ich ein kecker Ferge,
Auf Uri's grünem See,
Und trät' in meinem Harme
Zum Tell, wo er verschied,
Des Todten Haupt im Arme,
Spräch' ich mein Klagelied:

„Da liegst du, eine Leiche,
Der Aller Leben war;
Dir trieft noch um das bleiche
Gesicht dein greises Haar.

Hier steht, den du gerettet,
Ein Kind, wie Milch und Blut,
Das Land, das du entkettet,
Steht rings in Alpengluth.

Die Kraft derselben Liebe,
Die du dem Knaben trugst,
Ward einst in dir zum Triebe,
Daß du den Zwingherrn schlugst.
Nie schlummernd, nie erschrocken,
War Retten stets dein Brauch,
Wie in den braunen Locken,
So in den grauen auch.

Wärst du noch jung gewesen,
Als du den Knaben fiengst,
Und wärst du dann genesen,
Wie du nun untergienst,
Wir hätten draus geschlossen
Auf künft'ger Thaten Ruhm:
Doch schön ist nach dem großen
Das schlichte Heldenthum.

Dir hat dein Ohr geklungen
Vom Lob, das man dir bot,
Doch ist zu ihm gedrungen
Ein schwacher Ruf der Noth.
Der ist ein Held der Freien,
Der, wenn der Sieg ihn kränzt,
Noch glüht, sich dem zu weihen,
Was frommet und nicht glänzt.

Gesund bist du gekommen
Vom Werk des Zorns zurück,.
Im hülfereichen, frommen,
Verließ dich erst dein Glück.

Der Himmel hat dein Leben
Nicht für ein Volk begehrt:
Für dieses Kind gegeben,
War ihm dein Opfer werth.

Wo du den Vogt getroffen
Mit deinem sichern Strahl,
Dort steht ein Bethaus offen,
Dem Strafgericht ein Mal;
Doch hier, wo du gestorben,
Dem Kind ein Heil zu sein,
Hast du dir nur erworben
Ein schmucklos Kreuz von Stein.

Weithin wird lobgesungen,
Wie du dein Land befreit,
Von großer Dichter Zungen
Vernimmt's noch späte Zeit;
Doch steigt am Schächen nieder
Ein Hirt im Abendroth,
Dann hallt im Felsthal wieder
Das Lied von deinem Tod."

Lebhaft beschäftigte Uhland die „Tellssage" und die „Sage von Struthan Winkelried, dem Drachentödter", über welche er in ihrer Heimath, an den Ufern des Vierwaldstättersee's, mehrmals Nachforschungen anstellte, Eingeborene, Gelehrte und Ungelehrte, um Auskunft darüber ersuchte. Nicht immer erreichte er seinen Zweck, woran freilich öfter er selbst, sein Zartgefühl und seine Bescheidenheit, Schuld waren. „Durch die Nachricht von der sogenannten Klingenbergischen Chronik in Aufregung versetzt und deßhalb nach St. Gallen geeilt", erzählt Franz Pfeiffer, „mußte

er sich mit der Versicherung begnügen, daß nichts auf die Tellsage Bezügliches darin stehe, und er kehrte heim, ohne die Handschrift gesehen zu haben. Auf meine Frage, ob er sie denn verlangt habe, bemerkte er, er habe, da man es nicht von selbst gethan, dazu nicht den Muth gehabt." Seiner Ansicht nach waren die beiden Sagen keine bloßen Fabeln, sondern lag denselben ein fester historischer Kern zu Grunde.

An seine mehrmaligen Reisen in die Schweiz reihten sich seine öftern Besuche bei dem ehrwürdigen Laßberg in Eppishausen und später in Meersburg oder waren mit jenen Reisen in Verbindung. Bald gings in die schönen Rheingegenden, bald in das sagenreiche Bayern. Besonders gern besuchte er Bonn, wo er heiter mit seinen Freunden Welcker, Arndt, Simrock und Boisserée verkehrte.

Im Sommer 1838 machte Uhland eine Reise nach Wien. Oft hatte er den Wunsch ausgesprochen, dahin zu kommen, aber — sagt der Berichterstatter über diese Reise in der Wiener „Presse" — er traute nicht. Die geheime Polizei, die ihr blutverwandte Censur, der naiv patriarchalische Absolutismus waren allerdings geeignet, den freigesinnten Abgeordneten des württembergischen Landtags mißtrauisch zu machen und Oesterreich als eine Höhle des Löwen zu betrachten. Nur zögernd nahte sich der Reisende den schwarzgelben Schranken und noch von Ischl her richtete er an den ihm befreundeten Custos der Ambrasersammlung, Herrn Bergmann, die zaghafte Frage, ob er ohne Behelligung nach Wien kommen könne? In seiner

Bescheidenheit ahnte er nicht, wie viele tausend Herzen, von seinen Liedern bewegt, von seinen Balladen ergriffen, ihm gerade in Oesterreich entgegenschlugen, daß eine ganze Generation von Dichtern sich an ihm emporrankte und ihn wohl auch nachahmte. Die edelsten Dichter Oesterreichs richteten Gedichte an ihn, Anastasius Grün, dessen Bekanntschaft er schon in Tübingen gemacht hatte, widmete ihm seine „Spaziergänge eines Wiener Poeten."

Im Juli 1838 kam Uhland in Wien an. Zunächst besuchte er den schon genannten Herrn Bergmann, von dem er schon früher eine Abschrift des ambraser Heldenbuchs empfangen hatte. Die Ambrasersammlung nun selber in Augenschein nehmen zu können, war für ihn von höchstem Interesse, und namentlich zog ihn der Rest der altdeutschen Handschriften und das „König-Ottind-Buch" lebhaft an. Zur Herausgabe des „Ambraser Liederbuchs" von Bergmann, die später erfolgte, gab er die Veranlassung.

Eines Abends versammelte Herr Bergmann in seinem Hause einen Kreis von Verehrern um den Dichter. Es erschienen unter Anderen die greise Karoline Pichler, Pauline v. Kondelka, die nachmalige Gattin des jetzigen Staatsministers, mit welcher Bergmann „Homer und Sophokles" in der Ursprache zu durchlesen pflegte, und die wegen ihrer ausgezeichneten Blumengemälde die österreichische Rachel Ruysch genannt wurde. Alle waren gespannt auf die Erscheinung und auf das Wort des edlen Dichters, und alle waren auf die unangenehmste Weise überrascht, denn Beides entsprach gleich wenig dem Bilde, das die Phantasie

von Dichtern gerne zu entwerfen pflegt. Gleich zu Beginn wurde ihm Caroline Pichler vorgestellt. Uhland sagte ihr wörtlich: „Es freut mich, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen; besonders wird es meine Frau, die Ihre Werke gerne liest, freuen, wenn sie hört, daß ich Sie kennen gelernt habe."

Wahrscheinlich hatte Uhland nie eine Zeile von Karoline Pichler gelesen, und war in seiner schlichten schwäbischen Weise nicht unredlich genug, eine Salonlüge zu sagen. Die Gesellschaft fühlte aber das Peinliche, und Uhlands Benehmen war nicht geeignet, den Eindruck zu verwischen. Er benahm sich eigentlich gar nicht, er schwieg; aber er schien antheillos auch nicht einmal zu hören. Nur mühsam war ihm ein Wort, eine Aeußerung abzuringen. Sein Auge mochte, wie er in einem seiner Lieder sagt, „nach innen strahlen."

Bergmann war damals Erzieher des jüngsten Sohnes des Erzherzogs Karl, der durch jenen den berühmten Dichter zur Tafel einladen ließ. Allein Uhland, der es stets liebte, „frei einherzuschreiten und aufrecht, wie ihn Gott erschuf", konnte es nicht wünschenswerth finden, in solchen Kreisen zu erscheinen, wo die Etikette das Gegentheil gebot. Die Einladung war für ihn peinigend und er sann darüber nach, wie er dieselbe ablehnen könne. Die freundlich dringende Zusprache Bergmann's, die Mittheilung, wie einfach und leutselig die ganze fürstliche Familie sei, bewogen endlich den offenbar sehr bedrängten Dichter zur Zusage, und so fuhr er denn mit Bergmann nach der Weilburg bei Baden, wo damals Erzherzog Karl residirte.

Unterwegs in Neudorf, wo Halt gemacht wurde, trafen die Reisenden zufällig mit Conradin Kreutzer zusammen. Uhland hatte seinen Landsmann, der vielleicht die schönsten seiner Lieder durch ächt nachempfindende und tragende Musik erst recht populär gemacht hat, nie gesehen. Es ging ein Strahl angenehmer Ueberraschung über Uhlands starre Züge — so erzählt L. A. Frankl in der Wiener „Presse“, der wir diesen Reisebericht entnehmen —, und der lebhafte Componist pries laut und freudig das Glück, das ihm durch die Begegnung mit dem verehrten Dichter aufging. Es fehlte nur ein Klavier, er hätte ihm so gerne „Der gute Kamerad“ — „Schäfers Sonntagslied“, wenn auch nur mit schüchtern andeutender Komponistenstimme, vorgesungen. — Um neun Uhr Morgens kamen die Herren in Weilburg an. Der Erzherzog empfing Uhland sogleich in der freundlichsten Weise und spazierte lange Zeit mit ihm durch die schönen Parkanlagen, welche das Schloß umgaben. Vielleicht hat Uhland, wenn sie von Bedeutung waren, seine Gespräche mit dem „Ueberwinder des Unüberwindlichen“ aufgezeichnet; seinen Wiener Freunden, schweigend und zurückhaltend, wie er war, hat er davon nichts mitgetheilt. — Nach dem Spaziergang im Park führte ihn der Erzherzog den beiden Erziehern seiner Söhne zu, und diese geleiteten den Dichter auf die umliegenden, waldbewachsenen, mit Burgruinen verzierten Höhen. Bei der Tafel benahm sich Uhland schweigend; man konnte merken, daß er, trotz des liebenswürdig einfachen Tons, der, vom geistvollen Wirthe und seinen Kindern angeklungen, herrschte, sich unbehaglich fühlte.

Von der Weilburg herab wanderten Uhland und Bergmann durch das schöne Helenenthal, dessen waldige Hügel im Abendrothe glühten. Immer munterer, wie von einem Alpdrücken erlöst, wurde Uhland. Unter anregenden Gesprächen gelangten sie durch Wald und Thal nach dem anmuthig gelegenen Cisterzienser-Stift Heiligenkreuz, und kehrten im Gasthause ein, um daselbst zu übernachten. Kaum hörten die Mönche, daß Uhland in Heiligenkreuz sei, so bestürmten sie den ihnen befreundeten Gelehrten, ihn in's Kloster zu führen. Wieder nur nach langem Zureden war Uhland zu vermögen, die Einladung anzunehmen, indem er ihm vorstellte, daß es einen „Ketzer" immer interessiren könne, eine klösterliche Gesellschaft kennen zu lernen, zumal auch Altwürttemberg vor der Reformation zahlreiche, selbst berühmte Klöster, wie Hirschau, Maulbronn besaß. Auch der „Dichter" werde wohl gestimmt werden in den halbdunkeln Gängen des Klosters, zwischen den Grabstätten der Herzoge aus dem Geschlechte der Babenberg, an der Gruft Friedrich des Streitbaren, der im Kampfe gegen die Ungarn gefallen. — Uhland speiste im Refektorium an der Seite des durch den Gast geehrten und erfreuten Prälaten und schien sehr vergnügt, denn zu einer Aeußerung kam es nicht, wie er denn auch hier, trotz dem heitern geselligen Ton, kaum viele Worte sprach. Nach der Tafel wanderten die Freunde, nachdem sie noch die Merkwürdigkeiten des Klosters betrachtet hatten, über Sparbach in die Hinterbrühl nach Maria-Enzersdorf, auf dessen Friedhofe der Bruder „Unstät", wie sich P. Ludwig Za-

charias Werner nannte, besucht wurde, und kehrten dann spät Abends nach Wien zurück.

Auf der Hofbibliothek hier war es vorzüglich der gelehrte Dr. Ferdinand Wolf, mit dem Uhland, durch gleichartiges Studium der französischen Literatur hingezogen, verkehrte. Man wollte dem berühmten Gast hier einen besonderen Platz zum Lesen anweisen, was er jedoch entschieden ablehnte, und fortan saß er täglich unter den übrigen Lesern, unscheinbar und gerne unbeachtet, und las die auf fliegenden Blättern gedruckten Volkslieder in den Mischbänden aus dem sechszehnten Jahrhundert.

Man drängte sich vielfach in Wien, Uhland „kennen zu lernen". Selbst eine literarische Fehde wurde ihm, gleichsam als Schiedsrichter, vorgelegt, eine Affaire zwischen Pannasch und Zedlitz, in welcher der Letztere die Genugthuung versagt hatte. Vor allem waren es die überaus geistreichen Autographophagen, was zu deutsch Selbstschriftfresser heißt, und die nationalen Stammbuchblättersammler, welche Uhland sehr bedrängten. Auf der Bibliothek selbst entging er diesem Schicksale nicht, wo ihn der Franzose Sylvester, der über Handschriftenkunde ein gelehrtes Werk herausgegeben hat, zu seiner peinlichsten Verlegenheit als „Le premier poète d'Allemagne" apostrophirte und um ein Autograph bat. Uhland schrieb, wie immer in solchen Fällen, einige seiner bereits gedruckten Verse nieder, dießmal folgende:

„Man rettet gerne aus der Wirklichkeit
Sich in das heitre Gebiet der Kunst,

Und für die Kränkungen der Wirklichkeit.
Sucht man sich Heilung in des Dichters Träumen."

Einer ähnlichen Bitte entsprach er einmal mit folgenden Versen:

„Wann hört der Himmel auf zu strafen
Mit Albums und mit Autographen!" —

Während seines Wiener Aufenthalts versammelte Wolf einen kleinen Kreis von ausgezeichneten Männern Uhland zu Ehren in seinem Hause zum Mittagessen. Unter denselben befanden sich der im josephinischen Geiste freisinnige Chorherr Chmel, der später von der Kanzel der Philosophie an der Wiener Universität entfernte Rembold, die Gelehrten von Karajan, Bergmann, Hahn, Mohne, Endlicher. Der Letztere ging damals mit dem Gedanken um, nach dem Muster der „Notices extraites" eine Zeitschrift unter dem Titel „Museum" in Wien zu begründen, und setzte mit großer Lebhaftigkeit den Plan auseinander. Die Besprechung der in der Hofbibliothek befindlichen reichen Schätze altfranzösischer Literatur bot ebenfalls einen mannigfaltigen Gesprächsstoff. Uhland hörte aufmerksam zu und — schwieg. Aber nicht immer schwieg er; ihn schien nur die Gesellschaft zu verwirren, eine ungewohnte Umgebung, eine, wenn auch ehrende Aufmerksamkeit auf seine Person einzuschüchtern. Bald nachher brachte er einen ganzen Nachmittag in Karajans Studierstube mit Chmel und Hahn sogar sehr lustig zu; er sprach fast ganz allein, Gelehrtes und Heiteres aus der Fremde und Heimath mittheilend. So erzählte er, er sei schon zweimal

zu Hammer-Purgstall geladen worden, aber „er gehe nicht zu den Diplomaten", was von den Anwesenden, die den berühmten Orientalisten just als das Gegentheil eines Diplomaten kannten, höchlich belacht wurde. Später überzeugte sich Uhland zu seiner Freude selbst von diesem Gegentheile. Auch den württembergischen Gesandten in Wien konnte er sich lange nicht entschließen, zu besuchen.

Ein andermal speiste Uhland bei Herrn v. Karajan. Letzterer hatte früher seinem ältesten Söhnchen gesagt, er möchte den Herrn, der zu Tische kommen werde, recht genau ansehen, er könne jetzt noch nicht begreifen, was das für ein berühmter Mann sei, aber einst werde es ihn freuen, ihn gesehen zu haben. Die Kinder folgten genau der Weisung des Vaters und hörten nicht auf, bei Tisch, fast das Essen vergessend, den Dichter fort und fort zu betrachten; ihre Augen waren wie angeheftet, bis das Uhland auffiel, und der Wirth ihm das Räthsel löste. Der Dichter war hoch erfreut, ließ die Kinder nach Tisch trotz aller Abwehr der Eltern an sich heranklettern und wurde nicht müde, mit ihnen zu spielen und zu lachen.

Einige Tage später fuhr Uhland mit v. Karajan, Grillparzer, Kaltenbank, Freiherrn v. Feuchtersleben und Alexander Baumann nach dem Dorfe Weidling, wo jetzt Hammer-Purgstall und Lenau begraben liegen. Von diesem Punkte aus fliegt der Blick über goldene Saatfelder, Rebenhügel, zwischen grünen Auen über den sich breit und glänzend windenden Strom. Zur Linken erhebt sich die mit dem riesigen Herzogshute geschmückte Kuppel des Klosters von Neuburg, und weit hinaus, jenseits des Stromes

dehnt sich jene berühmte Ebene aus, auf welcher die Ottokar- und die Aspernschlacht geschlagen wurde. Den Horizont begrenzt, in blauem Dufte schwimmend, der gewaltige Berg, der die Grenze Ungarns andeutet. Uhland sah all dieß schweigend an, während seine Begleiter, ebenfalls schweigend, zu erwarten schienen, daß der Anblick den Dichter zu irgend einem Ausrufe bewegen werde. Mehr interessirte ihn aber die erwähnte Steinsäule, welche die folgende Inschrift trägt:

„Ach Christenmensch hör an was ich Dir will sagen
so sich allhie vor Zeiten hat zugetragen
in diese Bildnus wart gots lesterlich geschlagen
durch Trunkene Bösewicht, daraus geflossen sodann rosenfarbenes Blut
wie solches wahre Aussag bezeugen thut
auf das Hernach der Orten in Lüften
vom Teufel einen verrissen in Stücken
solches ist geschehen umb das 1562 Jahr
als die Lutherische Ketzerei gemain war."

Auf der Kehrseite ist das Kreuzbild zu sehen und ein doppelter Wappenschild mit der Inschrift: „Durch Maximilian Heinrich, Churfürst zu Cölln, anno 1672, der die Bildniß lassen erhöhen." Rücksichtlich der Sprache äußerte Uhland: „Man sollte glauben, daß die Inschrift aus dem sechszehnten Jahrhundert sei." — Auf der Schießstätte in in Klosternenburg, welche theilweise von der alten Stadtmauer eingefaßt ist und eine reizende Aussicht über die Stadt und Berge gewährt, wurde das Mittagsmahl eingenommen und vom „Prälaten-Weine" manch ein tieferer Krug geleert. Uhland allein löste er die Zunge nicht.

Die Andern vom Weine angeregt, erlaubten sich durch Wink und Lächeln über die Weise Uhlands, „der geradezu verstockt schien", sich heimlich zu erlustigen. Nur die höchste Verehrung für den Dichter und der Gedanke: „Es ist denn doch ein Unsterblicher, mit dem wir speisen!" wehrte einen Ausbruch der Weinlaune, den Uhland hätte merken müssen.

Ein anderer Ausflug wurde nach der Besitzung des Freiherrn v. Schloißnigg, Herrschaft Ebergassing oder Ebreichsdorf unternommen. Sein Schwiegersohn, der durch sein kurz vorher gedichtetes Drama „Griseldis" schnell berühmt gewordene Friedrich Halm (Münch-Bellinghausen), war durch ein längeres Unwohlsein verhindert, Uhland in Wien zu begrüßen. Ferdinand Wolf veranlaßte daher diesen, mit ihm und dem damals auch in Wien anwesenden Rosenkranz den jüngern Liedgenossen zu besuchen. Auf die freundlichste Weise aufgenommen, brachten die Gäste einen ganzen Tag in dem Schlosse zu. Halm erinnert sich nur zweier Gesprächsstoffe, an denen Uhland lebhafteren Antheil nahm. Es wurde die große Verwandtschaft des österreichischen und schwäbischen, zunächst aber bayrischen Stammes besprochen. Eigenthümlich zustimmend war die Aeußerung Uhlands, als Halm seine Ansicht aussprach, daß er es nachtheilig für einen dichterischen Geist halte, wenn er jede praktische Thätigkeit verschmähe, und ausschließlich Dichter sein wolle. Er sei dann in der peinlichen Lage, die Stimmungen, die zu dem poetischen Schaffen nöthig sind, nicht abwarten zu können und zum Nachtheile der Kunst fort und fort produziren zu müssen. — „Ich sage," erwiderte Uhland, „jedesmal jungen Poeten,

wenn sie nur dichten wollen: „Was aber dann, wenn ein Poet als solcher sich zu Bette legt, und beim Erwachen merkt, daß er es zu sein aufgehört hat?" — Im Ganzen war Uhland auch hier, wiewohl er heiter schien, schweigsam.

Als später Bergmann und v. Karajan ihn in Tübingen besuchten, konnten sie nicht genug die heitere, die dem Gaste fort und fort herzlich dienende Freundlichkeit Uhlands rühmen. Am ersten Morgen, als v. Karajan in des Dichters Haus erwachte, habe ihm dieser selbst frisches Wasser und die von der Magd blankgeputzten Stiefel auf die Stube gebracht. Dem darüber nicht wenig erschrockenen und verlegenen Gaste sagte er: „Das kommt dem Wirthe zu, er darf es keinem Andern überlassen." Und wirklich habe Uhland während des dreitägigen Aufenthalts jeden Morgen so gethan.

Bald nach seiner Rückkehr nach Wien erhielt v. Karajan von dem Dichter den folgenden Brief, der mit seinen Studien zusammenhängt:

„Verehrtester Freund!

„Ihre werthen Schreiben und deren Beilagen sind mir richtig zugekommen; das erste traf ich bei meiner Rückkehr aus der Schweiz. Seien Sie schönstens bedankt für die Fabula Hamelensis, besonders aber für die Abschriften, mit denen Sie, kaum zur eigenen Arbeit zurückgekehrt, sich selbst für mich bemüht haben; wenn ich einmal wieder in den Fall komme, Sie um eine solche Mittheilung anzugehen, dann bitte ich mir aus, daß Sie den kundigen Copisten, den Sie doch immer an der Hand haben, auch so lange in meinen Dienst geben möchten. Laßberg hat mich

bis jetzt nur mündlich wissen lassen, wie sehr besonders der neuaufgefundene Walther ihn erfreut habe. Beim Antritt meiner Schweizerreise habe ich in Meersburg einen zwar kurzen Besuch gemacht und nicht versäumt, Ihren Wunsch hinsichtlich der Ihnen abgehenden Theile des Liedersaales, so gut ich es vermochte, zu unterstützen.

„Was Sie mir von den neuentdeckten Quartbänden des Hans Fernberger schreiben, hat mich in gewaltige Spannung versetzt. Ich kenne die Wichtigkeit solcher Sammelbände aus dem 16. Jahrhundert für meine gegenwärtige Arbeit, und schon der Umstand, daß der Bruder Rausch sich dabei befindet, zeigt, daß es bei dieser Sammlung nicht wie bei anderen, lediglich auf historische Zwecke abgesehen war; vielleicht hat eben aus ihr auch Leon geschöpft. Wie begierig würde ich diese sämmtlichen Bände, je mehr, je lieber durchsuchen! Die Nichtbenützung derselben kann ein wesentliches Gebrechen der Arbeit sein, für die ich sonst keine Mühe gespart habe. Aber es ist nicht ausführbar, nachdem ich kaum erst vom Basler Rheindampfschiffe ausgestiegen bin. Wenn Sie, was ohnehin geschehen wird, sich einmal, nach weitern Collektaneen umgesehen haben, dann geben Sie mir wohl auch einige fernere Kunde davon; die erste Zeile eines Liedes, das Ihnen beachtenswerth erschiene, wäre für mich hinreichend, um zu sehen, ob es ein mir unbekanntes sei.

Keller, *) der sie dankbar grüßen läßt, hat diesen Sommer eine Badekur gebraucht, fühlt sich aber noch nicht so-

---

*) Professor Adelbert Keller in Tübingen.

weit hergestellt, daß er seine Funktionen auf der Bibliothek wieder angetreten hätte, doch arbeitet er fleißig zu Hause.

„Der Meier Helmprecht ist eine treffliche Bereicherung der mittelhochdeutschen Literatur, deren Freunde sich Bergmann durch die Herausgabe sehr verpflichtet hat. Ich bitte Sie, ihm dieß auch von meiner Seite auszudrücken. Der harte Schlag, der diesen lieben Freund in seinem glücklichen Familienleben getroffen, hat auch meine innige Theilnahme erregt.

„Den Einschluß bitte ich an Wolf gefälligst zu besorgen. Ihr freundlicher Besuch steht bei uns in lebhafter Erinnerung, mögen auch Sie unser Haus in gutem Andenken behalten. Empfehlen Sie mich Ihrer verehrten Frau und grüßen Sie mir die Söhne, die hoffentlich nun wieder ganz frisch und munter sind. Ihr ergebenster

L. Uhland."

Im Jahr 1838 war Gustav Schwab als Pfarrer nach Gomaringen, in der Nähe von Tübingen gekommen; im Jahr 1843 siedelte Karl Mayer als Mitglied des Gerichtshofs in die Universitätsstadt über. Zwei seiner besten Freunde lebten daher jetzt in des Dichters Nähe und fanden sich häufig zu freundlichem Besuche in seinem Hause ein. Wenn er gleich seine Professur der patriotischen Pflicht zum Opfer bringen zu müssen glaubte, was die Universität tief beklagte, so blieb er doch im Verkehr mit einer Anzahl Professoren und war öfter ein wohlwollender Rathgeber für seine ehemaligen Schüler und andere Studierende. Eine Zeitlang trug er sich mit dem Ge-

danken, in Tübingen Privatvorträge zu halten. Dieses Bedürfniß nach lebendiger Mittheilung ward dann einigermaßen dadurch befriedigt, daß sich unter befreundeten Familien ein wissenschaftliches Kränzchen bildete, in welchem die Männer der Reihe nach Vorträge über verschiedene in ihrem Beruf oder Fach liegende Materien hielten.

Im Herbst 1840 reisten Uhland und seine Frau mit Schwab nach Trier, wo man den beiden Dichtern mit außerordentlicher Freundlichkeit entgegenkam. In Trier mietheten sie einen Kahn, um der Mosel auf ihren vielfachen Krümmungen zu folgen, und fuhren drei Tage lang durch das großartige Thal, das, von wald- und rebenbewachsenen Höhen eingeschlossen und durch mehrere bedeutende Burgen geziert, überaus wechselnde und romantische Ansichten darbietet. *) Daneben stellten sie fortwährend Vergleichungen des Angeschauten mit der Beschreibung an, welche der römische Dichter Ausonius in seiner „Mosella" von dieser Gegend gibt, und konnten sich nicht genug wundern, wie genau Ausonius gesehen und berichtet habe, und wie vieles Einzelne jetzt, nach fünfzehn Jahrhunderten, noch wahr sei. Von Koblenz aus wurde dann die Rückreise mit dem Dampfboot gemacht.

Im Sommer 1841 machte Uhland mit seiner Frau eine Reise nach Berlin und Kopenhagen. Ueberall, wo sich die Kunde von seiner Ankunft verbreitete, wurde er mit herzlichem Jubel empfangen, so namentlich in Kiel,

*) Gustav Schwab. Sein Leben und Wirken geschildert von Carl Klüpfel. Leipzig: F. A. Brockhaus. 1858.

wo vor Allem die Mädchen und Frauen ihren Liebling, ihren Sänger, feiern wollten. Spät Abends kam er dort an. Früh am folgenden Tag huschte es hin und her vor seiner Thür, er merkte nichts; als er aber hinaustrat, war er höchlich erfreut, die Thür, den Flur wundervoll bekränzt zu finden: ein Lorbeerkranz senkte sich ihm auf's Haupt, und sich gegenüber sieht er eine Deputation von Männern, Frauen, Jungfrauen, die ihm in einfachen, herzlichen Worten ihre Freude kundgaben, ihn an den fernsten Marken Deutschlands begrüßen zu können, und ihn baten, ihr Gast bei einem Ehrenmahle sein zu wollen. „Nie werde ich das Ansehen des Mannes in dem Augenblick vergessen," erzählt Professor Schenk aus Bremen in der Weser Ztg.; „es zuckte in seinen Mienen, ihm fehlte das Wort, er war überrascht, tief ergriffen .... hier, an den Grenzen des deutschen Bodens, sah er sich verehrt, geliebt, wie er in seiner Bescheidenheit kaum in der Heimath geliebt zu sein meinte. Er nahm an; um Mittag holten wir ihn ab. Von seinem Hause aus konnte er das reich geschmückte Boot besteigen, und nun gings auf dem herrlichen Hafen, dem schönsten Deutschlands, einem der schönsten der Welt, nach dem köstlich gelegenen Düsternbrook. Alle Schiffe flaggten, unzählige Boote, gedrängt voll geschmückter Damen, die ihm fortwährend freundliche Worte zuriefen, begleiteten das unserige, von allen Seiten Musik — Uhland war still, ernst, aber offenbar sehr beglückt, sowohl über den sich überall kundgebenden Jubel als über das unvergleichliche Schauspiel. Er hatte, glaub' ich, noch nie die See gesehen, und nun zeigte sie sich ihm in diesem Glanze;

das leuchtende Meer, die wundervollen Ufer, unser Entzücken, Alles vereinigte sich, um diese Fahrt zu einer unvergeßlichen zu machen.

„Der schöne Saal des Düsternbrooker Badehauses prangte im herrlichsten Blumenschmuck; die schönste Zierde aber bildeten die festlich geschmückten Frauen, die sich herandrängten, ihn zu sehen, seine Hand zu erfassen, ein Wort von ihm zu vernehmen, ihm zu sagen, daß ihre Knaben, ihre kleinen Mädchen seine Gedichte auswendig wüßten, ob er sie von ihnen hören wolle, und wie denn liebenswürdige Frauen uns in's Herz zu reden, es zu stehlen wissen. Den ersten Trinkspruch brachte ihm sein Landsmann, der alte prächtige Pfaff, der ihm in begeisterten Worten unsere Freude, des ächten deutschen Landes aussprach, ihn bei uns zu sehen. Viele andere Trinksprüche folgten; natürlich war Alles auf seine Erwiederung gespannt. Er zögerte lange, da er bekanntlich schweigsamer Natur war. Endlich dankte er in ganz einfachen, aber desto ergreifenderen Worten. Die Bescheidenheit selbst hätte nicht auf andere Weise erwiedern können. Er fühle sich beschämt; erstrebt habe er viel, das Geleistete aber bleibe weit dahinter zurück; er habe gemeint, er sei vergessen, nun beglücke es ihn, sich getäuscht zu sehen; sein Leben, sein Denken, sein Dichten habe stets Deutschland gehört, und werde ihm gehören bis zum Ende seines Lebens. Also „Deutschland hoch!" Hätte er die Herzen noch inniger fesseln können, er hätte es durch seine markigen Worte gethan.

„Den Abend brachte er, still im Kreis einiger Freunde zu, aber ein von den Studenten ihm gebrachtes Ständchen

mußte er doch annehmen, und den ganzen Tag wogte es vor dem Hause massenweis, und bis in die späte Nacht erscholl es fortwährend: „Uhland hoch!“ Am folgenden Tage verließ er uns.“ —

Von einem kleinern, mit einem Abenteuer verbundenen Ausflug, den Uhland im Oktober 1837 von Tübingen nach Gomaringen gemacht hatte, erzählt Vischer in dem bereits erwähnten Aufsatze seiner kritischen Gänge: „Arnold Ruge war auf seiner Werbereise für die Halle'sche Jahrbücher in Tübingen eingetroffen. Das Schwert war noch nicht gekommen, zu scheiden, die Jung-Hegelsche Schule hatte ihr Programm nicht fertig und ihr kecker Sprecher begrüßte sich daher noch im besten Frieden mit den Dichtern, die der romantischen Schule das gesundere Element zugeführt hatten, doch aber von dem spätern Manifeste der Jahrbücher gegen die Romantik mitgetroffen wurden. So führten wir denn, Uhland und ich (Vischer), den Gast zu Gustav Schwab. . . . Es war ein milder Spätherbsttag, wir fuhren im offenen Wagen. Auf ganz ebenem Wege wurden wir plötzlich umgeworfen, weil irgend ein haltender Nagel sich ausgespielt hatte. Ich kam mitten im Wege einfach auf die Füße zu stehen, Uhland und Ruge wurden herausgeschleudert, der Kopf voran in einen Graben voll halbgefrornen Schlamms gespickt, dann fiel der Wagen auf sie und drückte sie gründlich in den zähen Stoff. Als ich mit dem Postillon denselben aufgerichtet hatte, blieben Beide, wie dieß nach solchen Ueberraschungen der Mensch zu halten pflegt, noch einige Sekunden stille liegen. Auf eine spätere Frage, warum er denn noch liegen geblieben

sei, nachdem er doch frei war, erwiederte mir Ruge: „ich dachte eben: was kommt wohl noch Alles nach?" Als sie sich erhoben, fanden sie sich reichlich mit Koth überzogen, und Uhland trug von dem Akte der Einspickung ein regelrechtes Rundkäppchen derselben Materie auf dem Kopfe. Wir traten nun vorerst in ein Wirthshaus, am Anfange des Dorfes, um einen Reinigungsprozeß vorzunehmen; allein das irdische Element war zu tief eingedrungen, die Reinigung konnte nicht zum Ziele gelangen. Der Wirth sprach den beiden Colorirten zu, sie sollten nur immerhin auch so in das Pfarrhaus gehen und tröstete: „es ischst jo net, als ob's Bosheit wär'." Mit Lachen trat man ein, mit Lachen wurde man empfangen; der komische Zwischenfall brachte sogleich eine muntere Stimmung in die Gesellschaft. Die Tochter sang Uhlandische Lieder, Schwab las aus Mörike's Gedichten vor, die Ruge noch nicht kannte, zwischen Scherz und Ernst floß das belebte Gespräch bis in die späten Abendstunden. Als die Rede auf ächte und gesunde Poesie im Gegensatz gegen eitle und blasirte kam, sprang Uhland, dießmal der Gesprächigste und Munterste von allen, öfters vom Stuhl auf und sprach mit erhobener Stimme und erregter Aktion seine Ueberzeugungen aus, wobei sich dann die großen Dreckfiguren, die seinen Rock wie eine Landkarte in Meer und Continent theilten, gar bunt und grell hervorstellten. Er selbst war nicht der Letzte, der über diese malerischen Effekte lachte. Später sagte er mir, er habe eigentlich den ganzen Nachmittag und Abend beide Stiefel voll eiskalten Wassers gehabt, ein Uebel, bei dem gewiß Wenige so gut gelaunt geblieben wären und

das nur für eine Gesundheit, wie die seinige war, ohne schlimme Folgen ablaufen konnte; die physische Tüchtigkeit und Ausdauer gehörte eben auch so recht zum gesunden Ganzen dieses Lebens."

Die Mittheilung dieses Abenteuers, das er in Gesellschaft zweier der geistvollsten Vertreter der neuesten Philosophie bestanden hatte, führt uns hier von selbst auf Uhlands Verhältniß zur philosophischen Geistesbewegung der damaligen Zeit und zur Philosophie überhaupt.

Mit dem Gründer der Tübinger Schule, aus welcher Strauß in der theologischen Literatur epochemachend hervorging, mit Dr. Chr. Ferd. Baur, sowie mit dem berühmten Aesthetiker Fr. Vischer, der mit dem Salze der neueren Philosophie das Mark seiner Wissenschaft kräftigte, war Uhland eng befreundet; aber diese Philosophie selber war ihm persönlich nicht Bedürfniß. Von Voraussetzungen zu abstrahiren, auf dem Weg der Negation, des Zweifels, auf dem Weg durch das reinigende Fegfeuer der Dialektik zu den Ergebnissen seiner Welt- und Lebensanschauung zu gelangen, das war nicht seine Sache. „Sein Geist," bemerkt Vischer in dem wiederholt angeführten Aufsatze, „hatte etwas Ungeschütteltes, Ungelockertes, wie eine kernige Nuß, die sich nicht von ihrer Schale trennen lassen will. . . Man soll die Grundsäulen des sittlichen Lebens einfach stehen lassen! Dieß Gebot war mit Uhlands ganzem Denken und Sein verwachsen; man soll das ewig Ehrwürdige bejahen schlechthin, ohne zu zweifeln! Das war seine Grundstimmung." Und dennoch war Uhland kein Conservativer,

nie in stumpfe Beschränktheit, Illiberalität, Verfolgungssucht verfallen. „Davor bewahrt ihn selbst ohne Vorsatz und Mühe sein natürlicher Humor, in welchem zwar nicht das volle Bewußtsein, aber doch die Ahnung liegt, daß es eine Freiheit des Geistes geben muß, welcher keine Autorität heilig ist und welche doch jede Autorität aus Zweifel und Lachen wiederherstellt; davor bewahrt ihn sein Schönheitssinn, der wüsten Haß nicht einläßt, davor sein Maß, davor seine hohe Gerechtigkeit, die auch dem Fremdartigen, Unwillkommenen die Befugnißniß der Existenz nicht bestreitet."

Wenn Uhland von dem Streit der philosophischen Schulen unberührt blieb, sich von der Philosophie überhaupt nicht angezogen fühlte, so wußte er doch den Werth und die Bedeutung dieser ächt deutschen Wissenschaft zu schätzen und billigte und empfahl philosophische Studien gegenüber dem nüchtern, von jeder höhern Idee verlassenen Brodstudium. Daß er auf einem andern als dem rein geistigen, auf dem politischen Gebiete, um so schärfer bestimmter und unerbittlicher schied und rechnete, haben wir bereits gesehen und werden es noch sehen.

Neuntes Kapitel.

Im Dienste der deutschen Einheit und Freiheit.

Die Bewegung des Jahres 1848, die so hoffnungsreich begonnen und so beklagenswerth geendet, an die aber die fernere Entwicklung Deutschlands wieder anzuknüpfen haben wird, berief Uhland abermals auf den Schauplatz politischen Wirkens, und diesmal als Vertreter der Nation. Lag der ersten Periode seiner parlamentarischen Thätigkeit die Wiederherstellung der alten Verfassung Württembergs oder die Ersetzung derselben durch eine neue auf der Basis des Rechtsvertrags zu Grunde, der zweiten Periode die Sicherstellung dieser Verfassung gegen die Reaktion des deutschen Bundes und seines Einflusses auf die Regierungen: so handelt es sich im Jahr 1848 nicht mehr darum, Altes wiederherzustellen, Bedrohtes zu vertheidigen; ein von Grund auf neuer Verfassungsbau für ganz Deutschland, der allen Volksstämmen schützendes Obdach und Raum zu freier Bewegung gewähren mußte, sollte aufgeführt werden. Wieder war es patriotisches Pflichtgefühl — patriotischer Ehrgeiz

lag ihm stets ferne —, das Uhland an diesem Werke mitschaffen ließ.

Für was er gedichtet und getrachtet, ein einiges, mächtiges, freies Deutschland schien zur Wahrheit werden zu wollen. Wenige Jahre vor 1848 hatte er seinem Unmuth über die deutsche Uneinigkeit und Unfreiheit bei Gelegenheit des Kölner Dombaufestes und der Streitigkeiten über die gemischten Ehen in folgenden Versen Ausdruck verliehen:

„Deutscher Bau und deutscher Strom,
Großer Vaterlandsgedanke!
Bauen wir den Kölner Dom;
Straßburgs Münster baut der Franke!

Daß man nicht sein Glück vergesse,
Müssen Fest und Denkmal sein:
Guttenberg und — freie Presse
Kölner Dom und — freier Rhein!

Sinnbild unsrer Friedenszeit,
Heil'ger Dom von Köln erstehe,
Deutscher Eintracht Köstlichkeit,
Denkmal der gemischten Ehe!

Und in der Germanistenversammlung zu Frankfurt a. M. hatte er im Kaisersaal des Römers 1846 in einem Trinkspruch die ahnungsvollen Worte gesagt: „es werde bald wieder von deutschem Reich und Reichstag die Rede sein; es sei ihm, als würden diese Kaiserbilder in Kurzem aus ihren Rahmen heraus in das wirkliche Leben treten.“ Kaum waren zwei Jahre vergangen, als allerdings wieder vom deutschen Reich, von einem mächtigen, einigen, freien Deutschland die Rede war. Der Ausbruch der französischen Februar-

revolution wirkte mit der Macht eines überwältigenden Naturereignisses und entfesselte in ganz Deutschland den gewaltsam darniedergehaltenen Volksgeist. Innerhalb weniger Tage hatte hier die Bewegung einen solchen Umfang und eine solche Stärke erreicht, daß eine Regierung nach der andern über Nacht für gut fand, volksthümlich zu werden und die lauten Forderungen der öffentlichen Meinung zu gewähren. Es war auf einmal ein frischer, thatkräftiger Geist in das deutsche Volk gefahren; der deutsche Bürger fühlte wieder seinen freien Manneswerth; die muthgeschwellte Brust drängte nach Mittheilung. Ueberall wuchsen Vereine und Volksversammlungen aus dem Boden.

Schon am 2. März 1848 wurde eine solche auch in Tübingen abgehalten. Sie beschloß die folgende, von Uhland verfaßte und begründete Adresse an den landständischen Ausschuß:

„Der Sturm, der in die Zeit gefahren ist, hat die politischen Zustände Deutschlands, in ihrer ganzen unseligen Gestalt, Allen erkennbar blosgelegt. Es ist nöthig in dieser bewegten Zeit, daß Deutschland gerüstet dastehe, nicht um herauszufordern, gewiß aber zu Schutz und Schirm seiner Grenzen. Allein es soll die Rüstung anlegen, den wunden Fleck auf der Brust. Jetzt eben schmerzt er tief, und es thut noth, daß er rasch geheilt werde.

„Auf die Verbesserung jener Zustände von Grund aus hinzuwirken, dazu spornt jetzt nicht lediglich die gute Gelegenheit, das Eisen zu schmieden, so lang es glüht; es drängt dazu vor Allem ein Zwiespalt des öffentlichen Ge-

wissens, der seine Lösung verlangt, eine Forderung der Volksehre, welche Befriedigung heischt.

„Einem Volke, das von der heiligen Pflicht durchdrungen ist, seinem vielgefährdeten Boden nicht eine Spanne weiter entreißen zu lassen, mangelt die Sicherheit, daß es nicht als willenloses Werkzeug diplomatischer Verwicklungen die Waffen ergreife; versagt ist ihm das begeisternde Bewußtsein für eine auch politisch würdige Stellung unter den gesitteten Völkern mit Gut und Blut einzutreten.

„Das große Grundgebrechen unseres deutschen Gesammtvaterlandes läßt sich in wenige Worte fassen: es fehlt die volksmäßige Grundlage, die freie Selbstthätigkeit des Volkes, die Mitwirkung seiner Einsichten und Gesinnungen bei der Bestimmung seines staatlichen Lebens. In geistiger und sittlicher Bildung keinem andern nachstehend, hat das deutsche Volk noch immer nicht von dem Geiste, der in ihm lebt, sondern von den Ueberlieferungen staatsmännischer Weisheit die Ordnung seiner Geschicke zu erwarten. Dieses politische Grundübel verzweigt sich in die einzelnen Mängel, deren bedeutendste, durchgreifendste jetzt überall zur Abhülfe bezeichnet werden.

„Es fehlt die mitwirkende Vertretung der Nation an der Stelle, wo über die wichtigsten innern und äußern Angelegenheiten des Vaterlandes, er selbst über wesentliche Rechte, die in den Verfassungen einzelner Staaten verbürgt sind, entschieden wird; es fehlt in den meisten Bundesstaaten die allgemeine Volksbewaffnung, in der zugleich die Gewähr liegt, daß nur solche

Kriege geführt werden, die das Volk für nöthig erkennen muß; es fehlt die freie Aeußerung mittelst der Presse, dieses klare Recht des württembergischen Verfassungsvertrags; Versammlungen und Vereine zur Berathung der öffentlichen Angelegenheiten unterliegen den drückendsten Beschränkungen; Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, unentbehrlich für den unmittelbaren Einblick und das allgemeine Vertrauen in die Verwaltung der Rechtspflege sind hier zu Lande nur erst zu ungenügendem Anfang gelangt; es fehlt in den Grundbedingungen einer kräftigen Entwicklung des wahren Gemeingeistes im nächsten Kreise der Gemeinden und Körperschaften; und im Verfassungsleben Württembergs, das wir an die gemeinsamen deutschen Verhältnisse überall anknüpfen möchten, fehlt insbesondere noch der ungetrübte Ausdruck der Volksmeinung durch eine reine, volksthümliche Wahlkammer, ein Uebelstand, der dem nothwendigen vertrauensvollen Zusammenhange des Volks mit seinen Vertretern und der Wirksamkeit der letztern den erheblichsten Eintrag thut.

„Hienach richten wir Unterzeichnete an den hochansehnlichen ständischen Ausschuß, als Stellvertreter der gegenwärtig nicht versammelten Kammern, das angelegentlichste Ersuchen:

Die unverweilte Einberufung der vertagten Stände-Versammlung zu veranlassen, damit die Kammern folgende Punkte zu ihren Anträgen an die Königl. Staatsregierung schleunig und nachdrücklich erheben mögen:

1) Ausbildung der Gesammtverfassung Deutsch-

lands im Sinne eines Bundesstaats, mit Volksvertretung durch ein deutsches Parlament am Bundestage;

2) Allgemeine Volksbewaffnung;
3) Preßfreiheit im vollen Umfang, gemäß dem §. 28 der Verfassungsurkunde;
4) Aufhebung der Beschränkungen, welche gegen Vereine und Versammlungen zu Berathung öffentlicher Angelegenheiten bestehen;
5) Vollständige Durchführung des Grundsatzes der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege mit allen sich daran knüpfenden Konsequenzen;
6) Vollkommene Herstellung einer wirklichen Selbstständigkeit und Unabhängigkeit der Gemeinden und Bezirks-Körperschaften;
7) Revision der Verfassungsurkunde nach den während ihres 28jährigen Bestehens gemachten Erfahrungen, namentlich zum Zwecke der Herstellung einer ungemischt aus der Volkswahl hervorgehenden Abgeordnetenkammer.

„Wir enthielten uns, die einzelnen Anträge ausführlicher zu begründen; sie betreffen Gegenstände, die einer deutschen Ständeversammlung wohl bekannt sind, und wir setzen voraus, daß der Ruf der Zeit, wie er uns ergriffen hat, auch an die Herzen der Volksvertreter und der Leiter des Staats vernehmlich geschlagen habe.

Verehrungsvoll" ꝛc. ꝛc.

Bei der Begründung dieser Adresse in der Tübinger

Volksversammlung — so berichtet ein Theilnehmer — sprach Uhland langsam und leise, fast tonlos die ersten Worte; allmählig hob die Begeisterung ihn über alle Befangenheit hinaus, die Gestalt wuchs, das Auge strahlte, scharf abgeschnitten brachte er die einzelnen Sätze vor, in jedem Satze einen vollen Gedanken, für jeden Gedanken das rechte, treffende Wort — so sprach er wohl eine volle Stunde. Die schmucklose Einfachheit der Rede, der männliche Ernst, die rasch aufeinander folgenden Hammerschläge machten einen unbeschreiblichen Eindruck. Unwillkührlich entblößte am Schluß die ganze Versammlung ihre Häupter und sang wie aus einem innern Drange Uhlands Lied:

„Wenn heut ein Geist herniederstiege!“ —

Die in der Tübinger Adresse ausgesprochenen Forderungen wurden rasch bewilligt und ein liberales Ministerium gebildet. Am 16. März stellte der Senat der Universität Tübingen den Antrag auf Ernennung Uhlands zum Professor honorarius mit Titel und Rang eines ordentlichen Professors, der Erlaubniß zu lesen und Sitz im Senat. Es blieb aber bei dem bloßen Vorschlag, da Uhland erklärte, er sei dem Lehramt seit einer Reihe von Jahren fremd geworden, um sich zu Vorlesungen entschließen zu können; die Rechte eines öffentlichen Lehrers aber zu erhalten, ohne dessen Pflichten zu erfüllen, widerstrebe seiner Denkart.

Statt auf dem Catheder der Universität Tübingen erschien nun Uhland bald im Vorparlament zu Frankfurt. Zugleich wurde er von der württembergischen Regierung

als einer der siebzehn Vertrauensmänner ernannt, welche dem Bund zur Vorberathung der Verfassungsreform beigegeben wurden. Stadt und Universität Tübingen brachten ihm auf diesen Anlaß hin einen glänzenden Fackelzug. Mit Worten des Dankes erwiderte er vom Balkon seiner Wohnung diese Ehre und sagte u. A.: „Es erscheine zwar als eine mißliche Sache zu einem Mann des Vertrauens ernannt zu sein; dieser Abend aber gebe ihm die stolze Ueberzeugung, daß ihm, mindestens in der nähern Umgebung, das Vertrauen nicht fehle. Er traue zwar der eigenen Kraft nicht zu Vieles zu, hoffe aber auf einen Erfolg der Bestrebungen zum Besten Deutschlands. Tübingen möge fortfahren auf der betretenen Bahn: hier habe kein Bruch des Gesetzes stattgefunden. Es gelte in dieser Zeit, welche selbst die verglimmende Asche noch anfache und in die Flamme jugendlicher Herzen ganz anders schlage, neben der Festigkeit im Bewahren und Heischen seiner Rechte, auch kein Recht zu verletzen."

Wie bezeichnend ist dieß letzte Wort für die Achtung des Mannes vor dem zu Recht Bestehenden der sich die freiheitliche Entwicklung nicht anders denken wollte, als aus der Wurzel des Rechts heraus! „In diesem Sinn," bemerkt Vischer, „war denn Uhland nichts weniger als ein Demokrat; strenge Gesetzlichkeit war sein Wesen, Haß aller Willkühr, Haß des chaotischen Geschreis, der wirren Phrase großmauliger Volksschmeichler, Verachtung ehrloser Selbstwegwerfung vor dem Ausland war seiner Natur so wesentlich zuwider, als Haß und Verachtung aller Unfreiheit, und wenn sein Rechtsbegriff in der tiefsten Wurzel gefaßt

zur Republik führte, so achtete er nicht minder das geschichtlich begründete Recht und war im gegebenen monarchischen Staat einfach ein gewissenhafter, wahrer Konstitutioneller. Ja mit seinem Sinn für das gediegene, bewährte Alte fühlte er tief und schön das Ehrwürdige im langverjährten geschichtlichen Bande zwischen Fürst und Volk." —

Vor seiner Abreise nach Frankfurt hatte Uhland in Stuttgart noch eine Audienz bei dem Könige, die aber kein erquickliches Resultat gehabt zu haben scheint.

In Frankfurt war das Ergebniß der Berathung über die Neugestaltung Deutschlands der von Dahlmann herrührende „Entwurf des deutschen Reichsgrundgesetzes", die Reconstituirung Deutschlands im Sinn des einheitlichen Bundesstaats mit einem erblichen Reichsoberhaupt beantragend, welcher am 26. April 1848 der Bundesversammlung übergeben, und hierauf dem Parlament vorgelegt, von diesem aber nicht berücksichtigt wurde. An der Berathung dieses Entwurfs nahm Uhland keinen besonders lebhaften Antheil; selten mischte er sich in die Debatte. Als in der Schlußsitzung über die Bestimmung, „daß Deutschlands einträchtiger Fürstenrath der großen Maiversammlung zu Frankfurt einen deutschen Fürsten seiner Wahl als erbliches Reichsoberhaupt zur Annahme vorführe", abgestimmt wurde, erklärte er sich überhaupt gegen das Erbkaiserprojekt und besonders gegen die Bevorzugung des preußischen Staates, dem man diese Würde zuzuwenden gedachte. Wir haben den, seine Anschauungsweise bezeichnenden Ausspruch bereits angeführt: „Die Wurzel unserer politischen Neu-

gestaltung ist eine demokratische, der Gipfel aber schießt nicht aus den Zweigen, sondern aus der Wurzel empor."

Als am 2. April — also vor Uebergabe des Entwurfs — in dem Vorparlament die Frage aufgeworfen wurde, ob nicht die durch die siebzehn Vertrauensmänner zu berathende Bundesversammlung, ehe sie die Begründung eines verfassungsgebenden Konvents in die Hand nehme, alle diejenigen aus ihrem Schooße zu entfernen habe, welche zur Hervorrufung der verfassungswidrigen Ausnahmsbeschlüsse beigetragen, äußerte sich Uhland: „Ich bin nicht (in das Kollegium der Vertrauensmänner) eingetreten mit Instruktionen, sondern mit der ausdrücklichen Bedingung, daß ich keine bindende Instruktion annehme; ich bin eingetreten mit der ausdrücklichen Erklärung, daß ich der Versammlung in freiester Weise anwohnen werde. Ich weiß, daß der Bund in seinem Personal noch nicht völlig umgestaltet ist, aber ich weiß auch, daß die Zeit indessen eine andere geworden, und ich beziehe mich nur auf das Eine große Ereigniß — daß die Stellung Oesterreichs, der einflußreichsten Macht im Bunde, eine völlig veränderte ward. Man hat uns das Wunder verkündet, die Sonne sei im Westen aufgegangen: — meine Herren, im Osten steigt eine glühende Morgenröthe auf! Ich fürchte auch nicht, daß, wenn noch einzelne Stücke des zerbrochenen Systems vom Bunde vorhanden sind, dieß jetzt von Bedeutung sei. Es ist mir viel wichtiger, daß ohne Verzug die deutsche konstituirende Nationalversammlung in's Leben trete, eine junge, frische Nationalversammlung. Ich glaube, daß wenn der

Frühling Sprossen treibt, das alte Laub von selbst abfällt. Ich bin eingetreten unter die Vertrauensmänner am Bunde, weil es mir schien, es sei die erste Bresche, durch die ein volksthümliches Element in den Bund eintrete, und ich werde in dieser Bresche stehen, so lange mich nicht diejenigen abberufen, die mich berufen haben, — solange ich glaube, daß ich mit meinem kleinen Pfund hier irgend etwas für die Verjüngung Deutschlands wirken könne." —

Von dem Bezirk Tübingen-Rottenburg wurde Uhland als Volksvertreter nach Frankfurt entsendet. Er siedelte für die Dauer der Nationalversammlung mit seinem kleinen Haushalt in die Mainstadt über, wo er in einem ihm von der Germanistenversammlung her befreundeten Hause Wohnung nahm. In der deutschen Nationalversammlung wie auf den württembergischen Landtagen bewährte er sich wieder als den unabhängigen, freisinnigen Volksmann, der sich ebenso wenig von der eigenen wie von einer andern Partei beeinflußen ließ. Er hielt sich von jedem Clubb fern, stimmte aber in der Versammlung in der Regel mit der Linken, wie er auch dort seinen Sitz nahm. Bei der Wahl des Reichsverwesers gab er Heinrich v. Gagern seine Stimme, obgleich er nicht zu dessen Freunden gehörte, und zeigte hiemit auf das Unzweifelhafteste, wie wenig er auf die Vorrechte der Geburt hielt. In Uebereinstimmung hiemit erklärte er sich gegen das preußische Erbkaiserthum, ferner gegen eine Konstituirung des Reichs, welche nicht das ganze Deutschland, also auch Deutsch-Oesterreich, umfaße. In diesem Sinn sprach er sich namentlich am 28. Okt. 1848 folgendermaßen aus:

„Meine Herren! Wir sind hieher gesandt, die deutsche Einheit zu gründen; wir sind nicht gesandt, um große Gebiete und zahlreiche Bevölkerungen von Deutschland abzulösen, Gebiete, welche durch Jahrhunderte deutsches Reichsland gewesen, welche auch in trüben Tagen des deutschen Bundes deutsches Bundesland waren. Nur die Fremdherrschaft, nur die Zeit der tiefsten Schmach hat Deutschland zerrissen; jetzt aber soll der Tag der Freiheit, der Tag der Ehre aufgehen, und jetzt steht es uns nicht an, mit eigenen Händen das Vaterland zu verstümmeln.

„Als den Beschlüssen des Vorparlaments gemäß und in Folge der entsprechenden Ausschreiben der österreichischen Regierung das deutsche Volk in Oesterreich seine Abgeordneten nach Frankfurt wählte, hat es diese nicht gewählt, um durch sie lediglich ein völkerrechtliches Bündniß abschließen zu lassen. Dazu schickt man nicht anderthalbhundert Abgeordnete, man schickt einen diplomatischen Unterhändler. Oesterreich hat seine Vertreter gewählt zum Werke der Einigung, und in diesem Geiste haben auch die österreichischen Abgeordneten seit fünf Monaten mit uns getagt und beschlossen im Sinne des neuen deutschen Bundesstaats; aber nicht bloß in diesem Sinne und Geiste, nein, sie haben auch mit uns das Wort gesetzgebend ausgesprochen. Das Gesetz vom 28. Juni über Einführung einer provisorischen Centralgewalt für Deutschland sagt im zweiten Artikel wörtlich und ausdrücklich: die neue Centralbehörde habe die Vollziehungsgewalt zu üben „in allen Angelegenheiten, welche die allgemeine Sicherheit und Wohlfahrt des deutschen Bundesstaates betreffen. Im Ge-

gensatz hiezu sagt der 13. Artikel: „Mit dem Eintreten der Wirksamkeit der provisorischen Centralgewalt hört das Bestehen des Bundestages auf.“ Der Staatenbund ist also hinabgesunken mit seinem Organe, dem Bundestag, und der Bundesstaat ist heraufgestiegen.

„Dieses Gesetz ist von allen deutschen Regierungen anerkannt und verkündet, und in Folge dessen ist ein Mitglied des österreichischen Kaiserhauses zum Reichsverweser gewählt worden, ein Mitglied dieses Regentenhauses, welches aber in Oesterreich selbst sich in einer höchst wichtigen Stellung befand, diese aber mit Zustimmung des Reichsoberhauptes aufgab und in die Stelle des Reichsverwesers, an die Spitze des deutschen Bundesstaates eintrat. Hienach besteht der Bundesstaat anerkannt und gesetzlich. Der Verfassungsentwurf ist bestimmt, diesen politischen Grundsatz des Bundesstaates in's Leben zu führen, ihn durchzuführen in der Gliederung und Ordnung des neuen Staates. Mag die durch das Gesetz vom 28. Juni geschaffene Centralgewalt auch nur eine provisorische sein, der Grundsatz, auf welchem sie beruht, ist ein definitiver, er ist eben so endgiltig, als die Bestimmung jenes Gesetzes, daß der Bundestag aufgehoben sei, denn dieser ist definitiv, nicht provisorisch aufgehoben.

„Zur Durchführung dieses Grundsatzes nun sind die beiden §§. 2 und 3 bestimmt, in deren Berathung wir jetzt begriffen sind, und jetzt erst, bei dieser Berathung, wird an dem Grundsatze des Bundesstaates gerüttelt, jetzt will man uns, statt der wahren Einigung, den innigsten Anschluß Oesterreichs im Wege eines völkerrechtlichen Bünd-

nisses anbieten! Ein solches Bündniß, meine Herren, ist die Bruderhand zum Abschiede. Es ist mir aus den Vorträgen der Redner, welche gegen den Entwurf gesprochen haben, nicht ganz klar geworden daß das bisherige Verhältniß des österreichischen Regentenhauses zu den einzelnen Reichen und Provinzen mit den vom Verfassungsentwurf angenommenen Systeme der Personalunion in so tiefem und unversöhnlichem Gegensatz stehe. Aber Das ist mir klar geworden, daß die politische Staatenbildung der pragmatischen Sanktion eine ganz andere war, als diejenige, welche jetzt in Oesterreich beabsichtigt wird. Das politische System der pragmatischen Sanktion ist das dynastisch-monarchische. An der Spitze dieses Systems stand eine neue deutsche Dynastie, die mächtigste deutsche Dynastie, diejenige, welche die deutsche Reichskrone trug. In der Hand dieses deutschen Hauses war allerdings das Zepter ein mächtiges; hier war die angestammte Art des Kaiserstammes eine einflußreiche auf alle unter ihm vereinigten Lande. Aber jetzt ist dieses dynastische System zur Neige gegangen, die großen Hebel der jetzigen europäischen Bewegung aber, der politische und der nationale, sie würden nach dem neuen Plan in die Hand eines nichtdeutschen Stammes gelegt werden. Schon die Zusammensetzung der konstitutionellen Versammlung in Wien gibt dieß zu erkennen; diese beiden Hebel würden in die Hände der slavischen Mehrzahl gelegt werden, politisch durch die parlamentarische Mehrheit, und national durch die hinter ihr stehende Volksmasse, eine Volksmasse, in der, wie es jetzt

bei allen slavischen Stämmen, und das mit Recht; der Fall, das Nationalgefühl hoch aufgeglüht ist.

„Und was soll nun die Stellung der deutschen Minderzahl sein in diesem Neustaate, der von der Art und Weise der pragmatischen Sanktion gar nichts an sich hat? Das Kaiserhaus, die Dynastie als deutsche — was kann sie ihnen helfen, und was kann ihnen der lockere völkerrechtliche Faden helfen, den man zu uns nach Deutschland hinüberfliegen lassen will? Man hat wohl gesagt: Oesterreich hat den großen providentiellen Beruf, nach dem Osten hin mächtig zu sein, nach dem Osten Aufklärung und Gesittung zu tragen. Aber wie kann das deutsche Oesterreich Macht üben, wenn es selbst überwältigt ist? Wie kann es leuchten und aufklären, wenn es zugedeckt und verdunkelt ist? Mag immerhin Oesterreich den Beruf haben, eine Laterne für den Osten zu sein, es hat einen näheren höheren Beruf: eine Pulsader zu sein im Herzen Deutschlands!

„Oesterreich ist mit uns gewesen im deutschen Bunde; wie auf ihm selbst, hat auf uns, auf allen Zuckungen der Freiheit in den einzelnen deutschen Staaten der Druck der österreichischen Diplomatie gelastet: wir hätten dennoch Oesterreich nicht losgelassen; wir wußten, was wir ihm verdankten. Aber jetzt soll Oesterreich von uns losgerissen werden? jetzt, wo es eben jung wie ein Adler, mit den frischen Wunden der März- und Maikämpfe zu uns herangetreten ist, um den neuen Bund der Freiheit zu schließen? Man sagt, die alten Mauerwerke seien darum so unzerstörbar, weil der Kalk mit Blut gelöscht sei —

Oesterreich hat sein Herzblut gemischt in den Mörtel zum Neubau der deutschen Freiheit, Oesterreich muß mit uns sein und bleiben in der neuen politischen Paulskirche! Meine Herren! Sie haben kaum erst ein Gesetz zum Schutze der persönlichen Freiheit der Abgeordneten gemacht: wollen Sie zustimmen, daß anderthalbhundert deutsch-österreichische Volksvertreter vor Ihren Augen hinweggeführt werden in die Verbannung?

„Soviel von den Anträgen, welche statt des Bundesstaates uns ein völkerrechtliches Bündniß mit Oesterreich vorschlugen. Nun einige Worte noch über diejenigen Vorschläge, welche auf die Verschiebung abzielen. Ich habe einen entgegengesetzten Antrag, einen Antrag auf Beschleunigung übergeben, welcher so lautet:

„Die Nationalversammlung möge die §§. 2 und 3 des Entwurfs von der zweiten Berathung ausnehmen und dieselben, unbeschadet der Aufnahme in die Reichsverfassung, sogleich zum definitiven Beschluß erheben."

„Meine Herren! Es haben alle diejenigen Redner, welche überhaupt für die Bestimmungen des Entwurfs sich erklärt haben, auch die Wichtigkeit eines gleichbaldigen Entschlusses anerkannt, und wirklich ist die Lage dringlich. Mitten in der Zerrüttung, in der sich jetzt Oesterreich befindet, sind doch Hof und Reichstag noch einverstanden, es hat sich zwischen ihnen keinerlei Mißklang in Beziehung auf dasjenige gezeigt, was für Deutschland gefährlich ist in Beziehung auf die Gründung eines neuen Reiches, in welchem die deutsche Bevölkerung eine völlig untergeordnete wäre. Die Reichsgewalt hat Kommissäre nach Oesterreich gesandt,

um die dortigen Kämpfe zu versöhnen, um die deutschen Interessen zu wahren; aber wenn die deutschen Interessen gewahrt sein sollen, so müssen die Kommissäre des Reichs wissen: welches ist die Stellung, welche die gesetzgebende Gewalt Deutschlands sich geben will zu den deutsch-österreichischen Staaten? Diplomatische Verhandlungen sind gefährlich, wenn sie keine feste Grundlage haben. Nach dem gewöhnlichen Gange der Berathung würden die §§. 2 und 3 zu einer nochmaligen Lesung kommen; allein dieß kann doch dem bisherigen Verlaufe nach erst in einigen Monaten stattfinden, und so bliebe die Frage von der größten Wichtigkeit eine schwebende: darum habe ich meinen Antrag gestellt; er ist lediglich ein eventueller; erst wenn die Bestimmungen der beiden §§. zum Beschluß erhoben werden, würde er an die Ordnung kommen, und ob ich gleich große Wichtigkeit darauf lege, daß sogleich beschlossen wurde, behalte ich mir dennoch vor, nach Umständen den Antrag zurückzuziehen, wenn ich befürchten müßte, daß eine Nebenabstimmung der Hauptabstimmung Nachtheil zufügen könnte, zurückziehen in der Hoffnung, daß die Nationalversammlung mit großer Mehrheit die Anträge des Verfassungsausschusses zu ihrem Beschlusse erheben werde, und im Vertrauen, daß so wichtige Beschlüsse, auf die eine zweite Lesung stattfindet, dennoch unwiderruflich sind. Man kann für die Verschiebung anführen, daß gegenwärtig in Oesterreich und von da aus im übrigen Deutschland große Gährung herrsche: ich glaube nicht, daß dieser Grund stichhaltig ist: diejenigen Beschlüsse sind immer die besten, wahrhaft praktischen, die an der brennenden Sachlage ange-

zündet sind. Heilsame Gährung, die endlich unser langwieriges Verfassungswerk zur Klärung brächte! Eben weil es gährt, müssen wir die Form bereit halten, in die das siedende Metall sich ergießen kann, damit die blanke, unverstümmelte, hochwüchsige Germania aus der Grube steige!"

Bei den Verhandlungen über die Wahl des Reichsoberhauptes am 19. Januar 1849 stimmte Uhland für den Antrag: „Die Ausübung der Reichsgewalt wird einem Reichsoberhaupt übertragen; wählbar ist jeder Deutsche", und gegen den Antrag: „Die Würde des Reichsoberhauptes wird einem der regierenden Fürsten übertragen." Bekanntlich ist der letztere Antrag angenommen worden.

In der folgenden Sitzung, in der es sich um zeitweilige oder dauernde Wahl des Reichsoberhauptes handelte, hielt er jene berühmte Rede, die für seinen ganzen politischen Charakter so bezeichnend ist:

„Ich erkläre mich für periodische Wahl des Reichsoberhauptes durch die Volksvertretung. In voriger Sitzung habe ich, ohne Aussicht auf Erfolg, für den weitesten Kreis der Wählbarkeit gestimmt und folgerichtig auch gegen denjenigen Paragraphen des Entwurfs, vermöge dessen nur regierende Fürsten zu dieser Würde berufen werden können. Nachdem der Beschluß gefaßt worden, wie er lautet, bleibt mir übrig, für Anträge zu stimmen, welche gegen die Erblichkeit und eben damit gegen die Bevorrechtung eines einzelnen Staates und Stammes, so wie gegen den Ausschluß Oesterreichs gerichtet sind, vor Allem für das vierte Erachten, die Wahl auf sechs Jahre. Ich werde Sie mit keiner langen Rede hinhalten;

mein Vorhaben ist einzig, jetzt, da wir vor dem Schlußstein des Verfassungswerks stehen, an den Grund desselben, an unsern eigenen Ursprung zu erinnern, dessen Gedächtniß mir nicht überall mehr lebendig zu sein scheint.

„Es ist in diesen Tagen wiederholt von Jugendträumen gesprochen worden; ich gestehe meines Theils, es verfolgt mich noch immer ein Traum, der Frühlingstraum des Jahrs 1848. Die von einem Theil des Ausschusses angetragene Erblichkeit und die damit zusammenhängende Unverantwortlichkeit ist eine Anwendung der Grundsätze des in deutschen Einzelstaaten durchgeführten Systems der konstitutionellen Monarchie auf die neu zu gründende Würde des Reichsoberhauptes. Ich will die Verdienste dieser Staatsform nicht herabsetzen, ihre geschichtlichen Leistungen und ihre Nützlichkeit für die Gegenwart, aber ich kann auch eine Schattenseite derselben nicht unberührt lassen, die ich gerade da erblicke, wo die reine Lehre den Lichtpunkt derselben findet. Der unverantwortliche, erbliche Monarch ist ein personifizirter Begriff der einheitlichen und stätigen Staatsgewalt, ein allegorisches Wesen, eine Fiktion des Regierens, keine natürliche Wahrheit. Da er nicht vermöge seiner persönlichen Eigenschaften, sondern durch das Erbfolgerecht zur Gewalt berufen ist, so müssen für den rechten Gebrauch dieser Gewalt verantwortliche Räthe einstehen. Unter dieser Bevormundung kann ein selbstständiger Charakter schwer gedeihen, und wenn solche Charaktere sich fühlen, wenn sie aus der lästigen Stellung eines „lebenden Gemäldes“ hervorbrechen wollen, so kommen sie mit dem konstitutionellen Rahmen in Widerstoß. Das System

der konstitutionellen Monarchie hat sich in England geschichtlich herangebildet, hat von da aus weitere Pflanzungen gegründet, und ist sodann von der Doktrin als das einzig richtige für alle Zeit festgestellt worden. Ursprünglich deutsch ist diese Staatsform nicht. Die deutschen Wahlkönige, erblich, so lange das Geschlecht tüchtig war, fallen nicht unter dieselbe. Es waren in langen Reihen Männer von Fleisch und Bein, kernhafte Gestalten, mit leuchtenden Augen, thatkräftig im Guten und Schlimmen. Der Mißstand, den ich berührte, hat sich in der obschwebenden Verhandlung auf merkwürdige Weise herausgestellt. Ein Redner hat angeführt, daß der König von Sachsen durch sein verantwortliches Ministerium behindert sei, seine ursprüngliche und auch jetzt nicht zu bezweifelnde deutsche Gesinnung zu Gunsten einer preußisch-deutschen Erbmonarchie wirksam zu machen. Also diejenige Form, durch welche ein Regent gehindert ist, seine hochherzigen Entschließungen auszuführen, eben diese Form wird uns jetzt als die für ganz Deutschland angemessene dringend empfohlen, von demselben Redner lebhaft angerühmt!

„Eine mächtige Volkserhebung muß sich aus ihrem eigenen Geiste die ihr angemessene Form schaffen. Wenn neulich behauptet worden, es sei ein Widerspruch, die Monarchie in den Zweigen zu erhalten und im Gipfel zu entbehren, so glaub' ich diesem Widerspruch einen andern entgegen halten zu können. Ist denn unsere politische Neugestaltung von der monarchischen, dynastischen, aristokratischen Seite des bisherigen deutschen Staatslebens ausgegangen? Nein! Unbestritten von der demokratischen! Die

Wurzel ist also eine demokratische, der Gipfel aber schießt nicht von den Zweigen, sondern aus der Wurzel empor. Das wäre dem natürlichen Wachsthum der neu erstehenden deutschen Eiche nicht gemäß, wenn wir ihrem Gipfel ein Brutnest erblicher Reichsadler aufpflanzen wollten! Wollte man, der Systematik wegen, verlangen, daß der einzelne Theil mit dem Ganzen durchaus einstimmen müsse, was ich nicht für nöthig halte, so würde daraus nicht folgen, daß das Neue sich dem Alten fügen müsse, vielmehr umgekehrt. Ich bin aber auch der Meinung, daß die Staatsformen oft in der Wirklichkeit nicht so weit auseinanderliegen, als in der Theorie und im Feldgeschrei des Tages. So werden durch Aufhebung der politischen Standesvorrechte und Einführung freisinniger Wahlgesetze die Verfassungen der einzelnen deutschen Staaten den demokratischen Forderungen der Neuzeit näher rücken. Ich spreche, wie gesagt, nicht gegen Fortbestand der konstitutionellen monarchischen Verfassungen, aber davon bin ich nicht überzeugt, daß diese Staatsform mit ihren herkömmlichen Regeln für eine gänzlich neue, umfassende Schöpfung, für die Verfassung des deutschen Gesammtvaterlandes, triebkräftig und maßgebend sein könne. Ich gestehe, einmal geträumt zu haben, daß der großartige Aufschwung der deutschen Nation auch bedeutende politische Charaktere hervorrufen werde, und daß hinfort nur die Hervorragendsten an der Spitze des deutschen Gesammtstaates stehen werden. Dieß ist nur möglich durch Wahl, nicht durch Erbgang. Hier war freies Feld, hier offene Bahn für wahre und kühne Gedanken,

und ich glaube, daß das deutsche Volk für solche Gedanken empfänglich ist.

„Man wendet wohl ein: was mag ein einzelner Mann ohne Hausmacht, ohne dynastischen Glanz? Aber in jener Zeit, als wir noch im deutschen Volk einen vollern Rückhalt hatten, als die Staatsmänner noch nicht darauf verzichten mußten, Volksmänner zu sein, wenn wir damals einen Mann gewählt hätten, einen solchen, der in der ganzen Größe bürgerlicher Einfachheit durch den Adel freierer Gesinnung auch die rohe Gewalt zu bändigen, die ver-verwilderte Leidenschaft in die rechte Strömung zu lenken verstanden hätte, gewiß einem solchen wäre das gesammte deutsche Volk eine Hausmacht gewesen! Ein Hauch jenes ursprünglichen Geistes gab sich noch kund in dem Beschluß der Volksvertretung, lediglich aus der ihr vom Volk verliehenen Macht einen Reichsverweser zu wählen. Ein Fürst wurde gewählt, nicht w e i l, sondern o b g l e i c h er ein Fürst war. Beigefügt aber war die Unverantwortlichkeit, und somit bereits in die konstitutionelle Dichtung eingelenkt. Besonders in Folge dieser Verbindung habe ich nicht für einen Fürsten gestimmt; ich sah schon den doktrinären Erbkaiser auftauchen, dessen Widersacher ich war, als er noch bei den Siebzehnern in Windeln lag, und der mir auch nicht lieber geworden ist, nun er ernstliche Versuche macht, auf den deutschen Thronsessel zu klettern.

„Seit jener Wahl ist die Stimmung weiter zurückgegangen, und der neueste Beschluß beschränkt dieselbe auf die regierenden Fürsten. Diese Beschränkung kann allerdings so gefaßt werden, daß die regierenden Fürsten eben

vermöge ihres Regentenberufes, nicht in ihrer dynastischen Eigenschaft, zur Oberhauptswürde gelangen können, denn andere Mitglieder der dynastischen Geschlechter sind ausgeschlossen. Das Wahlrecht in sich ist noch vorhanden, aber allerdings der Kreis der zu Wählenden um Vieles verengt. Es ist auch die periodische Wahl dasjenige, wodurch der äußerste Partikularismus noch beseitigt werden kann, der Partikularismus, durch welchen Ein Fürstenhaus und Ein Einzelstaat als Volk Gottes für immer über die andern gestellt wird, welche eben damit, wie der Herr Berichterstatter sich glücklich ausgedrückt hat, in das Verhältniß des Dienens treten würden. Die einmalige Wahl, vermöge welcher das zum Oberhaupt gewählte Oberhaupt die Würde vererben würde, diese erste Wahl ist ein letzter Wille, ein besonders feierlicher Verzicht auf das Wahlrecht. Ich hoffe, sie werden diesen Verzicht nicht aussprechen; er steht im Widerspruch mit dem Geiste, durch den Sie hieher gerufen sind. Die Revolution und ein Erbkaiser — das ist ein Jüngling mit grauen Haaren!

„Ich lege noch meine Hand auf die alte, offene Wunde, den Ausschluß Oesterreichs. Ausschluß, das ist doch das aufrichtige Wort; denn wenn ein deutsches Erbkaiserthum ohne Oesterreich beschlossen wird, so ist nicht abzusehen, wie irgend einmal Oesterreich noch zu Deutschland treten werde. Auch hier glaub' ich an die erste Zeit erinnern zu müssen. Als man Schleswig erobern wollte, wer hätte da gedacht, daß man Oesterreich preisgeben würde? Als die österreichischen Abgesandten mit den deutschen Fahnen und den Waffen des Freiheitskampfes in die Versammlung

des Fünfziger-Ausschusses einzogen und mit lautem Jubel begrüßt wurden, wem hätte da geträumt, daß vor Jahresablauf die österreichischen Abgeordneten ohne Sang und Klang aus den Thoren der Paulskirche abziehen sollten? Die deutsche Einheit soll geschaffen werden; diese Einheit ist aber nicht eine Ziffer; sonst könnte man fort und fort den Reichsapfel abschälen, bis zuletzt Deutschland in Lichtenstein aufginge. Eine wahre Einigung muß alle deutschen Ländergebiete zusammenfassen. Das ist eine stümperhafte Einheit, die ein Dritttheil der deutschen Länder außerhalb der Einigung läßt.

„Daß es schwierig, Oesterreich mit dem übrigen Deutschland zu vereinigen, wissen wir Alle; aber es scheint, Manche nehmen es auch zu leicht, auf Oesterreich zu verzichten. Manchmal, wenn in diesem Saal österreichische Abgeordnete sprachen, und wenn sie gar nicht in meinem Sinne redeten, war mir doch, als ob ich ein Stimme von den Tyrolerbergen vernähme oder das adriatische Meer rauschen hörte. Wie verengt sich unser Gesichtskreis, wenn Oesterreich von uns ausgeschieden ist; Die östlichen Hochgebirge weichen zurück, die volle und breite Donau spiegelt nicht mehr deutsche Ufer. Es genügt nicht, staatsmännische Pläne auszusinnen und abzumessen; man muß sich in die Anschauung, in das Land selbst versetzen, man muß sich vergegenwärtigen die reiche Lebensfülle Deutsch-Oesterreichs. Welche Einbuße wir an Macht, an Gebiet, an Volkszahl erleiden würden, das ist hinreichend erörtert; ich füge nur Eines bei: Deutschland würde ärmer um alle die Kraft des Geistes und Gemüthes, die in einer deutschen Bevölkerung

von acht Millionen lebendig ist. Ich glaube, daß wenn wir mit einem Bundesstaat ohne Oesterreich nach Hause kommen, unser Werk nicht überall wird gelobt werden; ich glaube dieß namentlich von dem südlichen Deutschland sagen zu können, wo zwischen der dortigen Bevölkerung und der österreichischen eine nahe Verwandtschaft der Naturanlagen und der geschichtlichen Erinnerungen obwaltet. Schonen Sie das Volksgefühl!

„Ich werde gegen meinen Landsmann, der vor mir gesprochen, (den Abgeordneten Rümelin von Nürtingen, der dem preußischen Erbkaiserthum das Wort redete), keinen Bürgerkrieg führen, aber ich glaube doch sagen zu können, daß auch meine Gesinnung in dieser Beziehung nicht in der Luft hängt. Wir wollen, meine Herren, — gestatten Sie zum letzten Mal! — einen Dombau. Wenn unsere alten Meister ihre riesenhaften Münster aufführten, der Vollendung des kühnen Werkes ungewiß, so bauten sie den einen Thurm und für den andern legten sie den Sockel, — der Thurm Preußen ragt hoch auf, wahren wir die Stelle für den Thurm Oesterreich! Der Thurmspitzen haben wir freilich eine große Zahl .... ich will mich anders fassen. Mitten in der Zerrissenheit dieser Versammlung war mir das ein erhebendes Gefühl, daß, so sehr wir uns oft gegen einander aufbäumen, wir dennoch durch das nicht mehr zu brechende, im Volksbewußtsein gefestigte Gebot der deutschen Einheit wie mit eisernen Banden zusammengeschmiedet sind; trennen Sie Oesterreich ab, so ist das Band zerschlagen. Zum Schluß, meine Herren, verwerfen Sie die Erblichkeit; schaffen Sie keinen herrschenden Einzelstaat; stoßen Sie

Oesterreich nicht ab, retten Sie das Wahlrecht, dieses kostbare Volksrecht, dieses letzte fortwirkende Wahrzeichen des volksmäßigen Ursprungs der neuen Gewalt. Glauben Sie, es wird kein Haupt über Deutschland leuchten, das nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Oeles gesalbet ist."

Bei der Kaiserwahl am 28. März enthielt sich Uhland der Abstimmung und am 11. April stimmte er gegen die Annahme der Reichsverfassung.

Inzwischen war in den deutschen Angelegenheiten ein bedeutender Umschwung eingetreten. Die gute Sache des Volkes war sichtlich im Niedergehen; Verwirrung überall, aus welcher die vor Kurzem noch so kleinlauten Regierungen ihren Nutzen zogen. Reichsverfassung und Parlament hatten keine Bedeutung mehr. Die Mehrzahl der Mitglieder des Letzteren, theils von ihren Regierungen zurückgerufen, theils an der Möglichkeit eines ferneren gedeihlichen Wirkens verzweifelnd, verließ Frankfurt; der zurückgebliebene Rest aber faßte den Beschluß, nach Stuttgart überzusiedeln.

Ende Mai hatte Uhland im Auftrag des dreißiger Ausschusses eine „Ansprache an das deutsche Volk" verfaßt, in der er auf die Schwierigkeiten hinwies, in welchen das zusammengeschmolzene Parlament sich befinde. Dieselben kämen theils her durch den Widerstand der mächtigsten Einzelregierungen und der Centralgewalt gegen Durchführung der Reichsverfassung, theils durch den massenhaften Austritt der Parlamentsmitglieder. „Diesen Hindernissen zum Trotz glauben wir noch immer unsern Bestand und die uns anvertraute Sache aufrecht erhalten zu können....

Den Regierungen, deren Staatsweisheit im vorigen Jahr so macht- und rathlos war und die, nachdem sie wieder warm geworden, uns nicht bloß Vereinbarung ansinnen, sondern sogar Oktroyirung in Aussicht stellen, ihnen halten wir beharrlich den schon im Vorparlament geltend gemachten, dann im Anfang unserer Verhandlungen feierlich ausgesprochenen und fortan thätlich behaupteten Grundsatz der Nationalsouveränetät entgegen.... Die Nationalvertretung unerloschen zu erhalten und die Verfassung lebendig zu machen, nehmen wir im verhängnißvollen Augenblick die thätige Mitwirkung des gesammten deutschen Volkes in Anspruch. Wir fordern zu keinem Friedensbruch auf, wir wollen nicht den Bürgerkrieg schüren, aber wir finden in dieser eisernen Zeit nöthig, daß es wehrhaft und waffengeübt dastehe, um, wenn sein Anrecht auf die Verfassung und die mit ihr verbundenen Volksfreiheiten gewaltsam bedroht ist, oder wenn ihm ein nicht von seiner Vertretung stammender Verfassungszustand mit Gewalt aufgedrungen werden wollte, den ungerechten Angriff abweisen zu können."

Dem Beschluß der Uebersiedlung der Nationalversammlung nach Stuttgart hatte sich Uhland entschieden widersetzt. Allein dennoch folgte er dem Reste der Versammlung in die schwäbische Residenz, weil er es für seine Pflicht hielt, das ihm vom Volk übertragene Mandat so lange als möglich aufrecht zu erhalten. In den wenigen Sitzungen, die hier noch gehalten wurden, widersetzte er sich mannhaft den unmöglichen Beschlüssen, die gefaßt worden. Dasselbe Ministerium, das aus der 48ger Bewegung hervorgegangen, erklärte endlich, es könne die Beschlüsse des so-

genannten Rumpfparlaments nicht weiter beachten, und beschloß, fernere Sitzungen desselben mit Gewalt zu hindern. Trotz alledem wurde noch der letzte Versuch einer Sitzung gemacht. Mit seinem Freunde Schott finden wir auch Uhland in dem Zug der Parlamentsmitglieder, welcher sich nach dem Sitzungslokale begeben will. Ein Kommissär der Regierung tritt ihnen entgegen und erklärt, daß das Lokal geschlossen sei und keine weitere Sitzung mehr gestattet werde. Militär war auf den Straßen und öffentlichen Plätzen aufgestellt; es gab einige Püffe; Uhland wurde zur Seite gedrängt, wobei ihm der Hut vom Kopfe gefallen sein soll. Uebertreibende Berichte, daß er vom Militär körperlich verletzt worden sei, hatte er in einer öffentlichen Erklärung auf das richtige Maß zurückgeführt, in welcher er u. A. sagt: „Die einzige Verletzung, die ich davon getragen, ist das bittre Gefühl der unziemlichen Behandlung, welche dem Reste der deutschen Nationalversammlung in meinem Heimatlande widerfahren."

Nach mehr als einjähriger Abwesenheit kehrte Uhland von abermaliger fruchtloser politischer Thätigkeit wieder nach Tübingen zu seinen Studien zurück. Im Sommer 1849 machte er eine Erholungsreise nach Hannover; in Baden traf er die Standgerichte in voller Thätigkeit mit Ausfüllung von Bluturtheilen beschäftigt. Hiegegen erhob er wieder seine männliche Stimme im „Beobachter" von Stuttgart und verlangte namentlich vom rechtlichen Standpunkte aus die Verwendung der württembergischen Regierung zu Gunsten derjenigen Württemberger, die in Baden wegen Theilnahme

an dem dortigen Aufstand gefangen und dem standrechtlichen Verfahren ausgesetzt waren.

In Tübingen arbeitete er wieder an einer Sammlung älterer deutscher Volkslieder. An einen Freund schrieb er u. A.: „Eine Arbeit dieser stillen Art setzt sich freilich dem Vorwurfe aus, daß sie in der jetzigen Lage des Vaterlandes nicht an der Zeit sei: ich betrachte sie aber nicht lediglich als eine Auswanderung in die Vergangenheit; eher als ein rechtes Einwandern in die tiefere Natur des deutschen Volkslebens, an dessen Gesundheit man irre werden muß, wenn man einzig die Erscheinungen des Tages vor Augen hat, und dessen edlern, reinern Geist geschichtlich hervorzustellen um so weniger unnütz sein mag, je trüber und verworrener die Gegenwart sich anläßt."

Die wiederaufgenommenen Studien, in welchen Uhland Trost suchte für die trübe Gegenwart, wurden auch einmal unterbrochen durch den Gerichtsdiener, der ihm, wie seinem ehemaligen Collegen im Parlament, dem Aesthetiker Vischer, eine Vorladung zur gerichtlichen Vernehmlassung, auf Requisition Kurhessens gegen einige vormalige kurhessische Mitglieder der Nationalversammlung, überbrachte. Allein trotz der gegen sie verhängten Geldstrafen verweigerten Beide, der Vorladung Folge zu leisten, „weil sie für ihr dortiges Verhalten von Niemand zur Rechenschaft gezogen werden könnten."

Die letzte amtliche Thätigkeit Uhlands fällt in den Sommer 1850, wo er als Mitglied des Staatsgerichtshofs, zu welcher Stelle er schon vor einigen Jahren von der Ständeversammlung ernannt worden war, zu fungiren hatte.

Der damalige provisorische Minister des Auswärtigen war nämlich wegen Verfassungsverletzung — wegen dem einseitig erfolgten Beitritt der württembergischen Staatsregierung zu dem sogenannten Interim — in Anklagezustand versetzt worden. Der Staatsgerichtshof hatte in dieser Angelegenheit zu entscheiden, und Uhland erhielt hierüber das Correferat zugetheilt. In einem ausführlich motivirten Bericht kam er zu dem Schluß, daß die Anklage begründet sei; er blieb aber mit dieser seiner Ansicht in der Minderheit.

Als durch Tiecks Tod in Preußen ein Orden pour le mérite erledigt wurde, beschloß das Ordenskapitel auf die Anregung Alexanders von Humboldt, diesen Orden an Uhland zu verleihen. Auf ein an ihn deßhalb gerichtetes vertrauliches Schreiben antwortete er jedoch ablehnend, weil die Annahme eines solchen Ehrenzeichens mit seinen Grundsätzen und seiner ganzen politischen Vergangenheit im Widerspruch stehen würde. Auch einen ihm von dem Könige von Bayern zugedachten Orden schlug er aus demselben Grunde, wie den preußischen, aus. „Jener Widerspruch," sagte er in dem betreffenden Schreiben, „würde um so stärker hervortreten, wenn ich in derselben Zeit mich mit Ehrenzeichen geschmückt fände, in welcher solche, mit denen ich als Mitglied der deutschen National-Versammlung zwar nicht in Allem, aber doch in Vielem und Wichtigem zusammenging, dem drückendsten Loose verfallen sind." Am Schluße des Ablehnungsschreibens versicherte er, daß es ihm für Erweise reichen Wohlwollens nicht an regem Gefühl fehle, zumal in einer Zeit, die auch bittre Erfahrungen gebracht habe, und daß es ihm schwer falle, durch Festhalten an Grund-

sätzen, denen er Treue schuldig sei, sich dem von andrem Standpunkt begründet erscheinenden Vorwurf der Schroffheit gerade da auszusetzen, wo er so gerne nur den Empfindungen der Dankbarkeit Raum geben möchte.

Es ist nur die strenge Schlußfolgerung seines politischen Charakters, wenn er sich in den letzten Jahren als Tübinger Bürger der aktiven Wahl eines Abgeordneten zur Ständeversammlung enthielt, da ihm die, übereinkunftmäßig zu reformirende, zur Zeit einseitig wieder in Vollzug gesetzte Verfassung von 1819, nach der Auflösung mehrerer neueren konstituirenden Landesversammlungen, nunmehr als eine oktroyirte erschien, die er als Staatsbürger durch Mitwahl nach deren Vorschriften nicht gutheißen wollte.

Seine Studien auf dem Felde des deutschen Alterthums, denen Uhland in den letzten Jahren wieder auf's Fleißigste oblag, erhielten durch die Gründung von Pfeiffers „Germania" eine neue Anregung. Als der Herausgeber ihm im Sommer 1855 den Plan zuerst mittheilte, aber die Ausführung desselben von seiner Theilnahme abhängig machte, ging er sogleich mit lebendigem Interesse auf die Gründung eines solchen Organs ein, und das anfängliche Bedenken, dem neuen Unternehmen seine Mitwirkung zuzusagen, nachdem er Jahre lang der Aufforderung, sich an einer in Norddeutschland erscheinenden Zeitschrift gleichen Faches zu betheiligen, widerstanden, war unschwer zu überwinden. Gleich das erste Heft wurde mit einem Aufsatze von ihm eröffnet, und fortan gehörte er zu den ausdauernsten, treuesten Mitarbeitern. Kein Jahr verging, ohne daß er nicht wenigstens Eine reife Frucht seines reichen Geistes

darin niedergelegt hätte. Seine Beiträge zur schwäbischen Sagenkunde und zur deutschen Heldensage sind Abhandlungen, die ebensowohl durch die ungemeine Belesenheit und Gelehrsamkeit auf dem Gebiete der gesammten Literatur des germanischen Alterthums, als auch durch die meisterhafte Beherrschung des Stoffes und die klassische Darstellung Bewunderung erregen und eine Zierde unserer Literatur bilden. *)

Als im November 1859 die deutsche Einheit, wenn auch nicht auf dem politischen Gebiete, sondern in der Huldigung sich manifestirte, welche das deutsche Volk seinem größten Freiheitsdichter und dem würdigsten Priester der Humanität darbrachte, fand sich der greise Uhland auch zur Schillerfeier in Stuttgart ein und nahm am Festzuge, sowie Abends an dem Banket auf dem Museum Theil. Einen auf ihn ausgebrachten Toast erwiederte er mit folgenden Worten:

„Als auf dem Festplatz die große Glocke der Stadt Stuttgart erklang, gemahnte sie mich daran, daß Schiller in jungen Jahren dieselbe vielmals gehört haben muß; daß eben dieser Klang in seiner Seele geschlummert haben und lange nachher zum berühmten Lied von der Glocke geworden sein mag. Er hat die Glocke zum Symbol einer umfassenden, dichterisch-sittlichen Weltanschauung erkoren. Eine große, weithallende Glocke ist Schillers ganze Poesie. Der Dichter hat gleichwohl nicht das Haupt emporgeworfen. Im Augenblicke, da die blühenden Töchter der Stadt den

---

*) Siehe Ludwig Uhland. Ein Nachruf von Fr. Pfeiffer.

Fuß der Säule bekränzten, sahen wir das edle, gebeugte Haupt vom hervortretenden Sonnenscheine beleuchtet. Ueber Länder und Meere tönt heute die Festglocke der Schillerfeier. Auch jenseits des Ozeans werden Deutsche, die nun seit zehn Jahren in der Verbannung leben, von einer heftig erregten Zeit her, in welcher selbst die Höchsten und Edelsten nicht auf festem Boden standen, diesen Laut vernehmen, mit schmerzlicher Erinnerung und doch mit freudigem Stolz auf den Gewaltigen aus dem Heimatlande. In der deutschen Heimat selbst wird die Glocke nicht unwirksam und segenlos verhallen. Daß die Feier, zu der sie geladen, eine volksthümliche sei, deß sind wir Alle Zeugen, die wir den in Ernst und Scherz wohlgelungenen Festzug angesehen. Mahnend und zugleich ermuthigend wird der ernste Klang in deutsche Länder dringen, die so lange schon in ihren theuersten Rechten sich gekränkt fühlen. „Heil'ge Ordnung, Himmelstochter", spricht der Meister des Glockengusses; zu der heiligen Ordnung aber zählt er das froh bewegte Leben „in der Freiheit heil'gem Schutz." Ertönen wird der Glockenruf in der Zerrissenheit des deutschen Gesammtvaterlandes, in dessen klaffende Wunde wir eben erst tief hinabblickten. „Concordia soll ihr Name sein!" Concordia tauft der Meister seine Glocke. Concordia bedeutet aber nicht eine träge, todte Eintracht, nein! wörtlich: Einigung der Herzen, in Schillers Sinne gewiß: Eintracht frischer, thatkräftiger, redlicher, deutscher Herzen. Concordia schalle hoch!"

Das war die letzte Rede, die der hochverehrte Dichter in einer größern Versammlung gehalten hat. Der Greis

Uhland ist den Ueberzeugungen des Mannes treu geblieben. Recht und Freiheit — das war das Zwillingsgestirn, das ihm in ungetrübtem Glanze leuchtete bis in die Nacht des Grabes. In den letzten Jahren, so versichern seine alten Freunde, war er milder geworden im persönlichen, besonders im politischen Verkehr. Gegen die preußische Hegemonie zeigte er aber stets die entschiedenste Abneigung, ohne deßhalb gegen seine politischen Gegner ungerecht zu werden. Mit dem nach Tübingen gekommenen preußischen Professor Duncker verkehrte er z. B. stets auf das Freundschaftlichste, obschon er mit dessen Ansichten über die Art und Weise der Neugestaltung Deutschlands unmöglich übereinstimmen konnte.

Zehntes Kapitel.

Uhland als Dichter. Ueber seine Persönlichkeit und Denkart. Sein Tod.

Einzelnes aus Uhlands Poesien haben wir in diesen Blättern gelegentlich bereits mitgetheilt, auf einzelne Charakterzüge des Dichters bereits hingewiesen. Er ist als solcher in ähnlicher Weise der Liebling der Nation geworden wie Schiller, nicht bloß wegen seiner spezifischen Dichterbegabung, denn sonst müßte Göthe vom deutschen Volk ebenso gut gefeiert werden wie Schiller und Uhland, sondern weil er mit seinem großen Landsmann das Pathos der Vaterlands- und Freiheitsliebe theilt, weil in seinen Liedern das Herz für das Volk durchschlägt, für freien Manneswerth, für deutsche Ehre und Größe, weil er zu jenen Dichtern gehört, die der Nation Trost spenden in unbefriedigter Gegenwart, Muth, Vertrauen und Hoffnung für eine bessere Zukunft.

„Uhlands Poesie," bemerkt Vischer treffend, „ruht auf einer Grundlage gesunder, herber Nüchternheit. Nicht erst

in der gemessenen Klarheit der Form ist diese zu suchen, man fühlt sie in dem spezifischen Duft, in der besonderen Blume durch, die in jeder ächten Dichtung das Geheimniß der Persönlichkeit herausfühlen läßt wie in jedem Weine den Erdboden, in dem er gewachsen. Es ist ein Geruch wie der des dampfenden frischgepflügten guten Ackers in der Morgensonne. Man mag von dem Bilde des Ackers auch auf das Bild des Brodes kommen und sagen, man schmecke etwas heraus wie kernhaftes Roggenbrod. Damit soll unserem Dichter ein sehr hohes Prädikat gegeben sein. Der Gegensatz des Roggenbrods wäre hier Bisquit. Es ist so gemeint, wie Göthe es meint, wenn er will, daß der Mensch — es gilt wahrlich ebenso von dem Dichter — mit festen, markigen Knochen auf der wohlgegründeten dauernden Erde stehe, auf daß nicht Wolken und Winde mit ihm spielen, wenn nirgends mehr haften die unsichern Sohlen. Nüchternheit, schöne kühle Klarheit, gesunder Sinn der Wirklichkeit, aber auch Bravheit, Treue, ursprüngliche, der Natur von Haus aus eigene volksmäßige Einfachheit ist es, was in dieser spezifischen Witterung von Uhlands Poesie uns entgegenkommt . . . Es ist eine schwere Glocke, die nicht leicht anschlägt; ist sie aber erst im Schwung, so ertönt runder, voller Glockenklang. Uhland hat nichts Blitzendes, er beleuchtet stet, ruhig." Und auch da, wo dieser Klang nicht voll und rund ist, haben wir doch den wackern Mann, der sein Herzblut ausströmen läßt in seine Gedichte, dem es immer Ernst ist um die Sache.

Volksthümlich ist unser Dichter zuerst geworden durch jene Lieder, aus welchen uns die treuherzig naive Weise

des Volksliedes entgegentönt. Aber meist ist das volkslied bei ihm zur Kunstpoesie gesteigert, vor Allem durch die Meisterschaft, die er in der Form bewährt. „Uhland," sagt Vischer, „ist sich durch alle verschiedenen Töne in Einem gleich und dieß ist die reine Gesetzmäßigkeit, in der Fülle die Sparsamkeit, die kein Wort zu wenig, keines zu viel sagt, die Knappheit, die niemals Dürftigkeit ist, das reine Entsprechen von Maß, Accent, Reim und Stimmung, Inhalt, kurz das Vollendete, das Klassische. Der Leser und Hörer hat das Gefühl der Zweckmäßigkeit im höchsten Sinne, der reinsten Befriedigung, das Gefühl, daß es nicht anders sein könne. Alles trifft zusammen, paßt, klappt. Das ist natürlich auch dem Begabtesten nicht im Traume gegeben. Uhland hat sich eine strenge Zucht aufgelegt, bis er es errang, seine kernigen Stämme so rein zu zimmern, daß nirgends mehr Spähne daran hängen, bis die Sache selbst so objektiv, so frei von aller Zuthat und Willkühr dastand." So ist Uhland im ausgedehntesten und besten Sinne populär geworden; seine Lieder fordern von selbst zum Volksgesange auf; sie sind ein liebes Eigenthum so gut des Handwerksburschen und Soldaten, wie des Gebildeten und Bürgers. — Als Balladendichter steht Uhland neben Göthe. Sein Eigenstes und Schönstes hat er wohl in dieser Form der Poesie geschaffen. Und selbst wenn er fremdländische Stoffe besingt, so weht uns daraus immer die Luft der deutschen Heimath entgegen. Von ächt vaterländischem Gehalt aber ist die herrliche Ballade „Die sterbenden Helden", während eine ganze Reihe Lieder, in denen er in hoher Begeisterung, aber auch in Spott und Grimm

seinem edlen Patriotismus poetischen Ausdruck verleiht, mit „vaterländische Gedichte" überschrieben sind. Aecht deutsch auch sind Uhlands Liebeslieder, ist es die Art, wie er die Frauen besingt wie er zu heiterm Genuß einlädt, und ächt deutsch endlich auch, wie seinem Herzen die heiligen Töne religiöser Weihe entströmen.

So fern von allem hohlen, unwahren Pathos, so durchaus wahr sich Uhland in seinen Gedichten darstellt, so erscheint uns auch seine Persönlichkeit. Einfach und schlicht in Haltung und Kleidung wandelt er einher, ein anspruchsloser deutscher Bürger. Den Gelehrten so wenig als den Dichter hätte ihm Jemand angesehen, und den so entschieden freisinnigen Patrioten und Politiker hörte man nie das „große Wort" führen und sah ihn nie, die unzufriedene Menge zu seinen politischen Zwecken benützend. Auf den ersten Anblick hatte seine Erscheinung viele Aehnlichkeit mit dem berühmten Romandichter Heinrich König; auch die festen, deutlichen Schriftzüge der Beiden gleichen sich, und wenn man daraus auf ihren Charakter schließen will, so stellt sich auch hier die Aehnlichkeit in der Gediegenheit der deutschen Gesinnung und der Integrität des ästhetischen und politischen Gewissens ein. — „Uhlands Kopf war" — so charakterisirt ihn Vischer — „nichts weniger als schön; kleines zurückgeschobenes Kinn gehört bekanntlich zu den auffallenden Mißbildungen des menschlichen Profils; über dieser unzulänglichen Basis trat schroff und herbgeschlossen, mit etwas abwärts gezogenen Winkeln der Mund hervor; die Nase war kräftig gebildet, hier lag nichts Kleinliches, Energie sprach aus ihrer mäßig gebogenen

Spitze. Was nun aber jedem prüfenden Auge den ungewöhnlichen Menschen verkündigte, das war die hohe, breite, ausgezeichnet individuelle Stirn; eine mäßige Einziehung über dem markirten Vorsprung der Augenknochen, dann eine rückwärts geneigte mächtige Auswölbung, die obere, früh kahl gewordene Fläche groß, nach leichter Einsenkung in kräftigen Hügeln nach Hinten abfallend — hier sprach Alles: dieß ist ein Charakter und ein Geist, tiefe Denkkraft, Forschergabe vereinigen sich da mit unbeugsamem Willen, auf den ein sicherer Verlaß ist, unbedingter Realität, Echtheit, Mannhaftigkeit, Standhaftigkeit... Nun aber legte und goß sich noch etwas ganz Anderes über diese harten, markigen und doch theilweise wieder kleinlichen Formen. Vor Allem muß ich die Schläfen nennen; eine nicht zu beschreibende, rührende Zartheit lag über dieser Bildung, erhöht von dem Spiele der etwas gerollten, früher blonden, ergrauten Locken. Das blaue Auge war klein und schien dem oberflächlichen Beobachter unbedeutend, natürliche Empfindlichkeit des Organs und Gewohnheit des Studirens hatte die Lider etwas zusammengezogen, geröthet und ein Netz von Fältchen um die äußern Winkel gebildet; wer aber genauer zusah, wer in vertrauter Nähe in dieß Auge blickte, dem sprach es von unergründeter Tiefe der Empfindung und Ahnung, von geheimen Wundern der Seele, von Milde und Güte. . . . Wer diese Schläfe, Locken, zarte Einziehung und Blick des Auges recht anschaute, dem war, als hätte die herben Grundlagen der Kraftbildung ein Anhauch von oben berührt, mit lindem Wehen übergossen, mit zarter Hand darüber gleitend besänftigt und geweihet

— ja wahrlich, der erkannte den »numine afflatum« Ja auch eine besondere Weichheit lag in dieser poetischen Anwehung der harten Züge, diesem Anflug, der den Erwählten der Muse kund gab, diesem Stempel der innern Jugend, der auch dem Greise blieb.“

Die gediegene Mannhaftigkeit und Treue Uhlands zeigte sich in seiner ganzen Lebensführung, in all seinem Dichten und Trachten, und besonders auch in der Art und Weise seines Schaffens. Weder in seinen poetischen Hervorbringungen, noch als Gelehrter war er, was man einen raschen Arbeiter nennt. Alle seine Arbeiten, sagt sein Strebensgenosse auf dem Gebiete der deutschen Alterthumskunde, Franz Pfeiffer, sind nur langsam und zögernd gereift. Unermüdlich, zäh und ausdauernd im Einsammeln des Stoffes, den er von allen Seiten her, aus Büchern und Handschriften zusammentrug, zögerte er doch stets mit der Ausarbeitung, so lange er noch irgend eine Lücke in seiner Kenntniß wußte, und Jahre lang konnte er auf die Oeffnung einer ihm verschlossenen Quelle warten. Erst wenn er überzeugt war, das gesammte erreichbare Material in seiner Gewalt zu haben, legte er Hand an und führte dann die Ausarbeitung überraschend schnell zu Ende. Gegenstoffe, deren Erforschung und Erklärung Orts- und Lokalkenntniß voraussetzt, nahm er nie in Behandlung, ohne zuvor an Ort und Stelle das Terrain zu studiren und die genauesten Erhebungen zu pflegen. Streng gewissenhaft wie in seinen literarischen Arbeiten war er auch in all seinem übrigen Thun, und wie er nach einer gewissen Regel und Ordnung arbeitete, so wehte uns auch

aus seinem stets aufgeräumten Studierzimmer, wo Alles seinen bestimmten Platz hatte, und aus den übrigen, einfach möblirten Gemächern seiner Wohnung dieser Geist bürgerlicher Ordnung entgegen. In seinem Benehmen fehlte ihm die französische Leichtigkeit; er war nicht, was man nennt: ein unterhaltender, geistsprudelnder Gesellschafter. Seine Schweigsamkeit haben wir bereits kennen gelernt; er war ein Feind eitlen Geschwätzes, leerer Worte. Die neugierige Zudringlichkeit geniesüchtiger Literaten, die ihre eigene Person durch einen Besuch bei dem berühmten Dichter zu einer höhern Bedeutung erheben wollten, fand nie ihre befriedigende Rechnung. Wo dagegen der Verkehr eine natürliche Vertraulichkeit hatte, das Gesprächsthema sich um seine Lieblingsstudien bewegte, da wußte sich Uhland warm und lebendig mitzutheilen. Unter seinen bewährten Freunden konnte er bei einem Glase Wein recht heiter sein und lachen. Die Freundestreue, die er in seinen Dramen so herrlich geschildert, hat er gegenüber denjenigen, die er einmal lieb gewonnen, als ein heiliges Kleinod bis an sein Lebensende hochgehalten und die Freundespflicht unter allen Umständen bis zu den kleinsten Anforderungen pietätvoll erfüllt. Eine besondere Anhänglichkeit und Aufmerksamkeit legte er gegen Jeden, auch den Geringsten aus dem kleinen Häufchen an den Tag, das sich mit dem Studium des deutschen Alterthums befaßt. Wie Viele unter ihnen, die dieß nie geahnt hätten, sind nicht von seinem theilnehmenden Besuch überrascht worden!

Unter den ihm befreundeten Dichter stand ihm, wie wir wissen, besonders Justinus Kerner nahe, den er als

Mensch und Dichter hochschätzte, dessen Geisterglauben aber seinem gesunden Denken und Fühlen widersprach. Er schrieb ihm einmal: „Was in diesen Arbeiten (das Geisterwesen betreffend) Dein ist, was rein und ungetrübt aus Deiner Beobachtung und Naturanschauung hervorgeht, davon bin ich des schönsten Gewinns für Alle versichert, denen klar ist, daß man in die wunderbaren Tiefen der Menschennatur und des Weltlebens ohne lebendige Phantasie niemals eindringen werde. Was Dir aber von Andern zugetragen und fremdartig eingemischt wird, dagegen bin ich in hohem Grade mißtrauisch und feindselig gesinnt; ich meine nicht sowohl die gelbe Weste des Pfarrgeistes zu N., als vielmehr die Eschenmayer'sche Theologie, auf diese Gegenstände angewendet." Und ein andermal, an Justinus Kerner erinnert, äußerte Uhland im Ton einer ruhig herzlichen Theilnahme: „Es muß nun nächstens Einer von uns nach Weinsberg gehen, dem guten Kerner etwas aus seinem magnetischen Wunderwesen herauszuhelfen, das doch zu arg zu werden anfängt."

Gesund war Uhlands gesammte Weltanschauung. Wir haben gesehen, daß ihm persönlich die Philosophie nicht Bedürfniß war, aber die Freiheit der Wissenschaft wollte er hoch gehalten, des vorübergehenden Mißbrauchs wegen wollte er dem Prinzip der Freiheit nichts vergeben wissen, und hielt die Ansicht fest, daß die Wahrheit in allen Gebieten des Lebens nur durch Freiheit siegen werde, während der der Natur des Geistes widersprechende Zwang, zumal im Dienst unlauterer Interessen geübt, den unausweichlichen Kampf nur verlängere und erschwere — Nieman-

den zum Heil. Als zu Anfang der vierziger Jahre von hochkirchlicher Seite sich gegen Professor Vischer schwere Anklagen wegen „Untergrabung des Christenthums", „Atheismus" u. s. w. erhoben, sprach sich Uhland sehr entschieden gegen dieses Gebahren aus. Er haßte jede Art von Geistesdruck, Beschränkung und Knechtung der Gewissen, pfäffische Anmaßungen und Gewaltthaten. Von Innen heraus muß sich die Entwicklung jeder Wahrheit, also auch der religiösen, vollziehen, das war sein Grundsatz, und in solcher Weise hat sich seine eigene religiöse Weltanschauung gebildet und befestigt; das heilige Senfkorn ist bei ihm zu einem fruchtreichen Lebensbaume geworden, an dem sich sein ganzes Wesen sittlichkräftig, wahrheitsliebend und das Wohl seiner Mitmenschen anstrebend emporgerankt hat. Er haßte alle Frivolität, aber ebenso war ihm alles süßlich frömmelnde, starr dogmatische, pharisäisch unduldsame Wesen zuwider. Er ehrte bis zu seinem Tode die äußern Gebräuche der Kirche und liebte es, mit der Gemeinde an Sonn- und Festtagen den Gottesdienst zu feiern. Wahrlich, auch der Aufgeklärteste ist nicht aufgeklärt genug, daß ihm zuweilen ein Wort der Ermahnung, der Erhebung, des Trostes, von der Kanzel gesprochen, nicht wohlthun würde — wenn nur dieß Wort immer von den rechten Lippen käme! Es ist gewiß ein schöner, kindlicher Zug an unserm großen Dichter, daß er sich in Gemeinschaft der Gläubigen demüthig vor Demjenigen beugte, in dessen Hand wir alle gegeben sind. Das Vertrauen Uhlands auf den endlichen Sieg des Guten über das Böse war verschwistert mit seinem Glauben an eine allwaltende Gerechtigkeit, mit der Ahnung

der Allgegenwart des Göttlichen in der Natur wie im Menschenleben, mit der unerschütterlichen Ueberzeugung von der Fortdauer des menschlichen Geistes.

Uhlands geistige Gesundheit war auch getragen von einem gesunden Körper. Bis zu seiner letzten Krankheit hatte er nie eines Hausarztes bedurft; noch in seinem 73. Jahre war er ein rüstiger Fußgänger und kräftiger Schwimmer. Wenn es die Witterung immer zuließ, so pflegte er an den Sommervormittagen täglich im Neckar zu baden. Durch diese heilkräftige Gewohnheit hatte er sich so abgehärtet, daß er in den letzten Jahren noch zum Erstaunen der Umgebung bei 11 Graden Bäder im Bodensee nahm. Seine kernhafte Gesundheit verdankte er besonders auch der großen Mäßigkeit, die er in allen Dingen beobachtete. So stand sein geistiges und physisches Leben in voller Harmonie, und wenn er nicht mehr erleben sollte, für was er so mannhaft gekämpft: die Freiheit des Volkes, die Einheit der deutschen Nation — die Genugthuung hatte er immerhin, daß die Wägsten und Besten unter Deutschlands Männern zu seiner Fahne hielten.

Nach menschlicher Voraussicht hätte Uhland leicht noch eine hübsche Reihe von Jahren leben können. Allein seiner Freundestreue ist er vor der Zeit ein Opfer geworden. Als am 24. Februar 1862 Justinus Kerner in Weinsberg beerdigt wurde, eilte er trotz der sehr unfreundlichen Witterung dorthin, um ihm am Grabe die letzte Ehre zu erweisen. Hier zog er sich eine verhängnißvolle Erkältung zu, die er anfänglich wenig zu achten schien, denn als wenige Wochen nachher sein Jugendgefährte Bauer, Professor der Anatomie in Tübingen, starb, nahm er ebenfalls

an dessen Begräbniß Theil. Auch fühlte er sich noch zu seinen gewohnten Arbeiten aufgelegt; eine Abhandlung über „Die Todten von Lustnau“ trägt das Datum vom 6. Febr. Sie sollte aber seine letzte Arbeit sein. Die Glückwünsche zu seinem fünfundsiebenzigjährigen Geburtstage, welche im April aus allen Gegenden Deutschlands in Tübingen einliefen, trafen den hochverehrten Dichter im Krankenbette; er konnte sie nicht mehr einzeln erwiedern und verdankte sie einige Zeit später in seiner gewohnten einfach herzlichen Weise in öffentlichen Blättern. Unter den ehrenden Aufmerksamkeiten, die ihm an diesem Geburtstage erwiesen wurden, rührte ihn besonders eine anonyme Gabe. Aus einer oberschwäbischen Stadt erhielt er nämlich ein Schreiben, offenbar von weiblicher Hand, worin erzählt ward, wie die Schreiberin, als sie am Feste der Verkündigung Mariä nach der Kirche spazieren gegangen, unter dem schönen blauen Frühlingshimmel von dem Gedanken an die prächtige Schilderung im „Waller“ ergriffen worden sei:

„Blieb der goldne Himmel offen,
Als empor die Heil'ge fuhr?
Blüht noch auf den Rosenwolken
Ihres Fußes leichte Spur?“ rc.

Da habe es sie in ihrem Innern gedrängt, dem Dichter zu seinem Geburtstage ein Zeichen ihres Dankes zu senden. Was sie ihm am liebsten geschickt hätte, habe sie nicht in erwünschter Güte in ihrer Umgebung auftreiben können; sie sei daher so frei, ihm inliegend einen Dukaten zu senden, für den er sich eine oder zwei Flaschen recht guten Weines verschaffen und beim Trinken der Uebersenderin

freundlich gedenken möge. Uhlands Gattin schlug nun vor, das Geld in's Armenhaus zu schicken. „Zweimal so viel!" stimmte der Dichter bei, „aber der Dukaten gehört mir, und der freundlichen Geberin muß ihr Wille geschehen!" Und so geschah es auch. Wiederholt hat Uhland versichert, daß ihn selten etwas so gefreut habe, als die treuherzige Art und Weise, wie eine Unbekannte seinen Sang gelohnt. —

Das Leiden, das sich nach und nach bei ihm ausgebildet hatte, wollte sich nicht mehr heben lassen. Im Sommer 1862 suchte er vergeblich Linderung im Soolbad von Jaxtfeld. Die oben erwähnte Abhandlung, „Die Todten in Lustnau", nahm der Patient dorthin mit, in der Hoffnung, hier die letzte Hand daran legen zu können. „Diese Hoffnung sollte sich aber nicht erfüllen," heißt es in einem Briefe, den Uhlands Gattin an Franz Pfeiffer schrieb. „Die geistige und körperliche Müdigkeit, die ihn so bedrückte, blieb sich gleich. Zuweilen hatte er wohl eine gute Stunde, wo er sich der lieblichen Gegend erfreuen konnte. Er saß dann gerne auf der Terrasse vor dem Badhause, wo man einen gar schönen Blick den Fluß hinauf und hinab hat, meist in seine Gedanken vertieft, manchmal aber auch zu Mittheilungen geneigt. Mit Trauer sagte er aber öfter, daß ihm das Gefühl, nicht arbeiten zu können, das Schmerzlichste in seiner Lage sei. Er hat in der ganzen Zeit seines Leidens, seit Anfang März, keinen Brief mehr geschrieben."

Kränker noch, als er dasselbe verlassen, kehrte er wieder nach Hause zurück. Seine Kräfte nahmen mehr und mehr

ab, die Klarheit des Bewußtseins fing an zu schwinden; Athmungsbeschwerden traten ein und bereiteten ihm empfindliche Schmerzen. Die Möglichkeit eines tödtlichen Ausgangs seiner Krankheit ahnend, hatte Uhland noch rechtzeitig auf diesen Fall hin seine Anordnungen getroffen und sah dann ruhig und gefaßt seinem Ende entgegen. In der ersten Zeit der Krankheit äußerte er noch zuweilen seine Theilnahme an literarischen Dingen, und hatte ihm namentlich die Schrift von G. v. Wyß über die Sempacher Schlacht und Arnold von Winkelried Freude bereitet. Aber zuletzt wurden der lichten Momente seines Geistes immer weniger und immer mehr nahm die physische Schwäche überhand, bis am 13. November 1862 Abends 9 Uhr das so edle, reiche und schöne Leben dahinschied. Ganz Deutschland empfand den herben Verlust, den es erlitten, auf's Schmerzlichste; so lebte Wesen und Sinn des gemüthvollen Dichters, des wackern Vorkämpfers für deutsche Freiheit, des braven deutschen Ehrenmannes in Aller Herzen, daß es in dem großen und vielgestaltigen Deutschland fast kein Städtchen giebt, in welchem nicht für ihn eine pietätvolle Todtenfeier abgehalten wurde. Von dieser feierlichen Trauerbezeigung machte auch die stammverwandte Schweiz keine Ausnahme, und überall, wo Deutsche wohnen, in England und Frankreich, in Rußland und Amerika, vereinigte sie die Nachricht von Uhlands Tod zum gemeinsamen Andenken.

Das Begräbniß des großen Todten fand in Tübingen am 16. November, einem Sonntage, statt. Die Feierlichkeit war ebenso großartig als würdig. Nahezu tausend Theilnehmer von Nah und Fern begleiteten den mit zwölf

Lorbeerkränzen geschmückten Sarg von dem Hause an der Neckarbrücke bis auf den Friedhof. Am Trauerhause sangen die akademische Liedertafel und die Mitglieder des Stuttgarter Liederkranzes, während der Sarg auf den Leichenwagen gebracht wurde, den Choral: „Mag auch die Liebe weinen." Den von vier Pferden gezogenen Trauerwagen geleiteten zu beiden Seiten je vier Studirende; unmittelbar an denselben schloß sich der nicht enden wollende Zug mit den vielen florumhüllten Fahnen und Standarten, unter denen besonders die große Fahne des schwäbischen Sängerbundes, welche vor fünf Jahren vor dem Hause des Dichters ihre erste Weihe erhalten, hoch emporragte. Am Grabe angekommen, sang die akademische Liedertafel die erste Strophe des Liedes: „Stumm schläft der Sänger, dessen Ohr Gelauschet hat an andrer Welten Thor", worauf Dekan Georgii, persönlich mit dem Dichter befreundet, die geistvolle Leichenrede hielt. Er sagte u. A.: „So verschieden und ungleichartig die Bestrebungen unserer Zeit, so entgegengesetzt die Bahnen sind, welche Männer von gleich sittlichem Werth, von gleicher geistiger Kraft heute gehen, so getheilt das Leben unsers Volks in seinen Neigungen und Abneigungen ist — der Name dieses Todten ist eines jener Kleinode, das in Palästen und Hütten, von Fürsten und Bürgern, im Kreise der Arbeit wie der Wissenschaft mit gleicher Liebe gehütet und bewahrt wird, soweit die deutsche Zunge klingt. Die Pietät, die gereinigte Stimmung, die leidenschaftslose Verehrung, die dem Namen dieses deutschen Dichters von Allen gezollt wird, bildet ein Band, das Alle umschlingt, in dessen Ring jeder Miß-

laut sich lös't, dessen geistige Kraft und Gewalt vor dem Tod, vor dessen Hauch nur die irdische und leibliche Erscheinung erbleicht, unberührt blieb, am Grabe nur sich stärkt und festigt. . . . An die großen und glänzenden Erscheinungen auf dem Gebiet des Geistes stellt sich nun aber auch von denen, die sie als Führer betrachten, unwillkürlich die sittliche Forderung: sie möchten, wie sie durch den Adel und die schaffende Macht ihres Geistes in Kunst, Poesie, Wissenschaft glänzen, so nicht minder durch edle Denkart, sittliche Würde, fleckenlose Reinheit des Lebens als Vorbilder leuchten. Am Grabe dieses Todten wehrt uns nichts, davon Zeugniß zu geben, wie solche Harmonie der Kräfte und Bestrebungen in ihm ausgeprägt war, wie seine Energie in sittlicher Lebensbildung in nichts zurückstand gegen sein sonstiges Verdienst. Frei von jenem Wetteifer des Ehrgeizes, jener aufstrebenden Eitelkeit und falschen Ostentation des Talents, welche in dem Leben geistesgroßer Männer so leicht die sittlichen Linien stört und verrückt, eignet ihm ein männlich sittlicher Ernst, eine im strengsten Sinne wahre Natur, die kein Falsch, keinen Schein, nichts Gemachtes an sich duldete, auch nie nach der Gunst der Menschen haschte, selbst verdientem Beifall und berechtigter Anerkennung sich entzog. Hierin wurzelte die Treue und Festigkeit, die wohl auch an's Unbeugsame grenzende Konsequenz, welche die einmal gefaßten Ueberzeugungen in jedem Lebensgebiet mit männlichem Freimuth bekannte, standhaft vertheidigte, mit Opfern vertrat, auch unter bittern Erfahrungen. Seine Ansicht, sein Urtheil konnte irren, sein Charakter blieb immer wahrhaft und treu sich selber.

Das Gesetz achtete er heilig, Umgehung auch im Kleinen war ihm zuwider. Für gemeinnützige Zwecke war er immer zu Opfern, für das Bedürfniß der Armuth stets zu reicher Gabe bereit. Wo er im Verkehr mit Andern, zumal mit der Jugend, ein edles Streben wahrnahm, da war er stets aufmunternd, wohlwollend und gütig, nur gegen Gemeinheit verschlossen, dem Dienste der Freundschaft mit wahrster Hingebung des eigenen Selbst und zuverlässigster Gesinnung zugethan, voll Dankbarkeit noch für die Theilnahme, welche ihm in seinen letzten Leiden von allen Seiten geworden." . . .

Während nach der Leichenrede der Sarg versenkt wurde, sang die akademische Liedertafel den Chor: „Christus, der ist mein Leben", und nun traten die Träger der Fahnen an die Gruft und schwangen sie über der theuern Leiche. Es war ein Augenblick der tiefsten Rührung; aus manchem Männerauge quoll die Thräne des Leids. Aber der Geist des Todten schwebte jetzt über den Trauernden und segnete sie zu guten Vorsätzen und braven Thaten.

Nun trat der älteste und vertrauteste Freund Uhlands, sein Genosse in der schwäbischen Dichterschule, Karl Mayer aus der Reihe der Leidtragenden hervor und trug, schwer ringend mit seiner Empfindung, tiefempfundene Verse auf den dahingeschiedenen langjährigen Freund vor. Sodann sprach J. G. Fischer die nachfolgende kraftvolle Ode:

Heilige Stätten sind es, wo der Fußtritt
Hoher Menschen gewandelt; aber eine

Ist die heiligste: wo um ihre Asche
Dankend die Nation sich sammelt;

Wo in den Markstein, welcher eines großen
Lebens Grenze beschließt, die Weltgeschichte
Einen Namen gegraben, dessengleichen
Nur in Jahrhunderten einer aufsteht.

Heute auch dir, du sonnenheller Name,
Wies die Stätte der Geist, der dich gesendet,
Deinem Volke zu zeigen, welch ein Segen
Eines erprobten Mannes Kraft ist.

Und wir empfinden ganz den Meistersegen
Mit den Tausenden allen, welche ferne
Dieses seltenen Tags mit uns gedenken,
Dankend wie wir dem seltnen Todten.

Wenige Augenblicke — und wir scheiden,
Deinem Schlummer allein dich überlassend;
Aber deines begeisterten Volkes Herz wird
Stärkung an deinem Grabe suchen.

Weinende Jungfrauen, denen deine Harfe
Goldne Lieder in's Herz klang, werden kommen
Die Gelübde zu lösen, die sie deiner
Frauengestalten Vorbild schwuren.

Aber an euch, ihr deutschen Musensöhne,
Die die Fackel vor Uhlands Namen schwingen,
Wird sein Mahnen ergehn, und vom Pokal euch
Rufen zum ernsten Männerkampfe.

Jünger des Lieds, auch ihr, ihr kommt und lernet,
Welche Lieder und Thaten eurem Volke
Perlen gelten, die ächten Werths gewiß sind,
Kommet und lernt's an diesem Grabe.

Drängen doch die sich selbst zur Fahne, denen
Keine Ader von seinem Geist geworden,
Weil sie hören wie hell der Schild erglänze
Ueber dem Grab des Patrioten.

Endlich, wenn du erscheinst, du Geist der Zukunft,
Suchst du unter den Namen, die für Deutschlands
Sieg und Ehre im Vordertreffen stritten,
Und du wirst rufen: Ludwig Uhland!"

Stadtschultheiß Sick aus Stuttgart sprach einige gehaltvolle Worte Namens dieser Stadt, welche, ihr Volksvertreter einst und ihr Ehrenbürger, Ludwig Uhland durch sein Angehören geehrt habe.

Endlich betrauerte den Dahingeschiedenen Ludwig Seeger in dem schönen Gedicht:

„Es ist ein Mann von uns genommen,
Ein Sänger und ein Held zugleich,
Und große Trauer ist gekommen
Weit über alles deutsche Reich.
Nicht schöner singen Nachtigallen,
Als er, vom Frühlingswind umspielt:
Kein Held ist je im Feld gefallen,
Der fester seine Fahne hielt.

Du schlugst die Augen auf zum Leben
Im Lenz bei süßem Vogelschall,
Und jetzt, wo graue Wolken schweben,
Thust du sie zu beim Blätterfall.
Du sangst am Abend, wie am Morgen,
Von alt' und neuer Zeit; dein Herz
Kannt' Eine nur von allen Sorgen,
Um's Vaterland den herben Schmerz.

Ein Volkstribun, ein tapf'rer, standest
Du ein für's gute alte Recht.
Die Pfeile trafen, die du sandtest,
Und Keinem wichst du im Gefecht,
Und als ein neues Recht zu schaffen
Es galt der ganzen Nation,
Kühn schwangst du da die alten Waffen,
Die du geführt als Jüngling schon.

Du liebtest Sterne nicht, noch Orden,
Des Volkes Liebe war dein Stern,
Nie bist du kalt, nie alt geworden,
Jung bliebst du stets im tiefsten Kern.
D'rum weint um deine Kraft und Tugend,
Wie um den Vater weint der Sohn,
Die du geliebt, die deutsche Jugend,
Die ganze deutsche Nation.

Es ist ein hoher Baum gefallen,
Es steht im Wald kein edler Holz,
Frei ragt' er in den grünen Hallen
Selbst neben Riesen kühn und stolz;
Wie duftete der Blüthen Fülle
Mit jedes Frühlings Wiederkehr!
Da liegt sie des Entseelten Hülle . . .
Weh! unser Uhland ist nicht mehr!

Was leuchtet fern? . . . Mit Blüthenzweigen
Ragt dort ein and'rer Wunderbaum,
Ich seh' ihn hoch und höher steigen,
Und wiegen sich im freien Raum.
Es sinken hoch herab die Aeste
Und wurzeln wieder tief im Grund;
Ha! eine lebend grüne Veste, . . .
Ein Wald, . . . ein Volk, . . . ein Völkerbund!

Die Bäume steh'n in Sturm und Wetter
Zusammen fest und keiner weicht.
Vor Wonne rauscht das Meer der Blätter,
Wenn einst sein Geist den Wald durchstreift.
Das rankt und sproßt und treibt ohn' Ende,
Stamm wächst an Stamm und Schoß an Schoß ...
An Seinem Grab gebt euch die Hände,
Und Eins wird Deutschland, frei und groß."

Als der Zug von dem Kirchhofe zurückkehrte, drängten sich noch Hunderte an das offene Grab, um dem Todten noch den letzten Tribut ihrer Verehrung zu bringen. Am Abend bewegte sich ein großartiger Fackelzug der Tübinger Studenten zur Ruhestätte des Dichters. Den Schluß der Todtenfeier bildete in akademischer Weise ein Trauerkommers im großen Museumssaal der Universitätsstadt, zu welchem Rektor und Senat geladen waren.

Ludwig Uhland, der für die höchsten Güter des deutschen Volkes gedichtet und getrachtet, will auch noch im Tode diesem Volke angehören; singt er doch selber:

„Wohl werd' ich's nicht erleben,
Doch an der Sehnsucht Hand
Als Schatten noch durchschweben
Mein freies Vaterland."

Halten wir Alle seinen Geist stets gegenwärtig in redlicher Arbeit und Pflichtübung, so darf es uns nicht bange sein um das zukünftige Schicksal des deutschen Vaterlandes — die Sehnsucht des Dichters wird sich dann erfüllen!



Inhalt.